

Signatur: *H. p.*Datum: *17. Sept. 1913.*

Der Ostasiatische Lloyd (Shanghai)

Nr. *38* vom *17. Sept. 1913.***Politische Rundschau im Osten.****China.****Yuan-Shi-kai.**

In der vergangenen Woche ist in einem Teil der chinesischen Presse sowie in den englischen Zeitungen Ostasiens wiederholt davon die Rede gewesen, der Prinzregent habe die Absicht gehabt, angesichts der sehr schwierigen auswärtigen Lage und des Mangels an zur Wahrnehmung der Interessen Chinas geeigneter Staatsmännern Yuan-Shi-kai wieder nach Peking zurückzuberufen, dieser aber habe es abgelehnt, dem Rufe des Regenten Folge zu leisten. Nach unseren Informationen entspricht das keineswegs den Tatsachen. Bereits vor einigen Wochen hat Generalgouverneur Tuan-fang im Laufe der verschiedenen Audienzen, die er beim Prinzregenten hatte, ehe er sein Amt in Tientsin antrat, dem Regenten die Rückberufung Yuan-Shi-kais nahegelegt, hatte aber eine entschieden ablehnende Haltung beim Prinzen Chun festgestellt. Schon aus diesem Grunde war die Meldung eines Sinneswechsels des Regenten mit grosser Vorsicht aufzunehmen. Andererseits soll nicht verkannt werden, dass unter einem Teil der Peking Staatsmänner die Stimmung, Yuan-Shi-kais grosse Erfahrung und Arbeitskraft wieder dem Reich nutzbar zu machen, entschieden im Wachsen begriffen ist. Die Schwierigkeiten häufen sich: es fehlt an geeigneten und vor Allem an starken unabhängigen Männern. Der Ausgang der Verhandlungen mit Japan wegen der süd-mandschurischen Fragen hat alles Andere eher bewirkt, als dazu beigetragen, die Lage zu verbessern. Grosssekretär Na-tung, der seit Yuan-Shi-kais Rücktritt die Seele des Waiwupu ist, möchte lieber heute als morgen seinen Peking Posten mit einem in der Provinz vertauschen. Er hat den Regenten, bei dem er in grosser Gunst steht, gebeten, ihn nach Tientsin zu senden und Tuan-fang das Kriegsministerium zu übertragen, dessen Präsident Tieh-lang schon seit längerer Zeit keinen Einfluss mehr besitzt, so dass von seinem Rücktritt sehr ernstlich gesprochen wird. Dann aber würde noch immer ein Nachfolger für Na-tung im Waiwupu fehlen, und in Peking drängt sich zur Uebernahme dieses dornenvollen Amts Niemand. Na-tung hat sich deshalb telegraphisch an Yuan-Shi-kai mit der Frage gewandt, ob sein Gesund-

heitszustand ihm erlauben würde, nach Peking zurückzukehren. Offenbar wollte er feststellen, ob Yuan zu Schritten bereit sei, die es ihm (Na-tung) möglich gemacht hätten, dem Regenten die Rückberufung Yuans nochmals unter für den Prinzen Chun annehmbaren Bedingungen vorzuschlagen. Na-tung hat aber eine so schroff ablehnende Antwort aus Chang-te-fu erhalten, dass die Sache damit ohne Weiteres erledigt ist. Leicht wird eine Rückkehr Yuan-Shi-kais nach Peking unter keinen Bedingungen sein. Ganz abgesehen von der Rolle, die er seiner Zeit bei dem Staatsstreich gespielt hat, der im Jahre 1898 tatsächlich die Kaiserinwitwe Tse-Hsi wieder an Stelle des Kaisers Kuang-Hsü auf den Drachenthron hob, ist in Peking auch bekannt, dass Yuan-Shi-kai ein ausgesprochener Gegner der Uebernahme der Regentschaft durch den Prinzen Chun war; er soll sich auf allerlei Umtriebe eingelassen haben, die darauf hinausliefen, die Witwe des Kaisers Kuang-Hsü, eine politisch vollkommen bedeutungslose Frau, zur Regentin während der Minderjährigkeit des Kaisers Hsuan-Tung zu machen. Ist das, wie es scheint, wahr, so würde allerdings das Misstrauen des Prinzen Chun gegen Yuan-Shi-kai damit eine weitere Erklärung finden, die Zahl der Gründe aber, aus denen Prinz Chun Yuan-Shi-kai keinen Schritt entgegenkommen wird, sich um einen gewichtigen vermehren. Andererseits aber wird auch Yuan-Shi-kai sich sagen, dass er unter diesen Umständen wenig Aussicht haben würde, sich in Peking durchzusetzen und wirklichen Einfluss auf den Gang der Dinge auszuüben. Indessen wird man daraus wohl kaum den Schluss ziehen dürfen, dass es überhaupt nie einen Weg von Chang-te-fu nach Peking geben wird, auf dem Yuan-Shi-kai nach der Hauptstadt zurückkehren könnte. Die Zeit dafür ist nur noch nicht gekommen. Freunde des gestürzten Staatsmanns rechnen aber damit, dass sie kommen wird, und glauben, dass es in vier bis fünf Jahren der Fall sein wird. Entspricht das den Tatsachen, so erscheint es auch durchaus erklärlich, dass Yuan-Shi-kai heute den Wunsch hegt, sich vorläufig noch „mit Rücksicht auf seine Gesundheit zu schonen“ und sich von jeglicher Tätigkeit im politischen Leben und Treiben fernzuhalten, die seine Aussichten für die Zukunft nur verschlechtern könnte.

Der Ostasiatische Lloyd (Shanghai)

Nr. *38* vom *23. September 1910***Yuan-Shih-kai.**

Nachdem eine Zeit lang die Nachricht umgegangen ist, dass Yuan-Shih-kai in absehbarer Zeit wieder ein ausschlaggebendes Amt übernehmen werde, scheinen nunmehr diese Aussichten wieder im Schwinden begriffen zu sein. Es ist nicht das erste Mal, dass Yuan-Shih-kais Rückkehr in den Staatsdienst das Tagesgespräch bildet. Vielmehr kann man verfolgen, dass jedes Mal, wenn die japanische Politik einen besonders ins Auge fallenden Erfolg in China erreicht hatte, der Ruf nach Yuan-Shih-kai laut wurde. Aber noch immer ist es der japanischen Politik gelungen, die Wiederanstellung dieses ihres kräftigsten Gegners zu hintertreiben. Doch würde man die Dinge falsch auffassen, wenn man diese Erfolge ausschliesslich der japanischen Politik zuschreiben wollte. Sie hat vielmehr einen mächtigen Bundesgenossen in der persönlichen Abneigung der Kaiserinwitwe, die nicht im Stande ist, Vergangenes zu vergessen. Aber auch abgesehen davon finden sich starke Gegenströmungen gegen den gestürzten Mächtigen von einst. Man hat vielfach Yuan-Shih-kai mit Bismarck verglichen. Dieser Vergleich hinkt jedoch stark. Denn Yuan-Shih-kai hat niemals den Einfluss in China gehabt, der Bismarck zur Schaffung des neuen Deutschen Reiches befähigte. Er war vielmehr, auch in seinen einflussreichsten Zeiten, nur ein Glied des Triumvirats, das nach dem Tode des alten Liu-Kun-yi, der an Li-Hung-changs Stelle eine kurze Zeit lang massgebend war, die Verhältnisse in China beherrschte. Tsen-Chun-hsüan und Chang-Chih-tung waren die beiden anderen Mitglieder. Bekanntlich scheiterte Tsen zuerst, wohl hauptsächlich an seiner allzu grossen Rücksichtslosigkeit. Chang-Chih-tung wurde durch Krankheit hinweggerafft, und es ist unter den gegenwärtigen Verhältnissen nicht wahrscheinlich, dass Yuan-Shih-kai noch einmal in die Lage kommen wird, die ganze Einflussphäre dieses Triumvirats auf seine eigene Person zu konzentrieren.

Um die Lage zu verstehen, empfiehlt es sich vielleicht, einen kurzen Ueberblick über die Geschichte Yuan-Shih-kais zu geben. Wir legen dabei die Darstellung Ku-Hung-mings zu Grunde, die er in der „Geschichte einer chinesischen Oxford-Bewegung“ gibt. Ku-Hung-mings Urteil ist allerdings schroff und, wie er sich wohl selbst bewusst ist, einseitig. Für uns Ausländer, die keinen Beruf haben, die innerchinesische Politik entscheidend zu beeinflussen, wird es sich daher empfehlen, von allen Werturteilen abzusehen und uns auf die reine Tatsächlichkeit zu beschränken.

Yuan-Shih-kai begann seine Laufbahn im Gefolge des chinesischen Generals Wu-Chang-ching, der von der

chinesischen Regierung seiner Zeit mit einer Abteilung chinesischen Militärs in Chemulpo in Korea stationiert worden war. Yuan-Shih-kai ist ein entfernter Verwandter des berühmten Yuan-Chia-san, der während der Anfangszeiten der Taipingrebellion Generalgouverneur und Feldmarschall war. Eine ganze Anzahl der Offiziere dieses Generalgouverneurs brachte es später zu hohen militärischen Posten. Wu-Chang-ching in Korea war einer von diesen. Yuan-Shih-kai scheint in seiner frühesten Jugend ein ziemlich lockeres Leben geführt zu haben und in schwere finanzielle Verlegenheiten gekommen zu sein. Schliesslich gelang es ihm, von guten Freunden das Geld für die Ueberfahrt nach Korea zusammenzuborgen. Dort kam er, wie gesagt, im Gefolge Ku-Chang-chings unter. Wie es häufig bei bedeutenden Persönlichkeiten der Fall ist, hatte sein lockeres Jugendleben nicht vermocht, seine Tüchtigkeit und Energie zu vermindern. So arbeitete er sich allmählich empor, bis er durch den Einfluss Li-Hung-changs zum Handelsinspektor in Korea ernannt wurde. Es gelang ihm, durch imponierendes Auftreten in der Umgebung Li-Hung-changs, der damals in Tientsin Hof hielt, einen gewissen Einfluss zu erringen. Ku-Hung-ming schreibt seiner Tätigkeit als chinesischer Resident in Korea zum grossen Teil den Ausbruch des chinesisch-japanischen Kriegs zu. Mit welchem Recht, mag dahingestellt sein. Jedenfalls kehrte Yuan-Shih-kai nach Ausbruch des Krieges nach Tientsin zurück. Dort wurde er von Li-Hung-chang, für den dieser Krieg bekanntlich eine grosse Verlegenheit war, sehr ungnädig empfangen, und Yuan-Shih-kai versuchte vergeblich den Einfluss Sheng-Kung-paos zu seinen Gunsten in Bewegung zu setzen, ein Umstand, der wie Sheng-Kung-pao versichert, eine dauernde Entfremdung zwischen ihm und Yuan-Shih-kai hervorgebracht hat. Er musste sich also nach anderm Anschluss umsehen und fand ihn bei der Mandschu-Partei. In der Armee Yung-Lus wurde er mit einem Unterkommando betraut und hatte hier Gelegenheit, seine organisatorischen Fähigkeiten auf militärischem Gebiet zu entfalten. In jener Zeit war es, dass Li-Hung-chang fiel und die radikale Reformpartei Kang-Yu-wei für eine Zeit lang das Heft in die Hand bekam. Yuan-Shih-kai näherte sich nun Kang-Yu-wei, ein Umstand, den man ihm nicht allzu sehr verargen darf, da auch Chang-Chih-tung und viele Andere damals grosse Hoffnungen auf die jungen Neuerer setzten. Während aber Chang-Chih-tung aus mehr idealen Gründen in seiner bekannten Schrift „Lernet“ den Reformern den Fehdehandschuh hinwarf, hielt Kang-Yu-wei Yuan-Shih-kai bis zum letzten Moment für eine seiner zuverlässigsten Stützen. Bekanntlich hat nur sein klarer Blick für die realen Machtverhältnisse ihn im letzten Moment davor bewahrt, sein Schicksal mit dem der heissblütigen Reformer zu identifizieren. Seinem Umschwenken ist es vor Allem zuzuschreiben, dass die alte Kaiserinwitwe Tse-Hsi die Zügel der Regierung wieder in die Hand bekam und der junge Kaiser endgiltig seines Einflusses beraubt wurde. Es ist klar, dass er sich durch diese Tat die dauernde Feindschaft Kuang-Hsü und seiner Gemahlin zuzog. Diese Feindschaft konnte ihm zwar zunächst nichts schaden, so lange die Macht in den Händen Yung-Lus und der Kaiserinwitwe ruhte. Er avancierte zum Gouverneur von Shantung und hat hier zur Zeit der Boxerunruhen durch seine energische und umsichtige Haltung erneuten Verwicklungen der fremden Mächte glücklich vorgebeugt und Shantung im Grossen und Ganzen vor den Unbilden des Boxerkriegs bewahrt. Nach dem Friedensschluss wurde er zum Generalgouverneur von Chihli befördert, wobei es ihm gelang, sich auch in Shantung einen gewissen Einfluss zu wahren. Die Energie seiner Amtsführung, mit der er die von den fremden Mächten eingeführten Errungenschaften einer geordneten Verwaltung aufrecht zu erhalten verstand, ist noch in allgemeiner Erinnerung. Besonderes Gewicht legte er alle Zeit auf die Ausbildung einer ihm ergebenen

militärischen Macht und darauf, die einflussreichen Posten nach Möglichkeit mit Leuten seiner Partei zu besetzen. Immerhin scheint man in Peking vor seiner allzu grossen Macht einigermaßen bange geworden zu sein. Aus dieser Stimmung heraus ist es wohl zu verstehen, dass man ihm das militärische Kommando und später auch das Generalgouvernement von Chihli entzog, wenn man auch diese Handlung der Vorsicht durch seine Berufung in den Staatsrat verdeckte. Yuan-Shih-kai hat auf diesem Punkte nachgegeben, wohl in der richtigen Erwägung des Umstandes, dass ihm nichts Anderes übrig blieb. Denn es ist klar, dass, abgesehen von allen innerchinesischen Intrigen, die gegen ihn geschäftig waren, besonders den Japanern Alles daran liegen musste, den Einfluss des einzigen Gegners, der für sie ernstlich zu fürchten war, zu brechen. Mit jenem Schritt war der Sturz Yuan-Shih-kais besiegelt, der nach dem Tod seines Gönners Yung-Lu und der alten Kaiserinwitwe nur noch eine Frage der Zeit war. Er hat sich nun ins Privatleben zurückgezogen. Ob dauernd, ob nur in Erwartung seiner Zeit, wer vermöchte es zu sagen. Dieses Nachgeben ohne Versuch des Widerstands und ohne Zeichen des Hasses trug jedenfalls viel dazu bei, seinen Namen, der in chinesischen Augen mit manchen dunklen Flecken behaftet war, mit der Zeit wieder populär zu machen. Er sitzt seither in seinem Kyffhäuser, und so oft Gefahr von Seiten Japans droht, ertönt der Ruf nach ihm als dem Retter des Volkes. Wir dürfen es seiner Klugheit zutrauen, dass er den Mythos, der sich um seinen Namen zu weben beginnt, nicht leichtsinnig dadurch zerstören wird, dass er sich unbesonnen nach Einfluss und äusserer Macht drängt. Er kann warten, bis seine Zeit gekommen ist; und sollte sie selbst niemals kommen, so wird auch das seiner Stellung in den Annalen der Geschichte keinen Eintrag tun.

Signatur: *H. p.*
 6 Juni 1911.

The Japan Times.

Tokyo, den 6. 6. 1911.

YUAN SHIH-KAI

Among the many thrilling events that have recently occurred in Peking none is, perhaps, more stimulating than the news that the Government has opened negotiations, semi-official yet apparently serious, for the recall of Yuan Shih-kai. During the two years and five months that have elapsed since the great Grand Councillor left Peking "in order to nurse his crippled foot," rumours of his reappointment have found their way into the native Press with a regularity which at least indicated a strong body of well-wishers on his side.

In October, 1909, just before the late Grand Secretary Chang Chih-tung's death, these rumours took shape with more than normal solidity. Na Tung was understood to have urged the Prince Regent to restore the fallen statesman to activity; and it was pointed out that since Yuan Shih-kai had left Peking ostensibly to recruit his health, his return need imply nothing more, officially, than that his health was now recruited. At that time such an excuse might have contained enough semblance of reason to satisfy Chinese requirements in a question of face-saving. To-day if the ex-Grand Councillor returns, it will be frankly because the Government has need of him. At the same time, the circumstances of the case have altered. Twenty months ago the affairs of Peking were in palpable confusion, and the bright promises with which the Regency had begun were eclipsed by the extravagance and dissipation of a horde of young Manchu nobles, insatiable for sinecures. To-day a new régime has been inaugurated with excellent prospects of success; Peking would appear to enjoy more power of control over the provinces than has been its lot at any time since the constitutional agitation began, and the Treasury is being replenished by a copious stream of foreign gold. Moreover, a precedent for

expectation, appears willing to acquiesce; and a Vice-Presidency of the Cabinet—possibly that now held by H. E. Na Tung, who is said to be inclined for some post outside the capital—may with propriety be offered to Yuan Shih-kai.

The story of Yuan Shih-kai's downfall, his hurried flight from Peking on finding the doors of the Grand Council chamber closed against him, his reluctant return, to save appearances, and more leisured but not more final departure, is all too well-known to need recapitulation. Yet the details of that story are worth recalling when we attempt to reckon up the forces that may now be presumed to contend about the question of his recall. It appears to be beyond dispute that the Prince Regent was the prime instrument in the disgrace of the Grand Councillor, whose adherence to the Empress-Dowager's side in 1898 was mainly responsible for the overthrow of Emperor Kuang Hsü, the Regent's brother. Antagonism of that nature is not easily overcome; and even if the quarrel be made up, it is hard for the parties to it to meet as though nothing had happened. On the other hand, Prince Ching resolutely held aloof from all concern in the Edict dismissing Yuan Shih-kai, and Prince Ching's influence with the Prince Regent, although somewhat modified by recent events, is unquestionably great. The advocacy of Yuan's cause in the past by H. E. Na Tung, another commanding personality in the Palace, has been alluded to already, and should presumably be forthcoming at the present juncture; while Liang Tun-yen, the new Minister of Foreign Affairs, may be counted upon when he returns from America, always supposing that the matter has not been settled before then, to support the claims of his former patron. There remains the important question of petticoat influence which continues, unfortunately, to bulk large in Peking. Among those who might be looked to as a friend of Yuan Shih-kai, is the mother of the Emperor. She, it will be remembered, was daughter to Viceroy Yung Lu of Tientsin, whom Yuan Shih-kai, then commanding the Peiyang forces, failed to execute in 1898 at Emperor Kuang Hsü's order, and thereby helped to ensure the success of the *coup d'état*. But it has yet to be shown that this lady exercises any real influence in Palace affairs, at least at all comparable with that of the Empress-Dowager. The dispositions of this remarkable woman provide one of the most

semble; and in this respect she might have been expected to side with her late aunt-in-law's favourite. Experience, however, shows that Yuan Shih-kai has no more determined opponent than the Lung Yu Empress-Dowager, whose antagonism forms the chief obstacle in the path of his recall. It would be interesting to know what attitude is taken by her satellite Chang Yuan-yu, the chief eunuch, whose power is said to rival even that of his omnipotent predecessor, the famous Li Lien-ying.

Leaving out of count this unknown quantity, and assuming that the Prince Regent is ready to subordinate personal feelings to the interests of State, of which it cannot be doubted that His Highness is truly solicitous, the forces on Yuan Shih-kai's side should prove superior to those against him. In one respect the news of the semi-official negotiations now proceeding has an unpleasant ring. According to our correspondent, the Government would appear to wish "to introduce a new political force in order to balance the rapidly increasing influence of H. E. Sheng Kung-pao." The success of the President of the Yuchuanpu has certainly been astounding. Within a space of two months he has succeeded in negotiating two substantial loans, besides committing the Government, irrevocably it would seem, to the long-desired policy of State-ownership of railways; and less than a year from his call to Peking he has become one of the most commanding figures in China. The principle of a fly on the wheel is admittedly sound in all governments, but it remains very much to be seen whether the wheel is, in the present instance, turning, and what

precise counterweight Yuan Shih-kai is intended to supply. Objection has been taken to the proclivity of foreign nations, as occasion might serve, to exalt one Chinese statesman to the disparagement of all others; and while that contention must be allowed some justice, the explanation of the mistake is that in the actual condition of affairs, the difficulty has been to find any statesman to take responsibility, while the circumstances of China appeared to demand something not far short of a dictatorship. To be quite frank, it is probable that Yuan Shih-kai's popularity abroad did him little service with his countrymen, and we have no wish to elevate the name of any Minister as the indispensable saviour of his country, especially at a moment like the present when there is a fair picture of good men concentrated at the capital in high places.

YUAN SHIH-KAI

Among the many thrilling events that have recently occurred in Peking none is, perhaps, more stimulating than the news that the Government has opened negotiations, semi-official yet apparently serious, for the recall of Yuan Shih-kai. During the two years and five months that have elapsed since the great Grand Councillor left Peking "in order to nurse his crippled foot," rumours of his reappointment have found their way into the native Press with a regularity which at least indicated a strong body of well-wishers on his side.

In October, 1909, just before the late Grand Secretary Chang Chih-tung's death, these rumours took shape with more than normal solidity. Na Tung was understood to have urged the Prince Regent to restore the fallen statesman to activity; and it was pointed out that since Yuan Shih-kai had left Peking ostensibly to recruit his health, his return need imply nothing more, officially, than that his health was now recruited. At that time such an excuse might have contained enough semblance of reason to satisfy Chinese requirements in a question of face-saving. To-day if the ex-Grand Councillor returns, it will be frankly because the Government has need of him. At the same time, the circumstances of the case have altered. Twenty months ago the affairs of Peking were in palpable confusion, and the bright promises with which the Regency had begun were eclipsed by the extravagance and dissipation of a horde of young Manchu nobles, insatiable for sinecures. To-day a new régime has been inaugurated with excellent prospects of success; Peking would appear to enjoy more power of control over the provinces than has been its lot at any time since the constitutional agitation began, and the Treasury is being replenished by a copious stream of foreign gold. Moreover, a precedent for the convenient overlooking of the delinquencies of useful officials has been established in the case of Tuan Fang, in which His Excellency, contrary to

expectation, appears willing to acquiesce; and a Vice-Presidency of the Cabinet—possibly that now held by H. E. Na Tung, who is said to be inclined for some post outside the capital—may with propriety be offered to Yuan Shih-kai.

The story of Yuan Shih-kai's downfall, his hurried flight from Peking on finding the doors of the Grand Council chamber closed against him, his reluctant return, to save appearances, and more leisured but not more final departure, is all too well-known to need recapitulation. Yet the details of that story are worth recalling when we attempt to reckon up the forces that may now be presumed to contend about the question of his recall. It appears to be beyond dispute that the Prince Regent was the prime instrument in the disgrace of the Grand Councillor, whose adherence to the Empress-Dowager's side in 1898 was mainly responsible for the overthrow of Emperor Kuang Hsü, the Regent's brother. Antagonism of that nature is not easily overcome; and even if the quarrel be made up, it is hard for the parties to it to meet as though nothing had happened. On the other hand, Prince Ching resolutely held aloof from all concern in the Edict dismissing Yuan Shih-kai, and Prince Ching's influence with the Prince Regent, although somewhat modified by recent events, is unquestionably great. The advocacy of Yuan's cause in the past by H. E. Na Tung, another commanding personality in the Palace, has been alluded to already, and should presumably be forthcoming at the present juncture; while Liang Tun-yen, the new Minister of Foreign Affairs, may be counted upon when he returns from America, always supposing that the matter has not been settled before then, to support the claims of his former patron. There remains the important question of petticoat influence which continues, unfortunately, to bulk large in Peking. Among those who might be looked to as a friend of Yuan Shih-kai, is the mother of the Emperor. She, it will be remembered, was daughter to Viceroy Yung Lu of Tientsin, whom Yuan Shih-kai, then commanding the Peiyang forces, failed to execute in 1898 at Emperor Kuang Hsü's order, and thereby helped to ensure the success of the *coup d'état*. But it has yet to be shown that this lady exercises any real influence in Palace affairs, at least at all comparable with that of the Empress-Dowager. The dispositions of this remarkable woman provide one of the most interesting problems of the day. As the Princess Yehonala, Her Majesty was the choice, to become the late Emperor's chief consort, of the Empress-Dowager Tze Hsi, whom in some points of character she is said to re-

semble; and in this respect she might have been expected to side with her late aunt-in-law's favourite. Experience, however, shows that Yuan Shih-kai has no more determined opponent than the Lung Yu Empress-Dowager, whose antagonism forms the chief obstacle in the path of his recall. It would be interesting to know what attitude is taken by her satellite Chang Yuan-yu, the chief eunuch, whose power is said to rival even that of his omnipotent predecessor, the famous Li Lien-ying.

Leaving out of count this unknown quantity, and assuming that the Prince Regent is ready to subordinate personal feelings to the interests of State, of which it cannot be doubted that His Highness is truly solicitous, the forces on Yuan Shih-kai's side should prove superior to those against him. In one respect the news of the semi-official negotiations now proceeding has an unpleasant ring. According to our correspondent, the Government would appear to wish "to introduce a new political force in order to balance the rapidly increasing influence of H. E. Sheng Kung-pao." The success of the President of the Yuchuanpu has certainly been astounding. Within a space of two months he has succeeded in negotiating two substantial loans, besides committing the Government, irrevocably it would seem, to the long-desired policy of State-ownership of railways; and less than a year from his call to Peking he has become one of the most commanding figures in China. The principle of a fly on the wheel is admittedly sound in all governments, but it remains very much to be seen whither the wheel is, in the present instance, turning, and what

precise counterweight Yuan Shih-kai is intended to supply. Objection has been taken to the proclivity of foreign nations, as occasion might serve, to exalt one Chinese statesman to the disparagement of all others; and while that contention must be allowed some justice, the explanation of the mistake is that in the actual condition of affairs, the difficulty has been to find any statesman to take responsibility, while the circumstances of China appeared to demand something not far short of a dictatorship. To be quite frank, it is probable that Yuan Shih-kai's popularity abroad did him little service with his countrymen, and we have no wish to elevate the name of any Minister as the indispensable saviour of his country, especially at a moment like the present when there is a fair picture of good men concentrated at the capital in high places. But it would surely be the worst of pitifulities to cramp the activities of any one of those men who has chanced to make himself prominent in the execution of his duties; and if Yuan Shih-kai should be recalled to Peking, it is to be hoped that he may come as a coadjutor of his colleagues, not as a counter-irritant.—North-China Herald.

Hamburger Nachrichten

Nr. 574 vom 1. November 1911.

Über Yuan-shih-kai, den Mann mit dem doppelten Gesicht, schreibt die Deutsche Zeitung u. a.:

Die Chinesen nennen Yuan-shih-kai den „Mann mit dem doppelten Gesicht“. Man kann ihn in der Tat nicht besser kennzeichnen. Das heißt, eigentlich hat er nicht nur zwei, sondern drei Gesichter. Das dritte, sein wahres Gesicht, bekommt niemand zu sehen. Für die Öffentlichkeit hat er immer eins der beiden andern als Larve bereit. Im einen erscheint er als Volks- und Reformfreund, im andern als Freund der Dynastie und der Reaktion. Der wahre Yuan-shih-kai ist weder das eine noch das andere, sondern ein strupelloser Opportunist, ein Mann ohne hervorragende Fähigkeiten, aber mit gesundem Menschenverstande, Willenskraft und Wagemut, ein bavernschlauer Halbgebildeter, den ein Zufall zum Glücksritter machte, der sich aber in hohen Stellungen zu behaupten vermag, weil er es versteht, die rechten Leute zu finden und an sich zu ziehen, die ihm für seine Amtshandlungen Geist und Talent borgen. Als Kang-huwei und seine Freunde dem jungen Kaiser Kuang-sü im Jahre 1898 Reformedikte diktierten, war Yuan-shih-kai Befehlshaber über 5000 in der Nähe von Tientsin stehender Soldaten. Er galt für einen Freund der Reformbewegung. Nicht etwa, weil er ihr irgendwelche neuen Lichter aufgesteckt und dadurch seine Begabung als künftiger fortschrittlicher Staatsmann verraten hätte, sondern weil er Kang-huwei und Genossen gegenüber immer ein reformfreundliches Gesicht aufsetzte. Die trauten diesem Gesicht, sahen in ihm aber sonst nicht viel mehr als einen willkommenen Handlanger. Man betraute ihn mit der Aufgabe, die Kaiserin-Witwe Tsü-fü gefangen zu nehmen, damit sie Kuang-sü und seine Berater nicht länger durch unbehagliche Einsprüche und Ränke in ihrem Reformwerk störe. Was Yuan-shih-kai wirklich tat, weiß man. Er verriet Tsü-fü den Plan der Reformer, stellte ihr seine Dienste zur Verfügung, und Kuang-sü wurde statt seiner Ruhme ausgeschaltet und gefangen gesetzt. Als Gouverneur von Schantung bewährte sich Yuan-shih-kai abermals als „Mann mit doppeltem Gesicht“: Als die Vorerwippen ausgebrochen waren, ließ er allen im Innern Schantungs weilenden Fremden auf das freundschaftlichste raten, schleunigst die Küstenplätze aufzusuchen, da er für ihre Sicherheit, die ihm so sehr am Herzen liege, in derart unruhigen Zeiten nicht bürgen könne. Kaum hatte er den letzten Europäer aus dem Innern fortkomplimentiert, als er nach Peking berichtete, seine Provinz sei von fremden Teufeln gesäubert. Dann wartete er ab, wie die Vorerbewegung in Tschili verlaufen mochte. Er ließ die erforderlichen Truppenbewegungen vollziehen, um gegebenenfalls in Kiautschou einfallen zu können. Erst als er, freilich ziemlich frühzeitig, merkte, daß es mit der Vorerbewegung schief gehen müßte, nahm er eine ausgesprochen fremdenfreundliche Haltung an.

Jetzt lernte man ihn aufs neue als Mann mit dem doppelten Gesicht kennen. Er gab, als man ihm den Posten eines Generalgouverneurs der aufständischen Provinzen antrug, zunächst seine Bereitwilligkeit zu erkennen, den Thron retten zu wollen; aber er verneigte sich zugleich vor der revolutionären Bewegung. Die raschen Fortschritte, die die Revolution machte, die Erfolge der Rebellen in den Kämpfen bei Sankau bewogen ihn dann, dem Hofe zunächst eine Absage zu erteilen. Er wußte aber wohl, daß die Revolutionäre ihn hassten, in ihm einen Judas sahen. Er blüffte nur, als er so tat, als liebe ihn persönlich das Schicksal der Mandschus kalt. Er versuchte ja jetzt doch, sie zu retten, nachdem ihre Not groß genug geworden ist, um ihm alle erwünschten Garantien zu geben.

Es ist gleichwohl nicht wahrscheinlich, daß ihm noch eine glänzende Zukunft beschieden wäre, selbst wenn es unter seinem Einflusse der Regierung doch noch gelingen sollte, den Aufstand niederzuschlagen. Der Mandschudynastie wartet günstigstenfalls eine Galgenfrist. China ist durch und durch für eine Revolution reif. In revolutionären Zeiten aber spielen Reformatoren als Staatsmänner immer eine unglückliche Rolle. Man denke an Turgot und Necker in Frankreich, an Witte in Rußland. Staatsmänner, die für überlebte Regierungsformen auf verlorenen Posten kämpfen, können, wenn sie entlassen werden, nur immer wieder hoffen, Gelegenheit zu erhalten, für die Regierenden Retter in der Not spielen zu dürfen. Sie haben in der Regel einen zu großen Teil ihrer Kraft verbraucht, um noch mit Aussicht auf Erfolg als Volksmänner eine starke Partei um sich sammeln zu können.

407244 00005 - 000

Zentralstelle des
Hamburgischen Kolonialinstituts.

Juanschikai

Signatur: *JH p*

Datum: *3. November 1911.*

Hamburgischer Correspondent

Nr. *571.*

vom *3. November 1911.*

Correspondent

Bedeutendste und größte
Schiffahrts-Zeitung Deutschlands.

in Hamburg-Altona-Bandabst. kosten die eigesp. Beitzzeit 40 A., auswärtige und
Finanzinstitute 45 A., die eigesp. Reklamezeile A. L. 20. "Riet-Anzeigen" und
stellen-Anzeigen" die eigesp. Beitzzeit 20 A. Breite des Inseratenballe 47 mm.
Reklamepalat 90 mm. Anzeigen-Annahme in der Expedition, Alterwall 7a. Außer-
m belegen Anzeigen zu den obigen Originalpreisen alle löstben Annoncenbureau.

nicht an die Adresse einzelner Redakteure.

181. Jahrgang.

Kraft, die Oesterreich hat, und darum muß man sich hüten, von ihm zu gering zu denken. Es ist mehr Wehmut als Bitterkeit, was aus dem Urteil über den Schiffbruch seines dritten Ministeriums spricht.

Juanschikai.

Chinas Hoffnung ist Juanschikai. Als bald nach dem Ausbruch der Unruhen in Mittelschina alle anderen Mittel und Persönlichkeiten versagt hatten, verfiel man auf ihn. Er sollte retten helfen, wie er es schon früher getan. Er wollte auch. Er verlangte zunächst unumschränkte Vollmacht zur Niederwerfung der Revolution, und als er sie empfangen, sagte er endgültig zu — blieb aber untätig. Erst nachdem das kaiserliche Edikt Reformen zugesagt und das Kabinett demissioniert hatte, war seine Stunde als Staatsretter da. Er ist zum Premierminister ernannt worden und hat als solcher Gelegenheit, seinen Ehrgeiz zu befriedigen und — vielleicht — der Mandschu-Dynastie den Thron zu erhalten. Ehrgeizig und mutig, aber dabei klug und verschlagen, energisch bis zur Rücksichtslosigkeit, hat dieser Schlingling und Schüler Lihungschangs, der vor 20 Jahren noch Taotai des ganz bedeutungslosen Vertragshafens Wentschou und Agent seines Vönners in Korea war, eine beispiellos glänzende Laufbahn zurückgelegt. Er verdankt dies vor allem seinem klugen Opportunismus während der kritischen Reformperiode im Jahr 1898. Während der Wirren von 1900 war er Gouverneur von Schantung, seine Truppen standen Gewehr bei Fuß, und mit lauernder Vorsicht folgte er der Entwicklung des gefährlichen Spiels im Norden; seine Verbindung mit Peking hat auch während der schlimmsten Zeit nie eine Unterbrechung erlitten. Als Generalgouverneur von Tschili hat Juanschikai seine ganze Tatkraft eingesetzt, um der Provinz nach den Ereignissen von 1900—1901 die Ruhe wiederzugeben, als „Superintendent der nördlichen Häfen“ aber und als „Generalkommissar für den Handel“, wozu er 1902 ernannt wurde, hat er sich bemüht, die leitenden Fäden der militärischen und wirtschaftlichen Einrichtungen mehr und mehr in seiner Hand zu vereinigen, wie er denn überhaupt offenbar einer von den wenigen in China ist, die eine straffere Zentralisierung der Kräfte für die Wiedererstarung des Reiches als notwendig erkannt haben. So scheint der Gedanke einer engeren, besonders auch militäri-

... in Wütungen in Wütungen alle anderen Wütungen und Persönlichkeiten versagt hatten, versiel man auf ihn. Er sollte retten helfen, wie er es schon früher getan. Er wollte auch. Er verlangte zunächst unumschränkte Vollmacht zur Niederwerfung der Revolution, und als er sie empfangen, sagte er endgültig zu — blieb aber untätig. Erst nachdem das kaiserliche Edikt Reformen zugesagt und das Kabinett demissioniert hatte, war seine Stunde als Staatsretter da. Er ist zum Premierminister ernannt worden und hat als solcher Gelegenheit, seinen Ehrgeiz zu befriedigen und — vielleicht — der Mandschu-Dynastie den Thron zu erhalten. Ehrgeizig und mutig, aber dabei klug und verschlagen, energisch bis zur Rücksichtslosigkeit, hat dieser Schützling und Schüler Lihungtschangs, der vor 20 Jahren noch Taotai des ganz bedeutungslosen Vertragshafens Wentschou und Agent seines Gönners in Korea war, eine beispiellos glänzende Laufbahn zurückgelegt. Er verdankt dies vor allem seinem klugen Opportunismus während der kritischen Reformperiode im Jahr 1898. Während der Wirren von 1900 war er Gouverneur von Schantung, seine Truppen standen Gewehr bei Fuß, und mit lauernder Vorsicht folgte er der Entwicklung des gefährlichen Spiels im Norden; seine Verbindung mit Peking hat auch während der schlimmsten Zeit nie eine Unterbrechung erlitten. Als Generalgouverneur von Tschili hat Juanschikai seine ganze Tatkraft eingesetzt, um der Provinz nach den Ereignissen von 1900—1901 die Ruhe wiederzugeben, als „Superintendent der nördlichen Häfen“ aber und als „Generalkommissar für den Handel“, wozu er 1902 ernannt wurde, hat er sich bemüht, die leitenden Fäden der militärischen und wirtschaftlichen Einrichtungen mehr und mehr in seiner Hand zu vereinigen, wie er denn überhaupt offenbar einer von den wenigen in China ist, die eine straffere Zentralisierung der Kräfte für die Wiedererstarkung des Reiches als notwendig erkannt haben. So scheint der Gedanke einer engeren, besonders auch militärischen Angliederung von Schantung an Tschili von ihm ausgegangen zu sein. Seine Vorschläge, das Regierungssystem Chinas insofern neu zu ordnen, als die Einnahmen der Beamten genau kontrolliert und die Erpressungen dadurch beseitigt werden sollten, daß einheitlich geregelte, auf Grund der jetzigen Einnahme berechnete Gehälter eingeführt würden, sind sämtlichen Provinzial-Regierungen zur Beachtung überwiesen worden.

In seinem Buch über Osiatische Neubildungen (Verlag von G. Bohnen 1911) schildert Professor Dr. D. Franke-Hamburg Juanschikais weitere staatsmännische Tätigkeit und Lebensschicksale u. a. wie folgt:

Juanschikai ist in der Tat der eigentliche Mittelpunkt der chinesischen Politik bis zum Jahr 1907 geblieben. Das Jahr 1906 sah ihn als General-Gouverneur von Tschili auf dem Höhepunkt seiner Macht. In seiner Hand lag der Oberbefehl über die sechs von ihm gebildeten Divisionen, d. h. etwa 60 000 Mann, eine Truppenmacht, die im übrigen China nicht entfernt ihresgleichen hatte. Außerdem war er durch die Edikte vom 27. August und 2. September 1906 als einziger Provinzial-Gouverneur zum Mitglied der Kommission für die Ausarbeitung der neuen Verfassung ernannt worden, und hier beherrschte er mit seinem Anhang, zu dem unter anderen auch der Herzog Tsaitse, ein Mitglied der kaiserlichen Familie, gehörte, zunächst das Feld vollkommen. Aber gerade diese Tätigkeit untergrub schließlich seine Stellung. Die in der Kommission durchgeführten weitgehenden Reformpläne wühlten dieselben altererbten Anschauungen und Interessen auf wie einst die Pläne Kanghouweis, und wie damals im Jahr 1898, so flüchteten sich auch diesmal die bedrohten Gegner einer allzu tief greifenden Neuordnung unter den Schutz der Kaiserin. Die Führer dieser Bewegung waren vor allem Tschiliang (der im April 1910 durch den Berliner Gesandten Zintschang abgelöst wurde), Lutschuanlin, das älteste Mitglied des Staatsrats, und Süschitschang, der später als Generalgouverneur der Mandschurei bekannt geworden ist. Namentlich war es Tschiliang, der sich bemühte, die Kaiserin nicht nur von der Gefährlichkeit dieser überstürzten Neuerungspolitik überhaupt, sondern auch von den ehrgeizigen und hochverräterischen Plänen Juanschikais im besonderen zu überzeugen. Anlaß zum Verdacht nach dieser Richtung hin gab die gewaltige militärische Macht, die in Juanschikais Hand vereinigt war und auf die er sich als ihr eigentlicher Schöpfer und Erhalter unbedingt verlassen konnte. In diesem Bewußtsein war vielleicht die diktatorische Selbstherrlichkeit begründet, die Juanschikais Auftreten in Tientsin und Peking damals kennzeichnete, und es mag in der Tat bei den Provinzial-Regierungen wie in der Umgebung des Hofes manchen gegeben haben, dem die Machtfülle dieses Satrapen größer schien, als für die Dynastie in ihrem gegenwärtigen Zustand gut war. Die Kaiserin hatte zu viel Veranlassung, Juanschikai dankbar zu sein für das, was er einst für sie getan, als daß sie den Anklagen gegen ihn ohne weiteres hätte Gehör geben sollen. Aber schließlich müssen doch die Hinweise Tschiliangs auf die sehr leicht mißtrauische Herrscherin Eindruck gemacht haben, zumal auch sie sich auf dem Weg in die dunkle Zukunft des Verfassungsstaates nicht beständig weiter drängen lassen wollte. Und so wußten es die Gegner schließlich durchzusehen, daß Juanschikai zwar nicht, wie Tschiliang ge-

wünscht haben mochte, als des Aufstuhrs verdächtig vor ein Gericht gestellt, wohl aber, daß ihm in ehrenvoller Weise das Schwert aus der Hand genommen wurde. Am 4. September 1907 berief ihn ein Edikt nach Peking und ernannte ihn zum Mitglied des Staatsrats und Präsidenten des Auswärtigen Amts. Von da ab sank sein Einfluß unter dem beständigen Gegendruck der zahlreichen Widersacher seiner vorwärts drängenden Politik, zu denen sich unter anderen auch der greise Tschangtschung gesellt hatte, der ebenfalls nach Peking berufen war. Wohl schützte ihn das Vertrauen seiner dankbaren hohen Gönnerin vor weiteren Anklagen Tschiangs wegen Verschwendung amtlicher Gelder u. a., zeitweilig war dieser entschieden in den Hintergrund gedrängt und einmal sogar in Gefahr, in eine entlegene Provinz abgeschoben zu werden, aber Juanschikais selbständige Tätigkeit war gelähmt, trotz des äußeren Glanzes seiner Stellung und trotz des hohen Ansehens, das er bei den fremden Gesandten genoss. Als dann im folgenden Jahr die Kaiserin starb, mußte Juanschikai sich selbst sagen, daß er vor einer kritischen Wendung stand. Die Schatten der Vergangenheit stiegen empor. Der Prinz-Regent Tschun, der mit ihm in der Verfassungs-Kommission gesessen hatte, und durchaus fortschrittlich gesinnt war, hegte schwerlich eine persönliche Feindschaft gegen ihn, aber wie von chinesischer Seite versichert wird, lag eine testamentarische Verfügung seines unglücklichen älteren Bruders, des verstorbenen Kaisers Kuangsi, vor, wonach Juanschikai büßen sollte für das, was er ihm einst im Jahr 1898 angetan. Am 2. Januar 1909 entließ ihn ein Edikt aus dem Staatsdienst wegen seines leidenden Zustandes und wies ihn an, in seine Heimat zurückzukehren. Seitdem lebte er in völliger Zurückgezogenheit in Weihuifu in Honan an der großen Bahnlinie Peking-Hankau.

Aus dieser Zurückgezogenheit ist Juanschikai nun von dem Vormund des im Kindesalter stehenden Trägers der Kaiserkrone in den Tagen der höchsten Not zur Leitung der Geschäfte des Kaiserreiches berufen worden. Mit Interesse wird man der durch die weiteren Ereignisse in China wohl bald erfolgenden Beantwortung der Frage entgegensehen, ob es Juanschikais hervorragenden staatsmännischen Eigenschaften gelingen wird, seine große Aufgabe zu erfüllen.

407244 00007 -000

Zentralstelle des
Hamburgischen Kolonialinstituts.

Yuanshi-kai

Signatur:

Datum:

Hamburger Fremdenblatt

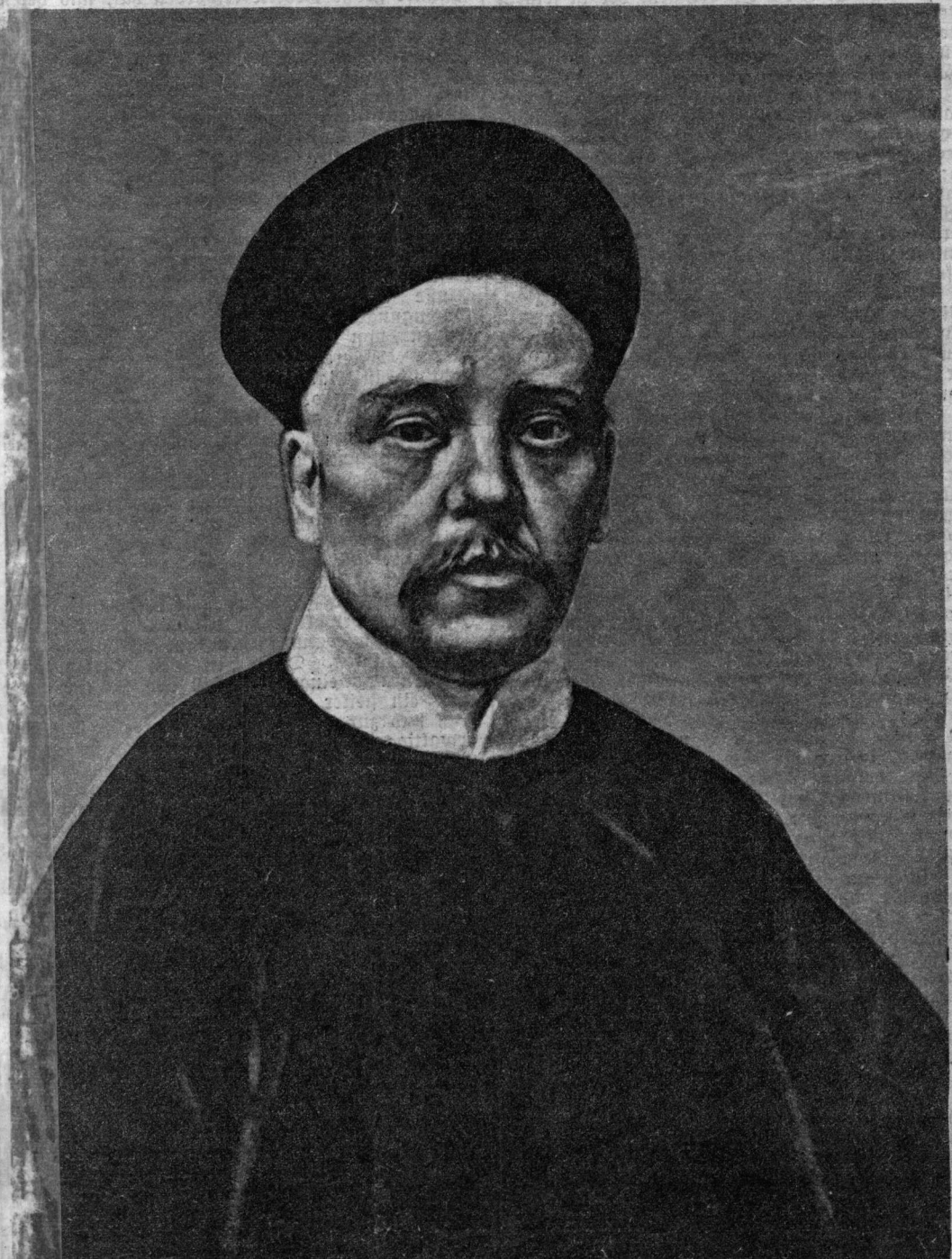
Nr. 57 vom 1. März 1912.

Yuan-Shi-Kai.

Wir zeigen unsern Lesern heute ein charakteristisches Bild des Mannes, der nach mannigfachen Wechsellagen des Geschicks nun an die Spitze der jungen Republik China steht. In Landsmann Ku-Hung-Ming sagt einem kürzlich bei Eugen Diederichs in seinem erschienenen Buche "Chinas Verteidigung gegen europäische Ideen" über den Charakter

lich daran schuld, daß der Krieg mit Japan wegen Korea unvermeidlich wurde. Als der Krieg ausbrach, erschrak Yuan-Shi-Kai vor den ernstesten Folgen seiner Grobheit und lief weg nach Tientsin.

Da es ihm mißlungen war, bei Li Hung-Chang zu landen, versuchte er sich bei der Mandschu-Kristallisation in Pekin





Der vorläufige Leiter der Republik China

und die Entwicklung Yuan-Shi-Kais u. a. folgendes:

Yuan-Shi-Kai ist der Joseph Chamberlain Chinas. Er gehört wie jener zur Partei der Masse. Beide vertreten die rohen, unreinen, unedlen Instinkte der Massenbevölkerung ihrer Länder. Aber die Masse ist nie vornehm, weil sie nirgends ihren Appetit zu befriedigen und bemeistern versteht.

Yuan Shi-Kai hat die guten, sowohl als die schlechten Eigenschaften der Masse, die er repräsentiert. Er ist ein starker Mann, aber seine Stärke kommt, wie gesagt, von der Stärke der Begierden und ist daher niedrig und brutal. Gleich Chamberlain hat er einen natürlichen Verstand, aber Verstand ohne Feinheit und Zartheit oder, wie es die Engländer nennen, "Common sense", d. h. einen Fuchs-Verstand. Er arbeitete sich allmählich empor, bis er schließlich durch den Einfluß Li Hung-Changs zum Generaldirektor des Handels und des diplomatischen Dienstes in Korea ernannt wurde. Ebenso wie Joseph Chamberlain ist Yuan-Shi-Kai ein Parvenu. Das Kennzeichen des Parvenüs ist Großtuererei. Ebenso wie die Großtuererei Joseph Chamberlains die Hauptsache dazu getan hat, um den Burenkrieg zum Ausbruch zu bringen, so war die Großtuererei Yuan-Shi-Kais hauptsäch-

beliebt zu machen. Durch den Einfluß des alten Bekämpfers seiner Jugend, des Admirals Chang Wen-Ping, der nach Peking berufen worden war, erlangt Yuan-Shi-Kai das Unterkommando einer neugebildeten Truppe unter dem Mandchu Jung Lu. . . .

Von dem Korpskommando in Tientsin wurde Yuan-Shi-Kai auf den Gouverneurposten von Schantung versetzt. In dieser Zeit brach der Boxeraufstand aus. Von Schantung aus wurde er dann zum Generalgouverneur von Tschili ernannt. Ehe er nach seinem neuen Amtssitz kam, hatte die provisorische Regierung, die während der Besetzung Tientsins durch die fremden Truppen ins Leben gerufen war, diese Stadt gereinigt, verbessert und zu einer Municipalstadt nach europäischem Muster gemacht. Da Yuan-Shi-Kai die Regierung in Tientsin von der fremden provisorischen Regierung übernahm, wurden unverdienterweise die Verdienste um all die außerlichen Fortschritte und Neuerungen der europäischen Stadt Tientsin, die die provisorische Regierung eingeführt hatte, auf sein Konto geschrieben.

Diese Ausführungen hat Ku-Hung-Wing vor dem Ausbruch der jetzigen revolutionären Bewegung geschrieben. Gleichwohl behalten sie als Charakteristik Yuan-Shi-Kais ihren Wert.

Hamburger Nachrichten

Nr. *240* vom *24. Mai* 191*2*.

Yuansehkai und Japan.

(Von unserem Korrespondenten.)

W. K. Yokohama, den 1. Mai.

Yuansehkai ist den Japanern sichtlich unbequem. Es war erstaunlich, was man in der japanischen Presse, auch der offiziellen, über ihn zu lesen bekam. Ein ungetreuer und unloyaler Beamter, der sein Kaiserhaus um seiner eigenen Zwecke und ehrgeizigen Pläne willen verraten habe: das war noch das Mildeste von dem, was man über ihn zu sagen mußte. Und gleich wurde in dem stolzen Bewußtsein, das Volk der „Bushido“ zu sein, hinzugefügt, daß in Japan ein ähnliches Verhalten gegen den Mikado unmöglich sein würde; für einen Japaner hätte es nur eine Wahl gegeben: siegen oder sterben mit dem Kaiser. Wobei man allerdings völlig vergißt, daß die ganze Geschichte der Jahrhunderte bis zur Restauration ein einziger großer Akt der Unloyalität genannt werden müßte, wenn man dafür nicht die wunderbolle Interpretation gefunden hätte, daß der Mikado zu hoch über den weltlichen Dingen gestanden habe, um damit belästigt zu werden. Sichtlich unbequem war es dann Japan weiter, als es Yuan gelang, früher, als irgend jemand zu hoffen gewagt hatte, wenigstens eine vorläufige Lösung des schwierigen Problems der zukünftigen Regierung des großen Reiches herbeizuführen und den Süden bei dem Norden zu erhalten. Hatte man doch schon große Vorbereitungen für ein bewaffnetes Eingreifen im geeigneten Moment getroffen — Mobilisierung der 12. Division, Einbehaltung der Reserven in den mandchurischen Garnisonen usw.; und hatte man doch schon für alle Fälle eine Nachtragsforderung für China in das diesjährige Budget eingestellt. Sehr merkwürdig war es, daß sich gleichzeitig eine merkliche Verstimmung gegen England fühlbar machte, dem man schuld gab, Japan vom Eingreifen auf eigene Faust zurückgehalten und auch die Abgeschlossenheit der Sangan, Schanghai, Sanganow und China-Handels-Schiffahrtsgesellschaftsanleihen verhindert zu haben. Was war das Bündnis mit England nütze, er fragte die freie und unabhängige Presse, wenn das passieren könnte? War es da nicht besser, sich dem Russen in die Arme zu werfen und mit diesem seine gemeinsamen Ambitionen in der Mandchurei zu befriedigen? Prompt genug erfolgten denn auch zu dieser selben Zeit die beunruhigenden Zwischenfälle in der Mandchurei, wo der Generalgouverneur sicherlich auch nicht auf eigene Faust plötzlich als Retter der Dynastie auftreten zu wollen schien, und wo dann Japan Gelegenheit gefunden haben würde, zum Schutze seiner Interessen die nötigen bewaffneten Schritte zu tun.

Dann kam die Ernennung Yuansehkais zum Präsidenten der Republik, die deutlich bewies, wie sehr auch der Nanjing-Regierung an einer baldigen Herstellung von geordneten Zuständen gelegen war. Man wunderte sich hier in Japan zunächst darüber, wie bereitwillig die Vertreter der europäischen Mächte sich zeigten, dem Präsidenten der neuen Republik ihre Aufwartung zu machen und ihm gewissermaßen dadurch die Anerkennung von Seiten ihrer Regierungen in Aussicht zu stellen. Nur Juin, der japanische Gesandte, und der russische Geschäftsträger hatten sich von diesem Schritte ferngehalten.

Und schon begann die japanische Presse wieder unruhig zu werden, und in der Besorgnis, zu spät zu kommen, begann man die Regierung für diese Unterlassung verantwortlich zu machen und ein schleuniges Nachholen der früheren Versäumnis zu fordern. So war die Stimmung hier in Japan in den letzten Tagen des Februars: man wußte nicht recht, was die Regierung eigentlich im Sinne hatte, und die Unruhe wurde umso größer, als die Erklärungen der Regierungsvertreter über die Chinapolitik im Abgeordnetenhaus hinter verschlossenen Türen gegeben wurden. Irgendetwas Aktives mußte doch geplant oder geschehen sein, da selbst die schärfsten Oppositionellen, unter ihnen der Führer der Rokumin-to, Herr Inukai, sich mit den geheimen Erklärungen des Ministers des Äußeren zufrieden gegeben zu haben schienen.

In diesem Augenblick erfolgte nun die Meuterei der Truppen in Peking. Und war die Stimmung zuvor bereits geneigt gewesen, Yuansehkai zum Freunde Japans zu stempeln und ihm nachzulaufen, so schlug sie jetzt mit einem Male wieder in das Gegenteil um. Allen voran die offiziellen Blätter — „Japan Times“, „Rokumin“, „Chuo“, „Japan Mail“ — können sich garnicht genug tun, Yuan herabzusetzen und ihn der Unfähigkeit zu zeihen. Er habe jetzt gezeigt, daß er nur eine „Strohfigur“ sei, da es ihm nicht einmal gelungen sei, seine eigenen Truppen im Zaum zu halten und zu regieren. Unfähig, feige und unzuverlässig wird er genannt, und mit einer gewissen Schadenfreude wurde konstatiert, daß nunmehr Japans Stunde gekommen sei, wo es nicht länger zögern dürfe, zum Schutze seiner eigenen Landsleute und auch der übrigen Fremden in China einzugreifen und nach Peking, Tientsin, Mukden größere Truppenmassen zu werfen.

Ja, man ging noch viel weiter: Yuan wurde beschuldigt, er habe selbst den Aufstand der Truppen herbeigeführt, um

so den Nanjingdelegierten zu beweisen, daß es jetzt für ihn unmöglich sei, Peking zu verlassen. Ebenso entriistet war man dann freilich darüber, daß in der chinesischen Presse Japan die Schuld an den jetzigen Truppenunruhen gegeben wurde, die es nur dazu benutzen wolle, um seinen eigenen aggressiven Gelüsten einen Schein des Rechtes zu geben.

Von der japanischen Presse wurden schließlich sogar die übrigen Mächte als Drahtzieher benutzt, und in nicht selbstgerechter Weise wurde es so hingestellt, als ob diese in ihrer eigenen Hilflosigkeit die Entsendung japanischer Truppen gefordert hätten. Mit einem gewissen Scheinheiligen Ton der Entrüstung drückte sich die „Hoch“ bei dieser Gelegenheit folgendermaßen aus: „In Zeiten des Friedens konnten die ausländischen Mächte nicht genug Anstrengungen machen, um Japan auf Armesslänge von ihren Interessen fernzuhalten; jetzt in der Zeit der Not und Gefahr schreien sie um Hilfe und werfen sich Japan an die schützende Mutterbrust.“ — So haben die letzten Ereignisse auf Japan gewirkt; zu keiner Zeit mehr, als gerade jetzt, sollten daher die übrigen Mächte ihr Augenmerk auf Japans Haltung bei den neuerlichen Wirren in China richten.

Signatur: *H. M.*Datum: *17 Aug.* 1913

The Japan Times (Tokyo)

Nr. *20* vom *17 Aug.* 1913YUAN SHI-KAI

[The Japan Times, Saturday, Aug. 17.]

YUAN SHI-KAI, the Provisional President of the Chinese Republic, seems to be, after all, the man of the hour. He has his many failings, to be sure. He does not seem to be always straightforward and honest. He is vacillating in his policy and given too much to intrigue. He is supposed to be ambitious of founding a dynasty of his own, and consequently untrue to his professions of republicanism. Yet notwithstanding these and many other failings which may be readily named, there is no question that he is the only man at present who can hold the reins of power—however loosely—over all China. He is certainly head and shoulders above his colleagues of republican leaders. He seems at last, after more than eight months of endeavor, to have succeeded in bringing over to his support Sun Yat-sen and Huan Hsing, men who were supposed to be his most extreme opponents. Now that these men have consented to advise their followers of the Tung-meng Hui party, to join other parties of republican principles, in amalgamating into a new National Party, we will not be far wrong in predicting that for a time at least Yuan Shi-kai will have in his difficult task of reorganization the united support of republican leaders of all parties and opinions. He is a planet about whom these once all-powerful leaders wheel round as so many satellites.

Yuan Shi-kai is, whatever his shortcomings, a big man, who takes a long and large view of things and above all who understands the Chinese people. The ex-Premier

Tang Shao-i, who so suddenly dropped out of sight, was a clever schemer and half Yankee. Vice-President General Li Yuan-hung is an intelligent leader, a patriot and a trustworthy official. Yet he is not big enough, nor comprehensive enough mentally to be at the head of affairs of all China. Huan Hsing is an honest and straightforward man, who will make a good leader of soldiers. But he is no politician. Sun Yat-sen is a dreamer, who wants to introduce socialism and woman suffrage, and remodel finance on the basis of a single-tax system. He is an eloquent advocate of advanced ideas, but no statesman. Compared with these men, who stood forth as rivals till but recently, Yuan Shi-kai strikes us as being a thorough Chinese, shrewd and practical, no dreamer of advanced theories, but a patriot who is trying to restore order over all China. He is patient in adversity, long-suffering with the failures of his colleagues. As time goes on we think some of his sterling qualities come out more and more conspicuously. He has a heart large enough to take in not only different republican leaders, but also the tried officials of the Manchu régime, the leaders of loyalists as well as the Manchu royalties themselves. In his largeness of heart as well as in his patience and apparently policyless attitude, Yuan seems to us to resemble our own Takauji, the founder of the Ashikaga House of Shoguns.

It will perhaps be wrong to blame Yuan Shi-kai for not speedily restoring order. All the tendencies point toward decentralization, resembling the state of society in Japan at the fall of the Hojo régime. To bring ad-

WENDEN!

vanced republicans and conservative Manchus, the Southern Cantonese as well as the far off Tibetans and Mongolians, under a centralized form of administration seems as difficult as it was to unify the self-splitting Japanese nation of the fifteenth century. Yuan Shi-kai has one advantage over Takauji, in that he can avail himself of a growing patriotic sentiment created by powerful outside pressure. Yet this new sentiment is tinged strongly with anti-foreign ideas, as may be seen in the recent opposition against the Six-Power loan. President Yuan, who will need the foreign loan, will have to walk very cautiously and slowly till this new sentiment is fairly well tamed. The whole task is certainly immense; but if Yuan Shi-kai is patient and moves cautiously as he has been do-

ing, we believe he will succeed in time in setting up a Government worthy to be recognized by the Powers. At least there is no other man more fitted for the task, and Yuan Shi-kai with his many mistakes and failings merits the sympathy and support of all friends of China.

Zentralstelle des
Hamburgischen Kolonialinstituts.

Signatur: H p.

Datum: 20. Aug 1912.

Neue Hamburger Zeitung

Nr. 391. vom 21. Aug. 1912.

7

Juanschikai und Sunjatsen.

(Ein Interview mit Dr. Morrison.)

— Berlin, 20. August

Ich hatte heute Gelegenheit, den neuen Berater der chinesischen Regierung, auf der Durchreise zu sprechen. Morrison kam auf dem Landwege über Sibirien und hatte eine zehntägige Eisenbahnfahrt hinter sich. Er reist sozusagen „inognito“ und versichert, daß seine Spionstour nach Europa nur einen ganz privaten Zweck habe, nämlich den, sich ein wenig zu erholen und in London „ein wenig zu heiraten“. Bereits am 1. Oktober 1912 müsse er mit seiner jungen Frau unbedingt wieder in China sein, weil er sonst kontraktbrüchig wäre. Sein Vertrag mit der Regierung der chinesischen Republik verpflichtet ihn zur Anwesenheit und Dienstbereitschaft an diesem Termin. Die Stellung als „adviser“ des chinesischen Gouvernements war, was bisher noch nicht bekannt geworden sein dürfte, zuerst einem Holländer angetragen. Dieser stellte aber eine Reihe bestimmter Bedingungen, so vor allem die, daß er durchaus selbständig arbeiten müsse, daß er seine Reformpläne vollständig ausgestaltet vorlegen dürfe und sich nicht mit der Rolle eines bloßen Beraters zu begnügen brauche. Auf diese Bedingungen wollte Juanschikai nicht eingehen, und so schlug der Kandidat den mit 100 000 Mark dotierten Posten aus, den nun der Engländer Morrison erhielt.

Dr. Morrison ist der Meinung, daß die Stellung Juanschikais nicht erschüttert sei und daß man dem derzeitigen Regime in China entgegen allen Treibereien und Anklagen eine lange Lebensdauer prophezeien könne. Morrison, der über Kenntnisse, Erfahrungen und Informationen wie kein anderer Europäer im Osten verfügt, hat das Vertrauen, daß Juanschikai über alle Schwierigkeiten und politischen Angriffe Herr bleiben werde. Der Präsident der chinesischen Republik steht im Alter von 54 Jahren. Er besitzt eine unbeugsame Energie und hält an den als richtig erkannten Grundsätzen mit starrem Sinne fest. Er gehört zu jenen Menschen, die die Natur in verschwenderischer Weise mit Talenten ausgestattet, indem sie ihn befähigte, sich gleichermaßen auf diplomatischem, militärischem und innerpolitischen Gebiete hervorragend zu betätigen. Juanschikai ist eine imponierende Erscheinung. Auf der Riesengestalt sitzt ein mächtig ausgebildetes Haupt mit klugen durchbohrenden Augen. Sein Auftreten verrät das Bewußtsein von Macht und Würde. In seiner äußeren Lebensführung ist er den altchinesischen Sitten treu geblieben, wie das die meisten chinesischen Würdenträger tun. Doch verschleiert er sich in der Organisation seiner Verwaltung und in der äußeren Repräsentation als Präsident des großen Reiches nicht den modernen Einflüssen. Er hat sich mit einem großen Hofstaat umgeben, mit einem Heer von Beamten und zuverlässigen Truppen. In der Nähe seines Palais ließ er einen Maronturm errichten, um eine beständige Verbindung mit den wichtigsten Garnisonen und mit seinen politischen Agenten zu unterhalten.

„In welchem Verhältnis steht oder stand Dr. Sunjatsen zu Juanschikai?“ — „Juanschikai ist schon 1909 gleich nach seinem Sturze als kaiserlicher Minister mit Dr. Sun in Verbindung getreten. Er hat mit diesem nicht, wie es damals hieß, konspiriert, sondern sich offen für Sun interessiert, wie etwa einst Bismarck für Lassalle. Aber wie es im politischen Leben so geht, Dr. Sunjatsen, der die Revolution aus dem Boden stampfte, und Juanschikai, der wie Napoleon die Revolution wieder niedertampfte, um auf ihr zu stehen, sind Gegenspieler geworden.“ „Können Sie mir über die Laufbahn Dr. Suns etwas erzählen?“ — „Sun ist auf der Sandwichinsel Honolulu geboren als Sohn echter chinesischer Eltern, die aus Hongkang in der Nähe von Kanton ausgewandert waren und nach Kanton zurückkehrten, als der spätere Vater der Revolution nach ein kleines Kind

immer noch zwischen Tokio, den chinesischen Sudstaaten und Singapore (wo er das revolutionäre Blatt Chung hsing pao redigiert) umher. Er ist immer noch bemüht, die chinesischen Geheimgesellschaften und die von chinesischen Studenten gegründeten Verbände zu pflegen und untereinander zu vereinen. Die Fäden dieser Tätigkeit gehen nach San Francisco (wo sich jetzt seine Söhne und Töchter befinden), Sidne, Manila, Honolulu und Tokio.“ — „Welches sind in Kürze wohl die politischen Forderungen Dr. Suns?“ — „Offene Tür der westlichen Zivilisation und dem europäischen Kapital, Erschließung aller Häfen, Bekämpfung der Hungersnöte und sonstigen Leiden des Reiches der Mitte durch eine großzügige Verkehrspolitik, vor allem Beschleunigung des Bahnbaus durch Anleihen bei fremden Mächten, dann aber möglichst weitgehenden Rückkauf und Verstaatlichung der Bahnlinien, Neuorganisation der Militärmacht und chinesisch-nationale Festigung.“ — „Will Dr. Sun etwa doch noch Präsident der Republik China werden?“ — „Nein. Er ist mehr Agitator und Propagandist als eine repräsentative Persönlichkeit. Er eignet sich nicht für eine dekorative Stellung. Und selbst wenn er den politischen Ehrgeiz hätte: Juanschikai ist der Größere, Stärkere und mit tausend Mitteln Ueberlegene.“

Das Bild, das Morrison von Juanschikai entwirft, scheint uns doch stark retouchiert. Von unbefangener Seite wird der angebliche Napoleon der chinesischen Revolution realistischer porträtiert. So läßt sich in der letzten des Ostasiatischen Monats ein Kenner, der hinter die Kulissen der Pekingir Wirren geschaut hat, also vernehmen:

Juanschikai hat sich in früheren Zeiten als ein Mann von kluger Berechnung und rücksichtsloser Willenskraft gezeigt. Man muß annehmen, daß er bei seinem Eingreifen vor neun Monaten ein positives Ziel verfolgte, während er umgekehrt gegenwärtig sich willenlos von den Ereignissen treiben läßt. Es ist hier in eingeweiheten Kreisen ein offenes Geheimnis, daß Juanschikai tatsächlich ein solches Ziel gehabt hat. Dieses Ziel aber war nichts Geringeres als der Sturz der Tsingdynastie und die Gründung eines neuen Kaiserhauses. Auf diese Weise wollte Juanschikai die alte Schmach seiner Absetzung wieder gut machen. Um sein Ziel zu erreichen, schlug er einen doppelten Weg ein. Auf der einen Seite suchte Juanschikai gewisse Glieder der kaiserlichen Familie für sich zu gewinnen, denen er früher reiche Geschenke dargebracht hatte: hauptsächlich den alten Prinzen Tsching.

Die zweite Etappe war das Abkommen mit den Revolutionären. Dabei handelte es sich um eine gegenseitige Mobilisation. Ausgemacht wurde: Juanschikai sorgt für die Absetzung der Dynastie und die Einführung der Republik. Dafür wird er zum Präsidenten gewählt. Sun tritt äußerlich zurück. Tatsächlich soll aber die Revolutionspartei in allen Punkten wesentlichen Einfluß haben, die führende Partei im Kabinett bilden. Juanschikai hoffte dabei ebenso wie den Prinzen gegenüber verfahren zu können: erst mit Hilfe der Revolution einen Verzicht des Thrones zu erzwingen und dann im Kampf mit der Revolution sich selbst zum Herrscher zu machen.

Hier kommen wir nun zu dem Loch im Netz der Juanschikaischen Berechnungen. Er hatte seinen persönlichen Einfluß beim Heer überschätzt. Die Belastungsprobe des Zurückziehens des Heeres mitten aus der Siegeslaufbahn und der gleichzeitigen Beseitigung der höchsten Autorität im Reich war für die Moral der Soldaten zu stark. Es kam zu den Meutereien in Peking und Tientsin zu Beginn des Jahres. Durch diese Vorgänge fielen alle Pläne Juanschikais wie ein Kartenhaus zusammen. Aus dem Heer war statt einer starken Waffe eine große Gefahr geworden. Seitdem finden wir nur noch ein kleines Ringen um Einfluß, ein Auf- und Nieder ohne Erfolg, über dem die öffentliche Ordnung in Stücke ging. Juanschikai hat erst kürzlich öffentlich ver-

7

Juanschkai und Sunjatsen.

(Ein Interview mit Dr. Morrison.)

— Berlin, 20. August

Ich hatte heute Gelegenheit, den neuen Berater der chinesischen Regierung, auf der Durchreise zu sprechen. Morrison kam auf dem Landwege über Sibirien und hatte eine zehntägige Eisenbahnfahrt hinter sich. Er reist sozusagen „inognito“ und versichert, daß seine Sprikltour nach Europa nur einen ganz privaten Zweck habe, nämlich den, sich ein wenig zu erholen und in London „ein wenig zu heiraten“. Bereits am 1. Oktober 1912 müsse er mit seiner jungen Frau unbedingt wieder in China sein, weil er sonst kontraktbrüchig wäre. Sein Vertrag mit der Regierung der chinesischen Republik verpflichtet ihn zur Anwesenheit und Dienstbereitschaft an diesem Termin. Die Stellung als „adviser“ des chinesischen Gouvernements war, was bisher noch nicht bekannt geworden sein dürfte, zuerst einem Holländer angetragen. Dieser stellte aber eine Reihe bestimmter Bedingungen, so vor allem die, daß er durchaus selbständig arbeiten müsse, daß er seine Reformpläne vollständig ausgearbeitet vorlegen dürfe und sich nicht mit der Rolle eines bloßen Beraters zu begnügen brauche. Auf diese Bedingungen wollte Juanschkai nicht eingehen, und so schlug der Kandidat den mit 100 000 Mark dotierten Posten aus, den nun der Engländer Morrison erhielt.

Dr. Morrison ist der Meinung, daß die Stellung Juanschkais nicht erschüttert sei, und daß man dem derzeitigen Regime in China entgegen allen Treibereien und Anklagen eine lange Lebensdauer prophezeien könne. Morrison, der über Kenntnisse, Erfahrungen und Informationen wie kein anderer Europäer im Osten verfügt, hat das Vertrauen, daß Juanschkai über alle Schwierigkeiten und politischen Angriffe Herr bleiben werde. Der Präsident der chinesischen Republik steht im Alter von 54 Jahren. Er besitzt eine unbeugsame Energie und hält an den als richtig erkannten Grundfäden mit starrem Sinne fest. Er gehört zu jenen Menschen, die die Natur in verschwenderischer Weise mit Talenten ausgestattet, indem sie ihn befähigte, sich gleicherweise auf diplomatischem, militärischem und innerpolitischen Gebiete hervorragend zu betätigen. Juanschkai ist eine imponierende Erscheinung. Auf der Riesengestalt sitzt ein mächtig ausgebildetes Haupt mit klugen durchbohrenden Augen. Sein Auftreten verrät das Bewußtsein von Macht und Würde. In seiner äußeren Lebensführung ist er den altchinesischen Sitten treu geblieben, wie das die meisten chinesischen Würdenträger tun. Doch verschließt er sich in der Organisation seiner Verwaltung und in der äußeren Repräsentation als Präsident des großen Reiches nicht den modernen Einflüssen. Er hat sich mit einem großen Hofstaat umgeben, mit einem Heer von Beamten und zuverlässigen Truppen. In der Nähe seines Palais ließ er einen Marfontium errichten, um eine beständige Verbindung mit den wichtigsten Garnisonen und mit seinen politischen Agenten zu unterhalten.

„In welchem Verhältnis steht oder stand Dr. Sunjatsen zu Juanschkai?“ — „Juanschkai ist schon 1909 gleich nach seinem Sturze als kaiserlicher Minister mit Dr. Sun in Verbindung getreten. Er hat mit diesem nicht, wie es damals hieß, konspiriert, sondern sich offen für Sun interessiert, wie etwa einst Bismarck für Lassalle. Aber wie es im politischen Leben so geht, Dr. Sunjatsen, der die Revolution aus dem Boden stampfte, und Juanschkai, der wie Napoleon die Revolution wieder niedertampfte, um auf ihr zu stehen, sind Gegenspieler geworden.“ „Können Sie mir über die Laufbahn Dr. Suns etwas erzählen?“ — „Sun ist auf der Sandwichinsel Honolulu geboren als Sohn echter chinesischer Eltern, die aus Hongkong in der Nähe von Kanton ausgewandert waren und nach Kanton zurückkehrten, als der spätere Vater der Revolution noch ein kleines Kind war. Dr. Sun, der übrigens christlichen Glaubens (kein Konvertit) ist, kam also mit vollem Recht als „der Kantonese“ bezeichnet werden. Dr. Sun reist meines Wissens

immer noch zwischen Tokio, den chinesischen Substaaten und Singapore (wo er das revolutionäre Blatt Chung hing pao redigiert) umher. Er ist intimer noch bemüht, die chinesischen Geheimgesellschaften und die von chinesischen Studenten gegründeten Verbände zu pflegen und untereinander zu vereinigen. Die Fäden dieser Tätigkeit gehen nach San Francisco (wo sich jetzt seine Söhne und Töchter befinden), Sidney, Manila, Honolulu und Tokio.“ — „Welches sind in Kürze wohl die politischen Forderungen Dr. Suns?“ — „Offene Tür der westlichen Zivilisation und dem europäischen Kapital, Erschließung aller Häfen, Bekämpfung der Hungersnöte und sonstigen Leiden des Reiches der Mitte durch eine großzügige Verkehrspolitik, vor allem Beschleunigung des Bahnbaus durch Anleihen bei fremden Mächten, dann aber möglichst weitgehenden Rückkauf und Verstaatlichung der Bahnlinien, Neuorganisation der Militärmacht und chinesisch-nationale Festigung.“ — „Will Dr. Sun etwa doch noch Präsident der Republik China werden?“ — „Nein. Er ist mehr Agitator und Propagandist als eine repräsentative Persönlichkeit. Er eignet sich nicht für eine dekorative Stellung. Und selbst wenn er den politischen Ehrgeiz hätte: Juanschkai ist der Größere, Stärkere und mit tausend Mitteln Ueberlegener.“

Das Bild, das Morrison von Juanschkai entwirft, scheint uns doch stark retouchiert. Von unbefangener Seite wird der angebliche Napoleon der chinesischen Revolution realistisch porträtiert. So läßt sich in der letzten des Ostasiatischen Lloyd's ein Kenner, der hinter die Kulissen der Peking'schen Wirren geschaut hat, also vernehmen:

Juanschkai hat sich in früheren Zeiten als ein Mann von kluger Berechnung und rücksichtsloser Willenskraft gezeigt. Man muß annehmen, daß er bei seinem Eingreifen vor neun Monaten ein positives Ziel verfolgte, während er umgekehrt gegenwärtig sich willenlos von den Ereignissen treiben läßt. Es ist hier in eingeweichten Kreisen ein offenes Geheimnis, daß Juanschkai tatsächlich ein solches Ziel gehabt hat. Dieses Ziel aber war nichts Geringeres als der Sturz der Tsingdynastie und die Gründung eines neuen Kaiserhauses. Auf diese Weise wollte Juanschkai die alte Schmach seiner Absetzung wieder gut machen. Um sein Ziel zu erreichen, schlug er einen doppelten Weg ein. Auf der einen Seite mußte Juanschkai gewisse Glieder der kaiserlichen Familie für sich zu gewinnen, denen er früher reiche Geschenke dargebracht hatte: hauptsächlich den alten Prinzen Tsching.

Die zweite Etappe war das Abkommen mit den Revolutionären. Dabei handelte es sich um eine gegenseitige Mystifikation. Ausgemacht wurde: Juanschkai sorgt für die Absetzung der Dynastie und die Einführung der Republik. Dafür wird er zum Präsidenten gewählt. Sun tritt äußerlich zurück. Tatsächlich soll aber die Revolutionspartei in allen Punkten wesentlichen Einfluß haben, die führende Partei im Kabinett bilden. Juanschkai hoffte dabei ebenso wie den Prinzen gegenüber verfahren zu können: erst mit Hilfe der Revolution einen Verzicht des Thrones zu erzwingen und dann im Kampf mit der Revolution sich selbst zum Herrscher zu machen.

Hier kommen wir nun zu dem Loch im Netz der Juanschkaischen Berechnungen. Er hatte seinen persönlichen Einfluß beim Heer überschätzt. Die Belastungsprobe des Zurückziehens des Heeres mitten aus der Siegeslaufbahn und der gleichzeitigen Beseitigung der höchsten Autorität im Reich war für die Moral der Soldaten zu stark. Es kam zu den Meutereien in Peking und Tientsin zu Beginn des Jahres. Durch diese Vorgänge fielen alle Pläne Juanschkais wie ein Kartenhaus zusammen. Aus dem Heer war statt einer starken Waffe eine große Gefahr geworden. Seitdem finden wir nur noch ein kleines Ringen um Einfluß, ein Auf- und Nieder ohne Erfolg, über dem die öffentliche Ordnung in Stille ging. Juanschkai hat erst kürzlich öffentlich versichert, er sei keine Napoleon-Natur. Und er hatte recht damit. Napoleon kannte die Soldaten besser.

Hamburgischer Correspondent

DUPLIKAT

Nr. *731* vom *24. Aug.* 191*2*.

Intimes von Yuanschikai.

Der in den letzten Tagen wieder so viel genannte Yuanschikai ist der „Mann des Schicksals“ für China, der in dem „chinesischen Wunder“ der Revolution die Mandschudynastie vernichtet hat und nun die Geschichte des Reiches der Mitte bestimmt. Was hat diesen Mann an die Spitze des Millionenreiches gestellt? War es der Zufall, die blinde Gottheit? Diese Frage beantwortet der bekannte chinesische Korrespondent des Daily Telegraph in Peking Putnam Weale, der aus langjähriger Kenntnis des jetzigen Präsidenten heraus ein intimes Charakterbild des „chinesischen Bismarck“ entwirft. Die Antwort bietet sich dar in dem Mann selbst, in seiner Haltung, nicht der physischen, sondern der geistigen, die durchaus an das besondere Milieu erinnert, in dem er gelebt hat. „In England wäre er ein Ritchener oder Palmerstone geworden; in Deutschland vielleicht ein Bismarck; aber weil er in China lebt, so ward er Yuanschikai, die seltsamste Mischung von eiserner Entschlossenheit und wunderbarer Geschmeidigkeit.“

Es ist wirklich etwas Wunderbares, in dem selben Manne eine unter den Orientalen fast unbekannte Ehrlichkeit und Geradheit zu finden, verbunden mit einer Begabung für das politische Schachspiel, die groß genug ist, um einen europäischen Staatsmann von heute so leicht zu schlagen, wie Talleyrand die Staatsmänner seiner Generation schlagen konnte. Er ist körperlich kein sehr großer Mann, aber er ist kräftig und unterseht mit sehr entschlossenen und bestimmten Zügen — wirklich eine chinesische Bulldogge. Seine weit geöffneten Augen haben einen festen, aber niemals schlauen Blick; und doch fühlt man, daß diese beobachtenden Blicke zugleich den Menschen verstehen und zu enthüllen suchen, was hinter seiner äußeren Maske verborgen liegt — eine Kunst, die man in Europa nur sehr unvollkommen kennt. Hat Yuanschikai den Sinn und die Motive einer Frage erfasst — und das tut er so rasch wie ein Hund nach seinem Knochen schnappt, dann antwortet er offen und bestimmt, und dann sitzt er wieder unbeweglich da und wartet geduldig auf den nächsten Knochen. So kann er sich durch eine Unmenge von Fragen ohne das leiseste Anzeichen von Müdigkeit durcharbeiten; breit, edig und ruhig sitzt er da und hört erst auf, wenn der letzte Knochen verzehrt ist. Und gerade so wie er sich im passiven Reagieren verhält, so benimmt er sich auch, wenn er Pläne schmiedet, organisiert, leitet, befiehlt. Stets ist er voll Energie, nie um Hilfsmittel verlegen, ein wahrer Arbeitsfresser. Es ist ein Reford, daß er während der drei Monate der Revolution 20 Stunden täglich tätig war, jedes Telegramm und jede Nachricht, die kam oder ging, kontrollierte, alle Fäden zwischen seinen Fingern hielt und seinen Untergebenen nur die gleichgültige und unwichtige Arbeit überließ.

Nichtsdestoweniger ist der Mann von einer außerordentlichen körperlichen Trägheit. Wie alle Orientalen fühlt er nicht das leiseste Bedürfnis nach irgend einer Art von Übung oder Bewegung in freier Luft. Seit dem letzten Attentat gegen sein Leben ist er so selten wie möglich ausgegangen, und seine sitzende Lebensweise hat so völlig Macht über ihn gewonnen, daß er sich sogar die Treppen aus einem Zimmer seiner Wohnung ins andere in einer Sänfte von vier Trägern befördern läßt. Und dabei hat dieser seltsame Mensch, der so still in seinen vier Wänden sitzt, einen phänomenalen Appetit, einen geradezu wölfischen Hunger. Im strengen Gegensatz zu den meisten hohen Beamten Chinas, die wenig essen und nur für Ledereien empfänglich sind, speist Yuanschikai wie ein Bauer aus seiner Heimatprovinz Honan. Schüsseln mit Macaroni, grob gebadenes Brot, wie es die niederen Klassen essen, Schweine- und Hammelfleisch in großen Mengen verschwinden in dem Magen dieses Unerfättlichen, der am Esstisch ganz so leistungsfähig ist, wie am Arbeitstisch. Er hat eine große Familie, ein Duzend Frauen und 26 Söhne und Töchter.

Wie die meisten Kraftnaturen ist er in seinem Benehmen zu Hause barsch und derb, läßt sich geben, nimmt kein Blatt vor den Mund und verstoßt beständig gegen die höflichen Sitten des so streng zeremoniösen Ostens. Dieser starke und selbständige Geist hat nicht acht auf konventionelle Floskeln und schön gedrechselte Komplimente, und er hat sich deshalb oft den Vorwurf gefallen lassen müssen, daß er ein grober Mann sei. So

Intimes von Yuanschikai.

Der in den letzten Tagen wieder so viel genannte Yuanschikai ist der „Mann des Schicksals“ für China, der in dem „chinesischen Wunder“ der Revolution die Mandschudynastie vernichtet hat und nun die Geschichte des Reiches der Mitte bestimmt. Was hat diesen Mann an die Spitze des Millionenreiches gestellt? War es der Zufall, die blinde Gottheit? Diese Frage beantwortet der bekannte chinesische Korrespondent des Daily Telegraph in Peking Butnam Weale, der aus langjähriger Kenntnis des jetzigen Präsidenten heraus ein intimes Charakterbild des „chinesischen Bismarck“ entwirft. Die Antwort bietet sich dar in dem Mann selbst, in seiner Haltung, nicht der physischen, sondern der geistigen; die durchaus an das besondere Milieu erinnert, in dem er gelebt hat. „In England wäre er ein Ritchener oder Palmerstone geworden; in Deutschland vielleicht ein Bismarck; aber weil er in China lebt, so ward er Yuanschikai, die seltsamste Mischung von eiserner Entschlossenheit und wunderbarer Geschmeidigkeit.“

Es ist wirklich etwas Wunderbares, in dem selben Manne eine unter den Orientalen fast unbekannte Ehrlichkeit und Geradheit zu finden, verbunden mit einer Begabung für das politische Schachspiel, die groß genug ist, um einen europäischen Staatsmann von heute so leicht zu schlagen, wie Talleyrand die Staatsmänner seiner Generation schlagen konnte. Er ist körperlich kein sehr großer Mann, aber er ist kräftig und unterseht mit sehr entschlossenen und bestimmten Zügen — wirklich eine chinesische Bulldogge. Seine weit geöffneten Augen haben einen festen, aber niemals schlauren Blick; und doch fühlt man, daß diese beobachtenden Blicke zugleich den Menschen verstehen und zu enthüllen suchen, was hinter seiner äußeren Maske verborgen liegt — eine Kunst, die man in Europa nur sehr unvollkommen kennt. Hat Yuanschikai den Sinn und die Motive einer Frage erfaßt — und das tut er so rasch wie ein Hund nach seinem Knochen schnappt, dann antwortet er offen und bestimmt, und dann sitzt er wieder unbeweglich da und wartet geduldig auf den nächsten Knochen. So kann er sich durch eine Unmenge von Fragen ohne das leiseste Anzeichen von Müdigkeit durcharbeiten; breit, edig und ruhig sitzt er da und hört erst auf, wenn der letzte Knochen verzehrt ist. Und gerade so wie er sich im passiven Reagieren verhält, so benimmt er sich auch, wenn er Pläne schmiedet, organisiert, leitet, befiehlt. Stets ist er voll Energie, nie um Hilfsmittel verlegen, ein wahrer Arbeitsfresser. Es ist ein Rekord, daß er während der drei Monate der Revolution 20 Stunden täglich tätig war, jedes Telegramm und jede Nachricht, die kam oder ging, kontrollierte, alle Fäden zwischen seinen Fingern hielt und seinen Untergebenen nur die gleichgültige und unwichtige Arbeit überließ.

Nichtsdestoweniger ist der Mann von einer außerordentlichen körperlichen Trägheit. Wie alle Orientalen fühlt er nicht das leiseste Bedürfnis nach irgend einer Art von Übung oder Bewegung in freier Luft. Seit dem letzten Attentat gegen sein Leben ist er so selten wie möglich ausgegangen, und seine sitzende Lebensweise hat so völlig Macht über ihn gewonnen, daß er sich sogar die Treppen aus einem Zimmer seiner Wohnung ins andere in einer Sänfte von vier Trägern befördern läßt. Und dabei hat dieser seltsame Mensch, der so still in seinen vier Wänden sitzt, einen phänomenalen Appetit, einen geradezu wölfischen Hunger. Im strengen Gegensatz zu den meisten hohen Beamten Chinas, die wenig essen und nur für Bedereien empfänglich sind, speist Yuanschikai wie ein Bauer aus seiner Heimatprovinz Honan. Schüsseln mit Maccaroni, grob gebadenes Brot, wie es die niederen Klassen essen, Schweine- und Hammelfleisch in großen Mengen verschwinden in dem Magen dieses Unerfättlichen, der am Eßtisch ganz so leistungsfähig ist, wie am Arbeitstisch. Er hat eine große Familie, ein Duzend Frauen und 26 Söhne und Töchter.

Wie die meisten Kraftnaturen ist er in seinem Benehmen zu Hause barsch und derb, läßt sich gehen, nimmt kein Blatt vor den Mund und verstoßt beständig gegen die höflichen Sitten des so streng zeremoniösen Ostens. Dieser starke und selbständige Geist hat nicht acht auf konventionelle Floskeln und schön gebrechelte Komplimente, und er hat sich deshalb oft den Vorwurf gefallen lassen müssen, daß er ein grober Mann sei. So ist in großen Unrissen Wesen und Art des Mannes, der die Zukunft Chinas in seiner Hand hält, der sich vielleicht noch selbst auf den Thron der alten Kaiser setzen wird und der jedenfalls heute der einzige Mann im himmlischen Reich ist, stark genug, um die Situation zu beherrschen.“

Deutsche Tageszeitung (Berlin)

Nr. *431* vom *26. Aug* 191*2*

Quanshita. Der in den letzten Tagen wieder so viel genannte Quanshita ist der „Mann des Schicksals“ für China, der in dem „chinesischen Wunder“ einer mehr als seltsamen Revolution die Mandschudynastie vernichtet hat und nun die Geschicke des Reiches

der Mitte bestimmt. Was hat diesen Man an die Spitze des Millionenreiches gestellt? War es der Zufall, die blinde Gottheit? War es die ungewöhnliche Geisteskraft einer überragenden Persönlichkeit? Diese Frage beantwortet der bekannte chinesische Korrespondent des Daily Telegraph in Peking, Putnam Weale, der aus langjähriger Kenntnis des jetzigen Präsidenten heraus ein intimes Charakterbild des „chinesischen Bismarck“ entwirft. Die Antwort bietet sich dar in dem Mann selbst, in seiner Haltung, nicht der physischen, sondern der geistigen, die durchaus an das besondere Milieu erinnert, in dem er gelebt hat. „In England wäre er ein Kitchener oder Palmerstone geworden; in Deutschland vielleicht ein Bismarck; aber weil er in China lebt, so ward er Quanshita, die seltsamste Mischung von eiserner Entschlossenheit und wunderbarer Geschmeidigkeit. Es ist wirklich etwas Wunderbares, in demselben Manne eine unter den Orientalen fast unbekannte Ehrlichkeit und Geradheit zu finden, verbunden mit einer Begabung für das politische Schachspiel, die groß genug ist, um einen europäischen Staatsmann von heute so leicht zu schlagen, wie Talleyrand die Staatsmänner seiner Generation schlagen konnte. Er ist körperlich kein sehr großer Mann, aber er ist kräftig und unterlegt, mit sehr entschlossenen und bestimmten Zügen — wirklich eine chinesische Bulldogge. Seine weit geöffneten Augen haben einen festen aber niemals schlauen Blick; und doch fühlt man, daß diese beobachtenden Blicke zugleich den Menschen zu verstehen und zu enthüllen suchen, was hinter seiner äußeren Maske verborgen liegt — eine Kunst, die man in Europa nur sehr unvollkommen kennt. Hat Quanshita den Sinn und die Motive einer Frage erfasst — und das tut er so rasch wie ein Hund nach seinem Knochen schnappt, dann antwortet er offen und bestimmt, und dann sitzt er wieder unbeweglich da und wartet geduldig auf den nächsten Knochen. So kann er sich durch eine Unmenge von Fragen ohne das leiseste Anzeichen von Müdigkeit durcharbeiten; breit, edig und ruhig sitzt er da und hört erst auf, wenn der letzte Knochen verzehrt ist. Und gerade so, wie er sich im passiven Reagieren verhält, so benimmt er sich auch, wenn er Pläne schmiedet, organisiert, leitet, befiehlt. Stets ist er voll Energie, nie um Hilfsmittel verlegen, ein wahrer Arbeitsfresser. Es ist ein Rekord, daß er während der drei Monate der Revolution 20 Stunden täglich tätig war, jedes Telegramm und jede Nachricht, die kam oder ging, kontrollierte, alle Fäden zwischen seinen Fingern hielt und seinen Untergebenen nur die gleichgültige und unwichtige Arbeit überließ. Nichtsdestoweniger ist der Mann von einer außerordentlichen körperlichen Trägheit.

Wie alle Orientalen, fühlt er nicht das leiseste Bedürfnis nach irgend einer Art von Übung oder Bewegung in freier Luft. Seit dem letzten Attentat gegen sein Leben ist er so selten wie möglich ausgegangen, und seine sitzende Lebensweise hat so völlig Macht über ihn gewonnen, daß er sich sogar die Treppen aus einem Zimmer seiner Wohnung ins andre in einer Sänfte von vier Trägern befördern läßt. Und dabei hat dieser seltsame Mensch, der so still in seinen vier Wänden sitzt, einen phänomenalen Appetit, einen geradezu wölfischen Hunger. Im strengen Gegensatz zu den meisten hohen Beamten Chinas, die wenig essen und nur für Vederereien empfänglich sind, speist Quanshita wie ein Bauer aus seiner Heimatprovinz Honan. Schüsseln mit Makkaroni, groß gebackenes Brot, wie es die niederen Klassen essen, Schweine- und Hammelfleisch in großen Mengen verschwinden in dem Magen dieses Unerfättlichen, der am Eßtisch ganz so leistungsfähig ist, wie am Arbeitstisch. Er hat eine große Familie, ein Duzend Frauen und 26 Söhne und Töchter. Wie die meisten Kraftnaturen, ist er in seinem Benehmen zu Hause barsch und derb, läßt sich gehen, nimmt kein Blatt vor den Mund und verstoßt beständig gegen die höflichen Sitten des so streng zeremoniösen Ostens. Dieser starke und selbständige Geist hat nicht acht auf konventionelle Klatschen und schön geredachte Bewei-

Quanschita. Der in den letzten Tagen wieder so viel genannte Quanschitai ist der „Mann des Schicksals“ für China, der in dem „chinesischen Wunder“ einer mehr als seltsamen Revolution die Mandschudynastie vernichtet hat und nun die Geschicke des Reiches

der Mitte bestimmt. Was hat diesen Mann an die Spitze des Millionenreiches gestellt? War es der Zufall, die blinde Gottheit? War es die ungewöhnliche Geisteskraft einer überragenden Persönlichkeit? Diese Frage beantwortet der bekannte chinesische Korrespondent des Daily Telegraph in Peking, Putnam Weale, der aus langjähriger Kenntnis des jetzigen Präsidenten heraus ein intimes Charakterbild des „chinesischen Bismard“ entwirft. Die Antwort bietet sich dar in dem Mann selbst, in seiner Haltung, nicht der physischen, sondern der geistigen, die durchaus an das besondere Milieu erinnert, in dem er gelebt hat. „In England wäre er ein Ritchener oder Palmerstone geworden; in Deutschland vielleicht ein Bismard; aber weil er in China lebt, so ward er Quanschitai, die seltsamste Mischung von eiserner Entschlossenheit und wunderbarer Geschmeidigkeit. Es ist wirklich etwas Wunderbares, in demselben Manne eine unter den Orientalen fast unbekannte Ehrlichkeit und Geradheit zu finden, verbunden mit einer Begabung für das politische Schachspiel, die groß genug ist, um einen europäischen Staatsmann von heute so leicht zu schlagen, wie Talleyrand die Staatsmänner seiner Generation schlagen konnte. Er ist körperlich kein sehr großer Mann, aber er ist kräftig und unterseht, mit sehr entschlossenen und bestimmten Zügen — wirklich eine chinesische Bulldogge. Seine weit geöffneten Augen haben einen festen aber niemals schlauen Blick; und doch fühlt man, daß diese beobachtenden Blicke zugleich den Menschen zu verstehen und zu enthüllen suchen, was hinter seiner äußeren Maske verborgen liegt — eine Kunst, die man in Europa nur sehr unvollkommen kennt. Hat Quanschitai den Sinn und die Motive einer Frage erfasst — und das tut er so rasch wie ein Hund nach seinem Knochen schnappt, dann antwortet er offen und bestimmt, und dann sitzt er wieder unbeweglich da und wartet geduldig auf den nächsten Knochen. So kann er sich durch eine Anmenge von Fragen ohne das leiseste Anzeichen von Müdigkeit durcharbeiten; breit, edig und ruhig sitzt er da und hört erst auf, wenn der letzte Knochen verzehrt ist. Und gerade so, wie er sich im passiven Reagieren verhält, so benimmt er sich auch, wenn er Pläne schmiedet, organisiert, leitet, befiehlt. Stets ist er voll Energie, nie um Hilfsmittel verlegen, ein wahrer Arbeitsfresser. Es ist ein Reford, daß er während der drei Monate der Revolution 20 Stunden täglich tätig war, jedes Telegramm und jede Nachricht, die kam oder ging, kontrollierte, alle Fäden zwischen seinen Fingern hielt und seinen Untergebenen nur die gleichgültige und unwichtige Arbeit überließ. Nichtsdestoweniger ist der Mann von einer außerordentlichen körperlichen Trägheit.

Wie alle Orientalen, fühlt er nicht das leiseste Bedürfnis nach irgend einer Art von Übung oder Bewegung in freier Luft. Seit dem letzten Attentat gegen sein Leben ist er so selten wie möglich ausgegangen, und seine sitzende Lebensweise hat so völlig Macht über ihn gewonnen, daß er sich sogar die Treppen aus einem Zimmer seiner Wohnung ins andre in einer Sänfte von vier Trägern befördern läßt. Und dabei hat dieser seltsame Mensch, der so still in seinen vier Wänden sitzt, einen phänomenalen Appetit, einen geradezu wölfischen Hunger. Im strengen Gegensatz zu den meisten hohen Beamten Chinas, die wenig essen und nur für Vederereien empfänglich sind, speist Quanschitai wie ein Bauer aus seiner Heimatprovinz Honan. Schüsseln mit Makaroni, grob gebackenes Brot, wie es die niederen Klassen essen, Schweine- und Hammelfleisch in großen Mengen verschwinden in dem Magen dieses Unerfättlichen, der am Eßtisch ganz so leistungsfähig ist, wie am Arbeitstisch. Er hat eine große Familie, ein Duzend Frauen und 26 Söhne und Töchter. Wie die meisten Kraftnaturen, ist er in seinem Benehmen zu Hause barsch und derb, läßt sich gehen, nimmt kein Blatt vor den Mund und verachtet beständig gegen die höflichen Sitten des so streng zeremoniösen Ostens. Dieser starke und selbständige Geist hat nicht acht auf konventionelle Floskeln und schön gedrechselte Komplimente, und er hat sich oft deshalb den Vorwurf gefallen lassen müssen, daß er ein grober Mann sei. So ist in großen Umrissen Wesen und Art des Mannes, der die Zukunft Chinas in seiner Hand hält, der sich vielleicht noch selbst auf den Thron der alten Kaiser setzen wird, und der jedenfalls heute der einzige Mann im himmlischen Reiche ist, stark genug, um die Situation zu beherrschen.“

Berliner Tageblatt

Nr. *329* vom *2. Juli* 191*3***Jüanschikai.**

(Von unserem Korrespondenten.)

□ Peking, Anfang Juni.

Die sogenannten Knabengesänge — Tungjao — deuten in China stets große Ereignisse an. Sie sind der Ausdruck eines gewissen pessimistischen Vorgefühls und werden von den Knaben auf der Straße gesungen. Die Dichter dieser Gesänge sind unbekannt; plötzlich hört man sie in einer Straße aus dem Munde unwissender Kinder ertönen, und von Mund werden sie zu Mund getragen, so daß sie bald in der ganzen Stadt bekannt sind. Sie beschäftigen sich stets mit einer hervorragenden Persönlichkeit und geben gewissen Befürchtungen für ihr Schicksal Ausdruck. Man findet sie vor allen wichtigen Zeitabschnitten in den historischen Romanen, und man begegnet ihnen noch im heutigen Leben. Vor vielen Jahren, als man an Schwierigkeiten in der Eisenbahnpolitik noch gar nicht dachte, sang man auf der chinesischen Straße:

„Als die Tempel ausgebaut wurden, da fielen die Ming,
Wenn Wege gebaut werden, dann werden fallen die Tsing.“

Die Prophezeiung der Schwierigkeiten, über die im Auge des Volkes die Tsingdynastie zu Falle kommen sollte, ist dann durch die Wirklichkeit bestätigt worden. Jedoch nicht immer brauchen die Knabengesänge eine Prophezeiung zu bedeuten, oft schildern sie eine Krisis.

Vor einem Jahre lief folgender Knabengesang in Peking um:

„Der Eisenstod will den Jüan schlagen,
Die Kupfercents werden in große Cash verwandelt;
Wenn wir auf friedliche Zeiten warten,
So werden noch zwei bis drei Jahre vergehen.“

In seinem letzten Teil hat sich die Befürchtung des Gesanges bisher erfüllt, denn noch immer nicht erfreut sich das Land eines gesunden Friedens. Doch der Eisenstod (Eisen = Lieh, die erste Silbe des Namens von Liehliang, des hartnäckigen Führers der Kaiserpartei; Stod = Kun, womit wahrscheinlich Prinz Kun gemeint ist) hat Jüanschikai noch nicht geschlagen. Die Kaiserpartei ist im Gegenteil durch seinen Einfluß so zurückgedrängt worden, daß sie jetzt überhaupt keine ernsthafte Gefahr mehr bedeutet. Was also Jüanschikai anbetrifft, so ist der Pessimismus des Knabengesanges zu weit gegangen. Und das trifft wohl auch auf den Gesang zu, der jetzt in den Straßen der Hauptstadt ertönt:

„Die fünffarbige Fahne weht hoch,
Jüanschikai wird das Schwert erleiden.“

Gewiß ist Jüanschikai von vielen Gefahren bedroht. Der Haß seiner Feinde geht sogar so weit, daß sie beschlossen haben — da man ihm selbst in seinem wohlgeschützten Palast nicht zu Leibe kann —, seine kräftigste Stütze, den stellvertretenden Premier Tuantschijui, durch ein Bombenattentat im Parlament zu beseitigen. Planen und ausführen sind jedoch zwei verschiedene Dinge, und die Peking-Polizei beherrscht die Lage in der Hauptstadt so gut, daß es gelungen ist, diese verbrecherischen Dummjungenstreiche rechtzeitig aufzudecken. Auch hat sich die allgemeine Lage im Lande derartig gebessert, daß man mit mehr Zutrauen für China und auch für Jüanschikai, der das Wagnis unternommen hat, sein Land aus dem Chaos wieder zur Ordnung zurückzuführen, in die Zukunft blicken kann.

Was wird nicht alles über Jüanschikai geschrieben! Ernste Leute haben behauptet, er habe seit Jahren mit den Revolutionären im Komplott gestanden und dann durch Verrat oder geschickte Diplomatie, ganz wie man es nennen will, die Dynastie, der er als Premierminister diente, zu Fall gebracht, um den Norden der schon im Süden gegründeten Republik auszuführen. Man nennt ihn deswegen einen großen Mann.

Die sogenannten Knabengesänge — Tjungjao — deuten in China stets große Ereignisse an. Sie sind der Ausdruck eines gewissen pessimistischen Vorgefühls und werden von den Knaben auf der Straße gesungen. Die Dichter dieser Gesänge sind unbekannt; plötzlich hört man sie in einer Straße aus dem Munde unwissender Kinder ertönen, und von Mund zu Mund werden sie zu Mund getragen, so daß sie bald in der ganzen Stadt bekannt sind. Sie beschäftigen sich stets mit einer hervorragenden Persönlichkeit und geben gewissen Befürchtungen für ihr Schicksal Ausdruck. Man findet sie vor allen wichtigen Zeitabschnitten in den historischen Romanen, und man begegnet ihnen noch im heutigen Leben. Vor vielen Jahren, als man an Schwierigkeiten in der Eisenbahnpolitik noch gar nicht dachte, sang man auf der chinesischen Straße:

Als die T e m p e l ausgebaut wurden, da fielen die Ming,
Wenn W e g e gebaut werden, dann werden fallen die Tsing.

Die Prophezeiung der Schwierigkeiten, über die im Auge des Volkes die Tsingdynastie zu Falle kommen sollte, ist dann durch die Wirklichkeit bestätigt worden. Jedoch nicht immer brauchen die Knabengesänge eine Prophezeiung zu bedeuten, oft schildern sie eine Krisis.

Vor einem Jahre lief folgender Knabengesang in Peking um:

Der Eisenstod will den Jüan schlagen,
Die Kupfercents werden in große Cash verwandelt;
Wenn wir auf friedliche Zeiten warten,
So werden noch zwei bis drei Jahre vergehen.

In seinem letzten Teil hat sich die Befürchtung des Gesanges bisher erfüllt, denn noch immer nicht erfreut sich das Land eines gesunden Friedens. Doch der Eisenstod (Eisen = Tsch, die erste Silbe des Namens von Tschiliang, des hartnäckigen Führers der Kaiserpartei; Stod = Kun, womit wahrscheinlich Prinz Kun gemeint ist) hat Jüansschikai noch nicht geschlagen. Die Kaiserpartei ist im Gegenteil durch seinen Einfluß so zurückgedrängt worden, daß sie jetzt überhaupt keine ernstliche Gefahr mehr bedeutet. Was also Jüansschikai anbetrifft, so ist der Pessimismus des Knabengesanges zu weit gegangen. Und das trifft wohl auch auf den Gesang zu, der jetzt in den Straßen der Hauptstadt ertönt:

Die fünffarbige Fahne weht hoch,
Jüansschikai wird das Schwert erleiden.

Gewiß ist Jüansschikai von vielen Gefahren bedroht. Der Haß seiner Feinde geht sogar so weit, daß sie beschloffen haben — da man ihm selbst in seinem wohlgeschützten Palast nicht zu Leibe kann — seine kräftigste Stütze, den stellvertretenden Premier Tuantschijui, durch ein Bombenattentat im Parlament zu beseitigen. Planen und ausführen sind jedoch zwei verschiedene Dinge, und die Peking Polizei beherrscht die Lage in der Hauptstadt so gut, daß es gelungen ist, diese verbrecherischen Dummejungenstreiche rechtzeitig aufzudecken. Auch hat sich die allgemeine Lage im Lande derartig gebessert, daß man mit mehr Zutrauen für China und auch für Jüansschikai, der das Wagnis unternommen hat, sein Land aus dem Chaos wieder zur Ordnung zurückzuführen, in die Zukunft blicken kann.

Was wird nicht alles über Jüansschikai geschrieben! Ernste Leute haben behauptet, er habe seit Jahren mit den Revolutionären im Komplott gestanden und dann durch Verrat oder geschickte Diplomatie, ganz wie man es nennen will, die Dynastie, der er als Premierminister diente, zu Fall gebracht, um den Norden der schon im Süden gegründeten Republik zuzuführen. Man nennt ihn deswegen einen großen Mann. Ein bedeutender Chinese, der größte, den das Land besitzt, ist er sicherlich. Doch sind die Tatsachen, die ihm dieses Attribut verdienen, ganz andere.

Jüansschikai ist stets ein gemäßigter Fortschrittler gewesen. Kangjumei hatte ihn mit seinen Reformplänen fasciniert, doch wollten die überstürzten Pläne des Reformators nicht in den Bauernkopf des Honaners hinein. Also verriet er ihn, als man zur Tat schreiten wollte, und er tat dies, um sein Land vor Unordnung zu bewahren. Als Lohn dafür wurde ihm die Gnade der Kaiserinwitwe zuteil. In den Jahren, in denen er Vizekönig von Tschili war und viele vernünftige Reformen einführte, hat er auch viel von Sunjatsen und Genossen und deren Anschlägen gehört. Doch hat er nie geglaubt, daß diese Umstürzler jemals erfolgreich sein würden. Alle Versuche, ihn auf ihre Seite zu bringen, mißglückten. Das einzige, was er für sie tat, war, daß er, wo er es mal konnte, erwischte Revolutionäre entkommen ließ. Als er, abgesetzt, in seiner Heimatstadt Tschangteh weilte, bekümmerte er sich wenig um die Politik, obgleich er wußte — ein Wahrsager hatte ihm das schon in Korea prophezeit —, daß sein Tag noch kommen würde. Sein Ehrgeiz ging jedoch nur dahin, unter dem Kaiser die höchste Macht zu erwerben und der Retter seines Vaterlandes zu werden, und noch zwei Monate, nachdem in Wutschang die Revolution ausgebrochen war, machte er seinen Einfluß auf Schanghai Zeitungen geltend und versuchte sie zu veranlassen, einem monarchischen Regierungssystem dem republikanischen gegenüber das Wort zu reden. Dann kamen die Friedensverhandlungen in Schanghai, durch

die Jüanischikai durch den Einfluß Tangschaojis, der den Republikanern zugehörte, und Kiangschijis aus seinen Bahnen gezogen und so Präsident der chinesischen Republik wurde. Er hat damit dem Lande einen großen Dienst erwiesen, denn sonst wäre es in Anarchie zerfallen.

Als Jüanischikai die Regierung antrat, stand er einem Chaos gegenüber. In mehreren Provinzen bekämpften sich verschiedene Gouverneure, die Stadt X erkannte nicht die Provinzialhauptstadt Y an, hier hatten junge Burschen, die kaum die Schulbank verlassen hatten, die höchste Macht an sich gerissen, dort terrorisierten ungebildete Führer von Geheimparteien das Volk. Überall war Mißtrauen, der Handel stockte, Räuber waren als Soldaten angeworben worden, und das Land war völlig ausgezogen und erschöpft. Man erwartete dann von Jüanischikai große Taten, und als die auf sich warten ließen, nannte man ihn einen zum Handeln unfähigen Opportunisten. Doch gerade durch seine äußerliche Latenlosigkeit, durch sein ruhiges Abwarten hat Jüanischikai das Land gerettet. Er hat, geschickt jede Gelegenheit ausnukend, seine Fäden gezogen, in alle sich öffnenden Lücken seine Männer eingeschoben und durch Diplomatie Feinde für seine Sache gewonnen. Jetzt sind die meisten Provinzialmachthaber seine ergebenen Freunde, jede Provinz hat ein Haupt, 300 000 Soldaten sind in dem vergangenen Jahre, in dem es der Regierung so an Geld mangelte, doch ausgelöhnt und entlassen worden, und die Statistiken des Zolles und der Verkehrsverwaltungen zeigen einen guten Wiederaufschwung des Handels an. Jedermann im Lande, mit Ausnahme der Vaterlandsfeinde, schaut jetzt auf Jüanischikai und sieht in ihm den Starren, der China an einer gefährlichen Krise vorbeigeführt hat und jetzt wieder der Gesundung entgegenleiten soll.

Die Versuche, die die Radikalen in den letzten Monaten gemacht haben, den Kredit Jüanischikais zu erschüttern, sind elend mißglückt. Sie haben im Gegenteil dahin geführt, daß der gute Chinese jetzt, wie er es einstmals unter dem kaiserlichen Regime tat, in Sunjatsen und Huanghsing, den verherrlichten Helden der Revolution, Feinde des Volkes und des Staates sieht. Die Radikalen, die noch vor kurzer Zeit das politische Leben in China beherrschten, können jetzt, um ihre Ziele zu erreichen, nur noch zu Ungeheuerlichkeiten oder einer aussichtslosen Opposition greifen. Noch haben sie zwar eine starke Majorität in dem Oberhaus des Parlaments und den meisten Landtagen, doch das Volk steht nicht hinter ihnen, und es ist wohl anzunehmen, daß die fehlgeschlagenen Manöver der Radikalen, durch die den Provinzen erst die Augen geöffnet worden sind, auch ihre heilsame Wirkung auf das Parlament haben werden. Das ist zu hoffen. Denn im Parlament sollen die weiteren Schicksale des Landes entschieden werden. Das Parlament soll China eine brauchbare Konstitution und eine starke Regierung geben. Es sind also große Aufgaben, die ihm bevorstehen.

Und doch hat das chinesische Parlament außer dem Zintenfabombardement gegen den Vizesprecher des Unterhauses, einer Prügelei zwischen zwei Abgeordneten, der Verhaftung eines Bomben besitzenden Senators und täglichen Beleidigungen in den fast zwei Monaten seines Bestehens nichts, gar nichts erreicht. Täglich kostet es dem Lande etwa 20 000 Mark und hat doch noch nichts genützt, sondern nur geschadet. Aber eine Besserung ist dennoch zu merken. Im Anfang stand den übermächtigen Radikalen ein buntes Gemisch von verschiedenen Parteien gegenüber. Jetzt ist das Haus in zwei scharf getrennte Lager geschieden; der parlamentarische Kampf kann also beginnen. Bisher hatte die Regierung wenig Zeit, sich parlamentarischen Fragen zu widmen, doch, wenn einmal das Gleichgewicht in den Provinzen hergestellt ist, dann werden die Sitzungen im Parlament an Interesse und Wert gewinnen. Verschiebungen im großen Stil sind in China nicht selten; die Metamorphose, die gerade in den Provinzen vor sich geht, mag also bald im Parlament ihre Fortsetzung haben, wodurch dann die letzte und entscheidende Phase in dem innerpolitischen Wiederaufbau Chinas zum Ende geführt werden mag.

Da kommen schlechte Nachrichten. Die konsularischen Vertreter Rußlands und Japans sollen Dijianhung, dem jetzigen Vizepräsidenten, empfohlen haben, sich als Kandidaten für die Präsidentenwürde aufzustellen. Der Plan ist durchsichtig. Rußland kann ein starkes China nicht brauchen. Ein schwaches China ermöglicht ihm jedoch die Fortsetzung seiner gegenwärtigen Raubpolitik in der Mongolei. Und Japan ist seit dem Besuch Sunjatsens auf dem japanischen Inselreich verdächtig. Wenn die japanische Regierung sich vielleicht auch nicht direkt engagiert hat, so steht es außer Frage, daß einflußreiche Kreise

tuts.

Signatur: _____

Datum: _____

Berliner Tageblatt

Nr. 229 vom 2. Juli 1913

Japans mit Sun in engste Verbindung getreten sind. Schon zur Zeit des Ausbruchs der Revolution vor anderthalb Jahren waren die Japaner merkwürdig gut orientiert und vorbereitet, und fraglos würde eine erneute innere Schwächung Chinas den imperialistischen Kreisen Japans eine gute Gelegenheit geben, ihr Land zur Bereicherung auf Kosten Chinas zu veranlassen.

Die Aussichten in China sind erfreulich. Alles kann indessen durch die unberechtigte, Abenteuer suchende Einmischung fremder Mächte verdorben werden.

The Japan Times (Tokyo)

Nr. *18* vom *2. Aug.* 1913.**PRESIDENT YUAN SHI-KAI**

[The Japan Times, Sunday, July 27.]
ADMIRAL TSENG or Cheng Ju-cheng standing firm for the Peking Government with superior strategy, the Chinese revolutionists' attempt to capture the Kiangnan Arsenal—a great war asset—seems to have ended in failure, at least for the time. Nor is there much prospect of the scheme proving more successful later. As it is, the revolutionists have been driven back to their original position, where they will have to remain helpless unless reinforced by fresh troops from Nanking, who are said to be preparing to go to their aid. On the other hand, President Yuan is said to have ordered the 4th Division at Tientsin to send south 5,000 troops to co-operate with Admiral Tseng. It would thus appear that unless the revolutionists get the aid they need and take the arsenal within two or three days, their cause will be lost, and there seems little likelihood of their accomplishing this in so short a time. As for their activity in other places—in Nanchang, for instance—their successes are reported; but these will have little effect on the general situation, and the march of the "expedition" on to Peking will probably end only in noise. This will by no means indicate, however, the immediate suppression of all the disturbances in different parts of the country, and spasmodic uprisings and desultory resistance to the Government will continue for some time or until the Southern leaders are either captured or go out of the country in self-exile. If we attempt to give a brighter prospect for the revolutionists we should have to draw on our imagination.

Meanwhile, we are not at all astonished that President Yuan has not even condescended to reply to Dr. Sun Yat-sen's college-student-like effusion, while flatly declining to consider the advice of Mr. Tang and others to resign. As we said a few days ago, he is not a man to voluntarily incriminate and bury himself under obloquy. Besides, he has many good reasons to stick to his post, as, indeed, he himself sets forth in his reply to Tang Shao-i. But over and above these, there stands the fact that the revolutionists have

WENDEN!

The Japan Times (Tokyo)

Nr. 18 vom 2. Aug. 1913.

PRESIDENT YUAN SHI-KAI

[The Japan Times, Sunday, July 27.]
ADMIRAL TSENG or Cheng Ju-cheng standing firm for the Peking Government with superior strategy, the Chinese revolutionists' attempt to capture the Kiangnan Arsenal—a great war asset—seems to have ended in failure, at least for the time. Nor is there much prospect of the scheme proving more successful later. As it is, the revolutionists have been driven back to their original position, where they will have to remain helpless unless reinforced by fresh troops from Nanking, who are said to be preparing to go to their aid. On the other hand, President Yuan is said to have ordered the 4th Division at Tientsin to send south 5,000 troops to co-operate with Admiral Tseng. It would thus appear that unless the revolutionists get the aid they need and take the arsenal within two or three days, their cause will be lost, and there seems little likelihood of their accomplishing this in so short a time. As for their activity in other places—in Nanchang, for instance—their successes are reported; but these will have little effect on the general situation, and the march of the "expedition" on to Peking will probably end only in noise. This will by no means indicate, however, the immediate suppression of all the disturbances in different parts of the country, and spasmodic uprisings and desultory resistance to the Government will continue for some time or until the Southern leaders are either captured or go out of the country in self-exile. If we attempt to give a brighter prospect for the revolutionists we should have to draw on our imagination.

Meanwhile, we are not at all astonished that President Yuan has not even condescended to reply to Dr. Sun Yat-sen's college-student-like effusion, while flatly declining to consider the advice of Mr. Tang and others to resign. As we said a few days ago, he is not a man to voluntarily incriminate and bury himself under obloquy. Besides, he has many good reasons to stick to his post, as, indeed, he himself sets forth in his reply to Tang Shao-i. But over and above these, there stands the fact that the revolutionists have chosen to settle their dispute by the arbitrament of arms, and he has every right to accept the challenge.

WENDEN!

And we cannot help believing that, for all the troubles besetting his country, Yuan Shi-kai is~~/~~ about the best pleased man in all China, just now, buoyant with great hopes and expectations. At the time of his being elevated to the post of provisional President about a year ago, it was predicted by not a few, including ourselves, that he was mounting to a station that would presently bring him a regal~~/~~crown. Only, no one was sure as to how this could come to pass~~/~~. Now that a rebellion has broken out - and b-y no distortion of the facts can the revolutionary movement in progress be given any other name - it is the supreme duty of Yuan Shi-kai as the head of the State, to suppress it by whatever means he may be able to employ. Nor does he seem to~~/~~be slow to set about the job. Dr. Sun Yat-sen and down~~ward~~^{ward} of the Southern leaders are declared traitors and their heads are wanted. The revolutionists have put in Yan's hands the power to destroy them legally! It is too bad; but such is the irony of fate. With his principal political foes removed from the arena, as no doubt Yuan intends to have them removed, what is there to prevent his putting the crown on his own head?

There is~~/~~ a great appearance of China being agitated in all its length and breadth, but the truth is~~/~~ that it is all the work of a handful of revolutionary leaders, the people themselves being supremely indifferent to what is going on, as long as their personal safety and interests are left undisturbed. That was their attitude at the time of the first revolution, and it is not different today. They have never fully understood the difference between a republic and a monarchy, a year of democracy has brought nothing to enlighten in this regard, and they will not have much to say as to how or by whom they are governed. Never did a "Napoleon" assume imperialism under more inviting circumstances. Who doubts what is~~/~~ in President Yuan-Shi-kai's mind at the moment?

Der Ostasiatische Lloyd (Shanghai)

Nr. *31* vom *1. Aug.* 1913.

Die Jugend Yüan-Shih-kais

Zur Zeit befinden sich drei junge Söhne Yüan-Shih-kais auf dem Wege nach Deutschland, wo sie mehrere Monate deutsche Sprache und deutsches Wesen studieren sollen. Diese jungen Leute haben bisher das Anglo-Chinese College in Tientsin besucht und sind gerade in dem empfänglichen Alter von siebzehn bis neunzehn Jahren, wo Reiseindrücke fürs spätere Leben am Nachdrücklichsten haften zu bleiben pflegen. Späterhin sollen die drei jungen Leute dann unter Leitung ihres Erziehers Ying noch eine Reise durch Europa machen und auf dem Weg über Amerika zurückkehren. Vergleicht man diese moderne Erziehung, die Yüan-Shih-kais Kindern zu Teil wird, mit der, die er einst selbst genossen hat, so erkennt man auch hierin so recht den Fortschritt, den China während der letzten Jahrzehnte gemacht hat.

Yüan-Shih-kais Jugend war nicht sehr rosig. Sein Vater, Yüan-Pao-chung, war ein kleiner Militärbeamter in Honan, der erst im spätern Lebensalter etwas höher stieg und zuletzt eine Taotai-stelle in der Provinz Chihli bekleidete. Die Familie war gross, das Einkommen, besonders zu der Zeit, als Yüan-Shih-kai im väterlichen Hause das Licht der Welt erblickte, klein. Er wurde am zwanzigsten Tage des achten Monats des neunten Regierungsjahres des Kaisers Hsien-Feng (im September 1859) in Chang-ying im Kreise Hsiang-cheng im mittlern Teil der Provinz Honan geboren. Ausser ihm waren noch fünf Söhne vorhanden, von denen der älteste bereits verstorben ist. Ausser ihm leben heute noch seine Brüder Yüan-Shih-tuan, Yüan-Shih-lien, Yüan-Shih-fu und Yüan-Shih-ming, die Alle mehr oder minder kleinere Beamtenstellen bekleiden, aber von ihrem grossen Bruder nach altchinesischer Sitte nachdrücklich unterstützt werden.

Yüan-Shih-kais Grossvater, Yüan-Chia-san, war einer der bekannteren chinesischen Generäle und Heerführer während der Taiping-Revolution, die unter dem bekannten Tseng-Kuo-fan für des Reiches Ehre und Erhaltung tapfer mitgefochten haben. Sein ältester Sohn war Yüan-Pao-ching, ein tüchtiger Offizier, ein älterer Bruder von Yüan-Shih-kais Vater. Als Yüan-Pao-ching im Alter von vierzig Jahren noch keinen Sohn hatte, der für ihn später nach althergebrachter Weise die Ahnenopfer hätte verrichten können, nahm er Yüan-Shih-kai, der ihm seines frischen, offenen, zu nichts weniger als zum Stubenhocken hinneigenden Wesens wegen besonders von seines jüngeren Bruders Söhnen gefiel, an Sohnesstatt an und bewachte seine erste Kindheit. Zur Schule ist Yüan-Shih-kai nie gegangen; er wurde zunächst zusammen mit seinen beiden älteren Brüdern Yüan-Shih-tun und Yüan-Shih-lien durch Privatlehrer unterrichtet, stets fand er aber auch schon als junger Bursche mehr Gefallen am Soldatenspiel, als am Studium der chinesischen Klassiker. Leider starb der Adoptivvater, als Yüan-Shih-kai noch sehr jung war, und sein leiblicher Vater ward ihm genommen, als er kaum sechzehn Jahre zählte. Er kam dann unter die Obhut seines Onkels Yüan-Pao-leng, der damals in Peking wohnte. Dieser zwang Yüan-Shih-kai, sich eifriger dem Studium hinzugeben und allen Ernstes der Vorbereitung für das Provinzial-examen obzuliegen. Ein Jahr darauf, es war 1876, zog Yüan-Shih-kai denn auch nach der Hauptstadt seiner Heimatprovinz Honan, Kai-feng-fu, um der hohen Provinzial-examenskommission zu zeigen, was er gelernt hatte. Allzu viel mag das wohl nicht gewesen sein, denn die Prüfung wurde von ihm nicht bestanden. Damals war Yüan-Shih-kai siebzehn Jahre alt, und ein weiterer Onkel, Yüan-Pao-heng, der ein hoher Beamter, Vize-Präsident im Hupu (Finanzministerium), war, hatte es nach beschlossenen Familienrat übernommen sich des zum Aerger der Familie im Examen durchgefallenen Neffen etwas nachdrücklicher anzunehmen. Im nächsten Winter (1877) wurde dieser Onkel in die Provinz

Honan versetzt. Yüan-Shih-kai bekleidete bei ihm sozusagen die Stelle eines Privatsekretärs, und zwar soll er während dieser Zeit seinem Verwandten, wie dieser Letztere sich später zu Hsü-Shi-chang öfters geäussert hat, wertvolle Dienste in administrativ organisatorischer Beziehung geleistet haben. Im Mai 1879 verlor Yüan-Shih-kai diesen ihn klug leitenden, fürsorgenden Verwandten durch den Tod. Er ging während der Trauerzeit nach Cheng-chou, dem Heimatsort seines verstorbenen Oheims.

Um diese Zeit lernte Yüan-Shih-kai zuerst seinen spätern guten Freund Hsü-Shih-chang im Hause eines Herrn Ho in Kai-feng-fu kennen. Hsü war damals ein kleiner Schullehrer in Honan und so arm, dass er nicht einmal das Reisegeld nach Peking erschwingen konnte, um sich dort zum Doktorexamen (Chin-Shih) zu stellen.

Zuerst sagten sich die beiden Männer gar nicht zu. Als sie aber einander näher kennen lernten, entwickelte sich eine Freundschaft, die nun schon mehrere Jahrzehnte währt. Yüan-Shih-kai, der wohlhabender war, als sein neu gewonnener Freund, streckte Hsü-Shih-chang im nächsten Jahre auch die notwendigen Mittel für das Doktorexamen in Peking vor, das Hsü dann bekanntlich glänzend absolvierte, während fast zu gleicher Zeit Yüan-Shih-kai zum zweiten Mal im Provinzialexamen durchfiel. Aergerlich soll er damals geäussert haben: „Grosse Männer sind dazu da, sich auf dem Schlachtfeld zu bewähren, die Ordnung im Innern des Landes aufrecht zu erhalten und fremde Länder zu erobern. Ich habe nun genug Zeit mit Verseschmieden und zeitraubenden Aufsätzen vergeudet. Das ist nichts für mich!“ Bald darauf zog ihn der Taotai in Chen-chou, Chang-Hsiang-cheng, in seinen Dienst. Yüan-Shih-kai sagte aber das Militärhandwerk mehr zu. Er wurde nun Soldat und lernte den Kriegsdienst von der Pike auf in mehreren Garnisonen um Tientsin herum kennen, wo er später wegen seiner Tüchtigkeit im Offiziersausbildungsdienst zufällig die Aufmerksamkeit des allmächtigen Li-Hung-chang auf sich lenkte. Im Jahre 1882 wurde er mit einem Militär-Detachement nach Korea gesandt, wo er zwölf Jahre blieb und im Jahr 1885 im Alter von erst sechsundzwanzig Jahren chinesischer Resident in Seoul wurde. Erst bei Ausbruch des chinesisch-japanischen Krieges wurde er von dort abberufen. Der weitere Lebensgang und die dann bald aufsteigende glänzende Beamtenlaufbahn des derzeitigen provisorischen Präsidenten der chinesischen Republik ist hinreichend bekannt, so dass sie hier nicht wiederholt zu werden braucht. Jedenfalls hat sich Yüan-Shih-kai kräftig durchgerungen, wenn auch des Schicksals Fügung und Protektion seinen Aufstieg zur Höhe hier und dort nicht unwesentlich unterstützt haben.

Hamburgisches Kolonialinstitut
Zentralstelle

Signatur: H. p.

Datum: 10. Okt. 1913.

Der Ostasiatische Lloyd

報新

文德

Älteste deutsche Zeitung
Ostasiens
(gegründet 1886.)
Erscheint jeden Freitag Abend.

Für die Redaktion verantwortlich:
der Herausgeber: C. Kirk.
Telephon Nr. 1191.
Telegrammadresse: Publicatio, Shanghai.



Verlag:
Der Ostasiatische Lloyd, A. G.
Geschäftsstelle:
Banking Road 25, Shanghai.
Telephon Nr. 847.
Telegrammadresse: Publicatio, Shanghai
Generalvertretung für Deutschland:
Verlag des „Berliner Aktionärs“
G. Schweißer. C. Busch.
Berlin SW 68, Lindenstraße 86.

海上國

中設館

Organ für die deutschen Interessen im fernen Osten.

Tägliche Telegrammausgabe in Shanghai, Tsingtau, Peking, Tientsin, Hankou, Chungking usw.

XXVII. Jahrgang.

Shanghai, den 10ten Oktober 1913.

Nummer 41.

Siemssen & Co.

Hongkong
Hankow
Canton

Hamburg
Rappolthaus

Shanghai
Tsingtau
Tientsin

Import, Export, Schiffahrt,
Assekuranz, Technische Abteilung

Vertreter für

Eisenwerk vorm.

Nagel & Kaemp A. G.

Hamburg

Maschinen für die

Reisbearbeitung

Lager in Shanghai

Was euch nicht angehört,
Müßet ihr meiden;
Was euch das Inn're stört,
Dürft ihr nicht leiden.

Goethe.

Präsident Yüan-Shih-kai.

Zwei Jahre sind vergangen, seit der grosse Aufstand in China gegen die Mandschudynastie ausbrach, der zu Beginn des Jahres 1911 zu Errichtung einer Republik im Reich der Mitte führte. Gross waren die Schwierigkeiten, die sich der Einführung der neuen Ordnung entgegenstellten. Grösser wurden sie, als ein Teil die Radikalen zu der Ueberzeugung kam, dass die Dinge einen andern Weg gingen, als sie geplant hatten, dass der bedächtiger Norden sich von dem heissblütigen Süden nicht bedingungslos ins Schlepptau nehmen lassen wollte, dass der auf fester Grundlage alter Ueberlieferung ruhende Geist geschichtlichen Werdens nicht dem ungefestigten Materialismus und Rationalismus ohne Weiteres den Platz räumen wollte, dass der gesunde Sinn des Volks sich gegen Neuerungen, für die es selbst nicht reif ist, auflehnte und ein langsames Tempo der Reformen unter Beibehaltung erprobter Einrichtungen verlangte. Ursprünglich hatten die Radikalen der Kuo-min-tang selbst damit gerechnet, dass ein Uebergangsstadium geschaffen werden müsste. Der Korrespondent der „Frankfurter Zeitung“ in Peking hat kürzlich mitgeteilt, dass der Rebellenführer Huang-Hsing bei einem missglückten Putsch vor fünf Jahren ein Aktenbündel verloren hat, in dem die Pläne der Revolutionäre festgelegt waren. Danach sollte zunächst eine auf drei Jahre bestimmte Militärdiktatur geschaffen werden um vor Allem nach dem Aufstand wieder Ruhe und Ordnung im Land herzustellen. Ihr sollte eine beschränkte Militärdiktatur folgen, unter der dem Volk örtliche Selbstverwaltung einzuräumen wäre. Erst wenn auf diese Weise der Boden für die neue Ordnung

Leonhardi's Tinten

Spezielle Kopiertinten.

Violett-schwarze Kopiertinte
Leichtflüssig, giebt nach Monaten und Jahren sicher noch schöne, kräftige Kopien.

Deutsche Reichs-Kopiertinte,
blauschwarz.

Nach 8 Tagen kopierfähig.

Schwarze Doppel-Kopiertinte,
schwarz fließend. 2-4 Kopien.

Non plus ultra-Kopiertinte.

Für überseeische Korrespondenz
4-8 Kopien.



Der Ostasiatische Lloyd

報新

文德

Älteste deutsche Zeitung
Ostasiens
(gegründet 1886.)
Erscheint jeden Freitag Abend.

Für die Redaktion verantwortlich:
der Herausgeber: C. Kirk.
Telephon Nr. 1191.
Telegrammadresse: Publicatio, Shanghai.



Verlag:
Der Ostasiatische Lloyd, A. G.
Geschäftsstelle:
Banking Road 25, Shanghai.
Telephon Nr. 847.
Telegrammadresse: Publicatio, Shanghai
Generalvertretung für Deutschland:
Verlag des „Berliner Aktionärs“
G. Schweitzer. E. Busch.
Berlin SW 68, Lindenstraße 88.

海上國

中設館

Organ für die deutschen Interessen im fernen Osten.

Tägliche Telegrammausgabe in Shanghai, Tsingtau, Peking, Tientsin, Hankou, Chungking usw.

XXVII. Jahrgang.

Shanghai, den 10ten Oktober 1913.

Nummer 41.

Siemssen & Co.

Hongkong
Hankow
Canton

Hamburg
Rappolthaus

Shanghai
Tsingtau
Tientsin

Import, Export, Schiffahrt,
Assekuranz, Technische Abteilung

Vertreter für

Eisenwerk vorm.

Nagel & Kaemp A. G.

Hamburg

Maschinen für die

Reisbearbeitung

Lager in Shanghai

Was euch nicht angehört,
Müsst ihr meiden;
Was euch das Inn're stört,
Dürft ihr nicht leiden.

Goethe.

Präsident Yuan-Shih-kai.

Zwei Jahre sind vergangen, seit der grosse Aufstand in China gegen die Mandchudynastie ausbrach, der zu Beginn des Jahres 1911 zu Errichtung einer Republik im Reich der Mitte führte. Gross waren die Schwierigkeiten, die sich der Einführung der neuen Ordnung entgegenstellten. Grösser wurden sie, als ein Teil die Radikalen zu der Ueberzeugung kam, dass die Dinge einen andern Weg gingen, als sie geplant hatten, dass der bedächtiger Norden sich von dem heissblütigen Süden nicht bedingungslos ins Schlepptau nehmen lassen wollte, dass der auf fester Grundlage alter Ueberlieferung ruhende Geist geschichtlichen Werdens nicht dem ungefestigten Materialismus und Rationalismus ohne Weiteres den Platz räumen wollte, dass der gesunde Sinn des Volks sich gegen Neuerungen, für die es selbst nicht reif ist, auflehnte und ein langsames Tempo der Reformen unter Beibehaltung erprobter Einrichtungen verlangte. Ursprünglich hatten die Radikalen der Kuo-min-tang selbst damit gerechnet, dass ein Uebergangsstadium geschaffen werden müsste. Der Korrespondent der „Frankfurter Zeitung“ in Peking hat kürzlich mitgeteilt, dass der Rebellenführer Huang-Hsing bei einem missglückten Putsch vor fünf Jahren ein Aktenbündel verloren hat, in dem die Pläne der Revolutionäre festgelegt waren. Danach sollte zunächst eine auf drei Jahre bestimmte Militärdiktatur geschaffen werden um vor Allem nach dem Aufstand wieder Ruhe und Ordnung im Land herzustellen. Ihr sollte eine beschränkte Militärdiktatur folgen, unter der dem Volk örtliche Selbstverwaltung einzuräumen wäre. Erst wenn auf diese Weise der Boden für die neue Ordnung geschaffen sei, sollte die Zeit der politischen Freiheit anbrechen. Die Revolutionäre selbst haben damit eine neunjährige Vorbereitungszeit geplant. Sie hofften offenbar in dieser Zeit ihren Einfluss so befestigen zu können, dass dann, es waren neun Jahre dafür vorgesehen, die Verwaltung der Provinzen wie der Zentralregierung ihren Händen nicht wieder entwunden werden könnte. Dass sie den Plan später aufgegeben haben, dürfte die Folge der Erkenntnis sein, dass trotz der erfolgreich durchgeführten Erhebung gegen die Mandchus nicht sie, sondern andere Leute das Heft in Händen hatten, dass sie dann

Leonhardi's Tinten

Spezielle Kopiertinten.

Violett-schwarze Kopiertinte
Leichflüssig, giebt nach Monaten und Jahren sicher noch schöne, kräftige Kopien.

Deutsche Reichs-Kopiertinte,
blauschwarz.

Nach 8 Tagen kopierfähig.

Schwarze Doppel-Kopiertinte,
schwarz fließend. 2-4 Kopien.

Non plus ultra-Kopiertinte.
für überseeische Korrespondenz
4-8 Kopien.

Buch- und Kopiertinte.

Allzarin-Schreib- und Kopiertinte.
Anthracen-Schreib- und Kopiertinte.
Buch-Schreibtinte.

Allzarin- und Anthracen-Schreibtinte
Beste Deutsche Reichstinte.
Schwarze Eisengallustinte.

Aug. Leonhardi
Dresden

Chem. Tintenfabriken, gegr. 1826

General-Vertreter für Hongkong & China
Hugo C. A. Fromm, Hongkong
20 des Voeux Rd. Central Tel. 960



glaubten, die ihnen entgleitende Macht nur dadurch zurückzugewinnen zu können, dass sie die sofortige Einführung voller politischer Freiheit verlangten, und dass sie, als diese ihre Forderung auf entschiedenen Widerstand in Peking stiess, die Fahne der Revolution von Neuem entrollten. Die Folge hat gezeigt, dass die Radikalen damit einen schweren Fehler begangen haben. Man wird es den fremden Mächten nicht verargen können, wenn sie sich angesichts solcher Verhältnisse überwiegend zu einer Anerkennung der neuen Ordnung der Dinge nicht entschliessen vermochten, zumal die Regierung selbst nur als vorläufig bezeichnet war. Tatsächlich aber sahen die Mächte sehr bald auch ein, dass der Kampf zwischen den Gemässigten in Peking und den Radikalen im Süden das Reich an den Abgrund des Verderbens führen müsste, wenn man der Pekingener Regierung auch weiter die Hergabe von Mitteln, ohne die sie machtlos war, verweigern würde, solange die durch die Revolution geschwächten Provinzen nicht die üblichen Beträge an die Zentralstelle abführten. In dem Abschluss der Anleihe lag daher mittelbar auch eine Zusicherung, dass, falls es Yüan-Shih-kai gelingen würde, sich zum Herrn der Lage zu machen und bei einer Wahl der Nationalversammlung die nötige Stimmenmehrheit auf sich zu vereinigen, die Anerkennung der Republik durch die Mächte nicht weiter versagt werden würde. Wie Yüan-Shih-kai dem in ihn gesetzten Vertrauen gerecht geworden ist und die zweite Revolution mit starker Hand niedergeworfen hat, ist bekannt. Der vergangene Montag hat nun endlich die Wahl des Präsidenten gebracht. Bei der vierten Abstimmung erhielt Yüan-Shih-kai die nötige Mehrheit. Es ist bedauerlich, dass der Hass der Radikalen sich zu einem so unwürdigen Benehmen hinreissen liess, dass einzelne Volksvertreter sogar die Namen von Minderjährigen auf die Wahlzettel schrieben, nur um die Wahlhandlung zu erschweren und ödeste Obstruktion zu treiben. In ernst denkenden politischem Kreisen kann dadurch die Erwählung Yüan-Shih-kais nur an Bedeutung gewinnen. Und nicht minder warm, als diese Wahl, ist die Li-Yuan-hungs zum Vizepräsidenten zu begrüßen, hat doch dieser Offizier, dessen Namen in weiteren Kreisen vor zwei Jahren noch völlig unbekannt war, sich seitdem als ein hervorragender Organisator auf dem Gebiet der Verwaltung und während des letzten Aufstands als eine feste Stütze der neuen Ordnung erwiesen. Ausserlich ist durch die Wahl Yuans und Lis nichts verändert. Eine Ueberraschung war dieser Ausgang des Wahlkampfes für Niemanden. Trotzdem wird man ihn nicht hoch genug einschätzen können. Für China beginnt eine neue Zeit. Die Republik ist von den Mächten anerkannt, Yüan-Shih-kai ist das von der Nationalversammlung in aller Form gewählte Oberhaupt des Staats. Heute stehen ihm Machtmittel, vor Allem auch solche moralischer Art, zur Verfügung, auf die der einstweilige Präsident hatte verzichten müssen. Aber mit den grösseren Rechten wachsen auch die Pflichten. Wer Yüan-Shih-kai kennt, weiss, dass er von einem hohen Pflichtgefühl gegen sein Vaterland beseelt ist und dass er den letzten Tropfen Bluts aufwenden wird, um den Pflichten gerecht zu werden, die er mit der Annahme der Wahl und der Eidesleistung auf die Verfassung auf sich genommen hat. Es ist müssig, heute voraussagen zu wollen, was die Zukunft bringen wird. Ueberraschen aber wird es uns nicht, wenn die Entwicklung sich zunächst etwa in der Weise vollziehen wird, wie sie vor fünf Jahren von den Revolutionären geplant war, die damals ihr Vaterland von der Fremdherrschaft des Mandchus befreien wollten.

Yüan-Shih-kai als Staatsmann.

In der staatsmännischen Laufbahn Yüan-Shih-kais ist infolge seiner Wahl zum Präsidenten der Republik China ein gewisser Abschluss eingetreten. Yüan-Shih-kai hat das höchste Ehrenamt erreicht, das die Republik China zu vergeben hat, und die äusserliche Machtstellung überragt jede, die ihm von seinen früheren kaiserlichen Herren

jemals hätte gegeben werden können.

Die Erreichung des Ziels, der erste Auserwählte des Vierhundertmillionenvolks zu sein, der statt des mandchurischen Drachenthrones den schlichten Präsidentenstuhl einnimmt, verdankt Yüan-Shih-kai neben seinen hervorragenden Eigenschaften als Offizier vor Allem seinem diplomatischen Geschick. Ueber Yüan-Shih-kais Staatskunst zu schreiben, heisst mehr, als den Mann nach seinen persönlichen Eigenschaften und Fähigkeiten darstellen; denn „Persönlichkeiten“ nach westländischer Auffassung, die sich mit der Rücksichtslosigkeit eines Cromwell oder dem zielbewussten Blick für das Erreichbare und Notwendige eines Bismarck den Weg zum Erfolg bahnen, gibt es in China nicht. Yüan-Shih-kai ist häufig in der westländischen Presse als ein Mann hingestellt worden, der, unbekümmert um alle Widerstände, seinen Weg gegangen ist. Wenn man den Ereignissen allein rein äusserlich folgt, kommt man tatsächlich in Gefahr, den Aufstieg Yüans in den beiden letzten Jahren als ein mit eiserner Folgerichtigkeit durchgeführtes Programm anzusehen, während tatsächlich bei ihm häufig genug ganz andere Verhältnisse und Umstände mitbestimmend gewesen sind.

Anfang der neunziger Jahre war Yüan-Shih-kai noch eine unbekannte Grösse in dem gewaltigen chinesischen Beamtenproletariat. In einem koreanischen Hafen war er als Handelskommissar tätig. Dort erregte er die Aufmerksamkeit der allmächtigen Li-Hung-chang, der das Aufstreben des damals unbedeutenden Beamten förderte. Von Korea kam Yüan an die Provinzialverwaltung von Chihli und beschäftigte sich neben der Verwaltung vor Allem mit militärischen Dingen. Im Herbst 1898 verfügte er über eine mit glänzendem Organisationstalent zusammengestellte Truppenmacht, auf deren Hilfe Kang-Yu-wei und Genossen rechneten, als sie im November jenes Jahres den grossen Staatstreich in Peking planten. Yüan-Shih-kai durchkreuzte aber rechtzeitig den Plan, und aus dem Günstling Li-Hung-changs wurde nun ein Günstling der Kaiserinwitwe Tse-Hsi. Jetzt stieg Yüan-Shih-kai mit überraschender Schnelle die Stufenleiter empor. Während des Boxeraufstands war er Gouverneur von Shantung und hielt mit grossem Geschick die Provinz von Unruhen frei. Von Tsi-nan-fu siedelte er später in das Generalgouverneursyam in Tientsin über; dort setzte er das Werk der Heeresreform, das ihm auch in Shantung vor Allem am Herzen gelegen hatte, fort. Im Jahr 1906 verfügte er über eine Macht von fünfzigtausend Mann gut ausgebildeter Truppen. Seine Feinde sahen in dieser Machtstellung eine Bedrohung Pekings und setzten seine Versetzung nach der Hauptstadt durch, weil er dort besser beaufsichtigt werden könnte. Gehorsam kam Yüan-Shih-kai dem Befehl der Kaiserinwitwe nach; er wurde in den Staatsrat gewählt und zum „Erzieher des Thronerben“ ernannt. Wenige Monate nach dem Tod der Kaiserinwitwe Tse-Hsi und des Kaisers Kuang-Hsü wurde Yüan-Shih-kai aber das Opfer seiner politischen und persönlichen Gegner; er erhielt Befehl, nach seiner Heimat Honan zurückzukehren, um „einen kranken Fuss zu heilen“. Yüan-Shih-kai kam auch diesem Befehl nach. Zwei Jahre später, als in Wu-chang die Flamme der Empörung hell emporloderte, beschworen ihn dieselben Mandchus, die ihn im Jahr 1909 verkannt hatten, die Ordnung im Land wiederherzustellen. Wie Yüan-Shih-kai dem Befehl nachgekommen ist, ist bekannt. Die nun folgenden beiden Jahre bilden den ereignisvollsten Abschnitt in Yüan-Shih-kais Leben als Staatsmann.

Den Weg zur Macht hat Yüan-Shih-kai durch kluge Ausnutzung der gegebenen Möglichkeiten, aber auch durch Glücksumstände gefunden; er liess sich, wie es eben im chinesischen Charakter liegt, von der Welle der Ereignisse tragen, bis er die geeignete erfasste, die ihn hochwarf; er wusste sich aber auch geschickt von anderen Wellen fernzuhalten, die ihn zu verschlingen drohten. Ausschlaggebend ist in Yüan-Shih-kais staatsmännischer Laufbahn seine Haltung beim Pekingener Staatstreich

vom Jahre 1898 geworden. Von chinesischen Reformern, die an jenen Ereignissen beteiligt waren, und verschiedentlich auch von Ausländern ist Yüan-Shih-kai vorgeworfen worden, er habe sich damals einen Treubruch zu Schulden kommen lassen, in dem er Die, die auf seine Unterstützung rechneten, ins Unglück und in den Tod getrieben hätte. Jeder unparteiische Beurteiler wird aber heute anerkennen müssen, dass die damalige Haltung Yüan-Shih-kais den Interessen des Landes entsprach. Was aus China geworden wäre, wenn damals die radikalen Idealisten vom Schlag eines Kang-Yu-wei die Oberhand gewonnen hätten, vermag Niemand abzuwägen. Es muss aber bezweifelt werden, dass das neue Regiment in Peking ungeschwächt den Sturm, der mit der neuen Ordnung der Dinge über das Land hingegangen war, überstanden hätte. Ja, es ist sogar nicht unmöglich, dass die Mächte, die bereits das Messer an die „chinesische Melone“ gelegt hatten, um das Reich unter sich aufzuteilen, zugeschnitten haben würden, wenn damals das Steuerruder des Staatsschiffs nicht mit starker Hand umgelegt worden wäre. Die Haltung Yüan-Shih-kais, der sich gegen seinen kaiserlichen Herrn erklärte und seine Hand dazu bot, die Kaiserinwitwe wieder zur Alleinherrscherin zu machen, war der bewusste Ausdruck schärfsten staatsmännischen Weitblicks, und er trug ihm den Dank nicht nur der Kaiserin, sondern aller besonnen denkenden Männer und hohe Ehren ein. Einmal im Sattel, verstand auch Yüan-Shih-kai zu reiten. Die neun Jahre in der Reichshauptstadt bis zu seinem Sturz waren zwar kein Ritt durch ebenes sonniges Frühlingsland, sondern ein fortwährendes Ueberwinden von Hindernissen, die ihm von der Partei und Kliquenwirtschaft am Hofe entgegenstellt wurden. Yüan-Shih-kai suchte dem gegenüber seine eigne Stellung zu festigen, indem er die Ernennung seiner Gefolgsleute für die massgebenden Aemter der Provinzialverwaltungen durchsetzte. Das Anschwellen der Macht beunruhigte aber seine Gegner, und sie warteten auf die Gelegenheit ihn zu stürzen. Sie wussten genau, dass der Sturz erst erfolgen könne, wenn der Tod der Kaiserinwitwe Tse-Hsi die Macht aus der Hand genommen haben würde. Und als schliesslich Prinz Chun ans Ruder kam, da betrieb die mächtig emporkommende Mandschupartei mit Erfolg die Entfernung Yüan-Shih-kais vom Hof. Seine „Stützen“ zogen sich feige von ihrem Herrn und Meister zurück, nachdem ein Erlass des Prinzregenten die Zensoren angewiesen hatte, rücksichtslos ihre Anklagen gegen „ungetreue Staatsbeamte“ zu erheben. Das bedeutete natürlich nichts anderes als die Vernichtung der Yüan-Shih-kaischen Partei. Einige Männer, die Yüan-Shih-kai besonders nahegestanden hatten, fielen unter den Streichen der Zensoren. Der gewaltige Rest schwor aber dem Prinzregenten und seinem Anhang bedingungslos Treue. Nur Einer wagte sich aufrechten Mutes der Zensorenmeute entgegenzutreten: Sun-Pao-chi, der heute das Ministerium des Auswärtigen leitet und Yüan-Shih-kai immerdar die Treue bewahrt hat, auch als dieser als geächteter Verbannter in Honan sass.

Die zweijährige Zeit der unfreiwilligen Musse in Honan wurden gewissermassen die Quelle, aus der Yüan-Shih-kai für seine kommenden Aufgaben die Kraft schöpfte. Sie war das Frühlingsidyll nach den aufreibenden Winterstürmen. Ahnte Yüan-Shih-kai schon, als er auf seine Kosten die Jugend seiner Heimatstadt in chinesischen Fibeln unterrichten liess oder als er mit seinem Bruder auf dem Boot fischte und angelte, dass er noch einmal in die politische Arena treten müsse? Sun-Yi-hsien hat später behauptet, dass seine geheimen Sendlinge damals Yüan-Shih-kai für den Sturz der Mandschus zu gewinnen gesucht und ihm für den Fall seiner Mitwirkung besondere Zusagen gemacht hätten. Zuverlässiges ist darüber niemals bekannt geworden. Man weiss nur, dass Yüan-Shih-kai in allen innerpolitischen Fragen genau auf dem Laufenden war. Wie sehr das der Fall gewesen ist, beweist die bewundernswürdige Art, mit der er sich, als er dem Ruf des Prinz-

regenten zur Rückkehr nach Peking Folge leistete, sofort in der verwickelten politischen Lage zurecht fand.

In zweijähriger, schier über eine einzelne Menschenkraft hinausgehender Arbeit, hat Yüan-Shih-kai Ordnung in das politische Chaos gebracht. Das Land war im Aufruhr; die leitende Beamtschaft kopflos und ein Spielball revolutionärer Launen. Die Finanzen waren erschöpft, und damit dem Heer die Stosskraft genommen; die Gefolgschaft Yüan-Shih-kais war in alle Winde zerstreut. Mit dem festen Willen, die Dynastie zu erhalten, traf Yüan-Shih-kai im Herbst 1911 in Peking ein. Vergessen waren die Demütigungen, die ihm ein Teil des Mandschus bei seiner Entlassung zu Teil hatte werden lassen, vergessen war vor Allem jener schmachvolle Augenblick, wo ihm der Prinzregent sein Entlassungsdekret zeigte und ihm zurief: „Halt den Mund und lies!“ Yüan-Shih-kai sah bald nach seiner Ankunft in Peking, dass nicht die Interessen eines Häufleins herrschlustiger Mandschus, sondern die Interessen des ganzen chinesischen Volkes auf dem Spiel standen. Vergebens klopfte er an die europäischen Geldkammern; sie öffneten sich nicht, weil die Geldgeber glaubten, sich unter dem Regime Sun-Yi-hsiens nutzbringender betätigen zu können. Yüan-Shih-kai blieb schliesslich nur noch der gütliche Ausgleich mit dem rebellischen Süden übrig. Die mit einer eisernen Ruhe und Folgerichtigkeit geführten Verhandlungen, die nach vielen Wechselfällen und manchem Verrat im eignen Lager schliesslich zum Abschluss kamen, endeten mit der Abdankung der Mandschus und der Wahl Yüan-Shih-kais zum vorläufigen Präsidenten; es war ein Kompromiss den Yüan-Shih-kai damit schloss, aber es war aber sein diplomatisches Meisterstück. Wenn einmal die letzten Quellen der Geschichte jener Tage vorliegen, wird sich erweisen, dass Yüan-Shih-kai die Mandschus, die ihn mit den höchsten Machtvollkommenheiten zur Niederwerfung des Aufstands ausgestattet hatten, nicht treulos hintergangen hatte; er nahm ihre Interessen war, solange er die Kraft und die Mittel dazu hatte. Erst als diese erschöpft waren, musste er sich entschliessen, neue Wege zu gehen. Wer den Sturz der Mandschus verschuldet oder ihn wenigstens beschleunigt hat, weiss man heute nur zu genau.

Nachdem Yüan-Shih-kai zum vorläufigen Präsidenten gewählt worden war, festigte er systematisch seine Stellung. Das war ein mühsames Aufbauen, umsomehr, als die meisten seiner Gefolgsleute ihn nach seinem Sturz 1909 verlassen hatten, so dass er sich zunächst neue starken Stützen standhaltende Stützen suchen musste. Unauffällig, aber schnell wuchs jedoch sein Anhang in der Hauptstadt. Geschickt vermied Yüan zunächst einen Zusammenstoss mit den Gefolgsleuten der Cantonesen; unter Führung des klugen Liang-Shih-yi suchte eine Anzahl von diesen einen Ausgleich zwischen Nord und Süd herbeizuführen. Aber der Gegensatz zwischen den Cantonesen und den Machthabern des Nordens, meist den siegreichen Generalen, die immer einflussreicher wurden, wuchs zusehends. Der Sturz des Tang-Shao-yischen Kabinetts zeigte die Kluft offen, die zwischen Nord und Süd bestand. Und immer stärker machte sich dieser Gegensatz auch in den Provinzen fühlbar. Yüan-Shih-kai sorgte nun dafür, dass die Verwaltung in den Provinzen ergebenen Männern anvertraut wurde. Die Cantonesen aber begannen sich offen dagegen aufzulehnen. Sie begnügten sich nicht damit, dass ihrem geistigen Führer Sun-Yi-hsien die Reorganisation des Eisenbahnwesens anvertraut und Huang-Hsing zum „Förderer der Industrie“ in der Provinz Hunan ernannt wurde, sondern sie suchten, diesen beiden Männern tatsächlich den ausschlaggebenden Einfluss zu sichern. Der Ausgang der Wahlen zu den Landtagen und zum Parlament zeigte Yüan-Shih-kai die „cantonesische Gefahr“ in ihrem vollem Licht. Unverzüglich traf er seine Gegenmassregeln, um die aufkommende Macht der Cantonesen, von der er sich nur Unheil für das Land versprach, zu unterbinden. Im Parlament führte er durch die Gründung einer neuen Partei einen Umsturz herbei, aus dem die Cantonesen geschwächt hervorgingen. Aber sie stellten noch immer

eine Macht dar. Aus dem fortwährend erzeugten Druck und Gegendruck im Kampf zwischen Yüan-Shih-kai und den Cantonesen entstand schliesslich die zweite Revolution, die endlich dem Präsidenten Gelegenheit gab, nachdrücklich durchzugreifen. Auch als schon offener Aufruhr im Yangtsetal herrschte, glaubte Yüan-Shih-kai zunächst noch mit seiner Kompromisspolitik auszukommen. Als er aber alle Hoffnung scheitern sah, auf diese Weise zum Ziel zu kommen, liess er die cantonesische Partei in seiner Umgebung fallen und folgte der Militärpartei, mit der er schliesslich den Sieg errang, der durch seine jetzt erfolgte Wahl zum Präsidenten gekrönt worden ist.

Niemals hat Yüan-Shih-kai früher mit einer solchen Folgerichtigkeit auf ein gestecktes Ziel zugestrebt, als in jenem Zeitraum, der den Kampf zwischen ihm und der cantonesischen Partei umfasst. Auch die geringste Blöße, die seine Gegner sich gaben, hat er ausgenutzt, hat ihnen Zoll für Zoll an Boden abgerungen und sie schliesslich mit überwältigender Uebermacht zu Boden geworfen.

Die verflossenen anderthalb Jahre, die einen aufreibenden Kampf zwischen Yüan-Shih-kai und seinen Gegnern darstellten, konnten, wie die Verhältnisse lagen, für den Präsidenten keine Zeit des politischen Aufbaus sein; er musste zufrieden sein, wenn es gelang, den Boden für ein sicheres Fundament auszuheben. Bewahrt vor radikalen Gedanken, für die in China die Zeit noch lange nicht gekommen ist, und unbelästigt von den Versuchen schwärmerischer Staatskünstler, sieht das chinesische Volk heute in Yüan-Shih-kai den Mann, von dessen Fähigkeiten die nächste Zukunft des Landes abhängen wird. Wir glauben, das chinesische Volk kann mit Ruhe der Entwicklung entgegengehen, die nun unter der voll entfalteten Kraft ihres Präsidenten einsetzen wird. Präsident Yüan-Shih-kai wird Alles versuchen, das Volk, das in dem Kampf um die Herrschaft am Meisten leiden musste für seine Geduld im reichen Mass zu entschädigen.

Yüan-Shih-kai als Soldat.

Der neugewählte Präsident der Republik China hat in seiner Laufbahn unter der Monarchie, alter chinesischer Sitte folgend, bald Zivilbeamtenstellungen bald solche militärischer Art bekleidet. Zeitlich betrachtet überwiegen die in ersteren verbrachten Jahre und doch wird ein Westländer, dem diese Zwittergestalt eines chinesischen Mandarins nicht geläufig ist, ihn, der wohl aus Neigung und nicht nur in Nachahmung westlicher Gebräuche bei jedem öffentlichen Auftreten Uniform zu tragen pflegt, eher als Soldaten denn als Diplomaten oder Verwaltungsbeamten ansehen. Und das mit Recht, denn auf militärischem Gebiet liegen die grössten Leistungen und auch wohl die ausgesprochenste Begabung Yüan-Shih-kais.

Diese Behauptung mag auf den ersten Blick paradox erscheinen angesichts des Zustandes, in dem sich zur Zeit die Streitkräfte der Republik befinden. Jedoch kann bei genauerer Betrachtung Yüan-Shih-kai für diesen Zustand nicht verantwortlich gemacht werden. Wäre die Weiterentwicklung des Heeres in den Bahnen erfolgt, die diese ihn bis zu seinem Sturz am 2ten Januar 1909 vorgezeichnet hatte, so würde das Bild, das heute die chinesische Armee böte, freundlicher sein; das steht über allem Zweifel. Ein kurzer Rückblick mag hierfür genügen.

Das militärische Werk Li-Hung-changs war durch den chinesisch-japanischen Krieg so gut wie vernichtet worden, als Yüan mit dem Kommando über die etwa fünftausend Mann starken Truppen des Taotai Tsu-Yün-mei in dem Lager Hsiao-chan bei Tientsin betraut wurde. Diese waren schlecht ausgebildet, schlecht diszipliniert und hatten ein den Anforderungen in keiner Weise genügendes Offizierkorps. Hier, bei dem entscheidenden Punkt setzte Yüan ein. Er trat mit dem damaligen Leiter der Tientsiner Militärschule, an der bekanntlich eine Reihe deutscher Offiziere tätig waren, dem General Yin-Chang in Verbindung, und erbat sich von ihm guten

Offiziersersatz. So sind fast alle jetzt in führenden Stellen des Heeres tätigen Offiziere, unter Anderen die beiden Tuan, Feng-kuo-chang und Li-Chun, unter seinem Kommando gross geworden. Mit eiserner Strenge, die schon für geringe Vergehen die Todesstrafe verhängte, wurde Disziplin in die verlotterten Bataillone gebracht. Bald war die Truppe, auf die sich ja auch Kaiser Kuang-Hsi bei der Verschwörung gegen die alte Kaiserinwitwe zu stützen gedachte, als die beste in China bekannt. Der Staatsstreich brachte Yüan erweiterten militärischen Wirkungskreis. Als Gradmesser für die militärische Tüchtigkeit, die seine Truppen schon nach wenigen Jahren hatten, möge die bei den Wochen langen hartnäckigen Angriffen auf das von europäischen Truppen in nicht unerheblicher Stärke verteidigte Tientsin im Sommer 1900 bewiesene Tapferkeit dienen.

Doch die Boxerzeit hatte wiederum ein völliges Auflösen der chinesischen Streitkräfte zur Folge; wiederum galt es, von vorn zu beginnen. Und dafür war der zähe, kein Hindernis kennende, energische Yüan der rechte Mann.

Dieses Mal wurden, von unten anfangend, in organisatorischer Entwicklung nach modernen Grundsätzen zusammengestellte, ausgebildete und bewaffnete Einheiten geschaffen. Yüan, der selbst keine moderne militärische Ausbildung erhalten hatte, lässt in den Einzelheiten ruhig seine Getreuen aus der Zeit in Hsiao-chan auf die er sich verlassen kann, die Leitung. Nach eingehenden Prüfungen fällt die Entscheidung für deutsche Bewaffnung, von deren Leistungsfähigkeit Yüan hochbefriedigt ist. Nur einmal äussert er, ein Beweis für sein unbefangenes Urteil das Bedenken, ob seine jungen Artilleristen auch die Bedienung eines so hochmodernen Geschützes wie des Kruppschen gewachsen wären. Die grossen Summen, die das Heeresbudget verschlingt, werden trotz aller Hindernisse gefunden; Yüan weiss, dass brauchbare Truppen noch nie ohne erhebliche finanzielle Opfer aufgestellt worden sind. Bei den ersten chinesischen Manövern im Jahr 1911 wurden keine Zuschauer zugelassen; Yüan äusserte auf Befragen, er wolle es fremden Offizieren nicht zumuten, Zeugen der ersten unsicheren Schritte seiner ungeschulten Verbände zu sein.

Aber sie lernten rasch gehen und befanden sich bald in einem Zustand, der nach dem Urteil von Fachleuten von der früheren sprichwörtlichen Verwahrlosung weit entfernt war, und wenn auch noch viel zu tun übrig blieb, so stimmte das Erstrebte doch mit westländischen Ausbildungszielen überein. So entstand in wenigen Jahren bei emsiger Arbeit aus dem Nichts ein kleines Heer, nicht darauf berechnet, wie leider so Vieles im modernen China, den oberflächlichen Beobachtern Sand in die Augen zu streuen, sondern darauf, in der Stunde der Not seinen Mann zu stellen. Das kann nur als organisatorische Leistung ersten Ranges betrachtet werden.

Doch das Hauptverdienst des Soldaten Yüan-Shih-kai liegt nicht auf organisatorischem, sondern auf ethischem Gebiet. Wer Zeuge des hochgradigen Materialismus ist, den der hier zu Lande härter und unerbittlicher geführte Kampf ums Dasein im Lauf der Jahrhunderte dem chinesischen Volk anerkennen hat, der wird es zu würdigen wissen, dass diese jungen Truppen durch einen höhern Beweggrund zusammengehalten wurden als den, durch ein bequemes Söldnerleben der Sorgen ums tägliche Brot entrückt zu sein. War in ihnen auch noch keine Vaterlandsliebe, kein Pflicht- und Ehrgefühl im deutschen Sinne wirksam, so wurde das doch in gewisser Weise durch die unbedingte Ergebenheit und Treue zu ihrem Führer ersetzt, die Yüan besonders in seinen Offizieren zu wecken gewusst hatte. Die fehlende oder doch zu geringe Berücksichtigung dieser Imponderabilien, ohne die das bestbewaffnete und bestausgebildete Heer eine unzusammenhängende Masse bildet, eine Handvoll Sand, der zwischen den Fingern zerrinnt, wenn der Druck ernster Ereignisse sich fühlbar macht, ist es, die die mannigfachen Bestrebungen

einer Heeresorganisation in China durchweg von vorn herein zum Misslingen verurteilt. Ihre richtige Einschätzung durch Yüan gerade ist es gewesen, die seine reformatorische Wirksamkeit auf diesem Gebiet mit Erfolg krönte, sie ist allerdings auch an seinem jähen Sturz mitschuldig geworden. Der Mann, der das volle Vertrauen der Truppen hatte, die allein in China dieses Namens würdig waren, wurde zu einer Gefahr für das faule Staatswesen, das nur noch Mittelmässigkeiten, aber keine Persönlichkeiten vom Schlag Yüans mehr trug. So wurde dem allzumächtig Gewordenen allmählich das von ihm geschaffene Instrument aus der Hand gewunden. Ruhig liess er die Unbill über sich ergehen. Hätte er sich damals der Autorität der Regierung zu widersetzen entschlossen, so hätten seine Truppen ihren Schöpfer wohl schon damals nicht im Stich gelassen.

Als dann endlich die bitteren Jahre unfreiwilliger Musse vorübergegangen waren, hat für Yüan das Geschäft noch reichliche Frucht getragen. Der Kern des Heeres, ganz besonders aber seiner Offiziere, die noch unter ihm gedient hatten, waren ihm treu ergeben geblieben; sie bildeten während all der wechselreichen Ereignisse nach Yüans Rückberufung in den Staatsdienst bis zum heutigen Tage seine starke und oft einzige Stütze. Im blinden soldatischen Vertrauen sind sie ihm auf den oft vielverschiedenen Pfaden ostasiatischer Staatskunst gefolgt, ohne in ihrem Vertrauen zu ihrem alten Führer je irre zu werden. Das Beispiel seiner Getreuen hat Generale, die mit beiden Füßen im andern Lager gestanden hatten, denen aber die klare Soldatennatur Yüans mehr zu sagen wusste als die unklaren radikalen Schwärmer oder die keines männlichen Entschlusses mehr fähigen Optimisten, zu ihm herübergezogen und so ehemalige offene oder versteckte Feinde in verlässliche Anhänger umgewandelt.

Doch ist diese unverminderte Anhänglichkeit an Yüan die einzige Lichtseite, denn das Heer hat sich in den letzten Jahren der Monarchie sehr zu seinem Nachteil verändert und die Revolution hat den Lauf auf der abschlüssigen Bahn beschleunigt. Bei der Weiterführung der Heeresreform nach Beiseiteschiebung Yüans hat man sich zwar an die bewährte Form gehalten, darüber aber den Geist, der sie beleben muss, ausser Acht gelassen. So waren die in Süd- und Mittelchina neugeschaffenen Divisionen und Brigaden dort die schwerste Gefahr für den Staat, den sie schützen sollten, geworden und sind es zum Teil bis zum heutigen Tage geblieben. Auch im Norden waren die nach 1909 gebildeten Verbände den alten Yüanschen nicht ebenbürtig, selbst diese Letzteren, die sich im Herbst 1911 vor Hankou und Han-yang gut und in diesem Sommer bei Kiukiang und anderwo leidlich geschlagen haben, sind, namentlich hinsichtlich der Disziplin, stark auf dem absteigenden Ast begriffen. Da man den verwilderten Truppen keine Anstrengungen mehr zumuten darf und sie bei guter Laune erhalten muss, kann von regelrechter Ausbildung nicht mehr die Rede sein. Die Bewaffnungsfrage ist infolge der planlosen Bestellungen von Nord und Süd während der Unruhen und der sich neuerdings immer häufiger mit dem Waffengeschäft verquickenden Anleihen hoffnungsloser verworren, als je zuvor. Das Offizierkorps in seinen unteren Dienst, gerade in der Truppe kaum merklich über dem Niveau der Mannschaft stehend, ist durchweg ohne Autorität. Kriegsminister und Generalstab, rekrutieren sich grösstenteils aus Offizieren, die nur auf Militärschulen und im Ausland, doch kaum in der Truppe gewesen sind und vielfach die Fühlung mit der Praxis gänzlich verloren haben.

Eine Herkulesarbeit ist es, da reformierend einzugreifen, und so ist es Yüan, der die militärischen Dinge, trotz der Ueberhäufung mit anderen dringenden Fragen der innern und äussern Politik nie aus dem Gesicht verloren hat, noch nicht gelungen Wandel zu schaffen. Fast rührend klingt es, wenn er in seinen Ermahnungen an die disziplinosen Soldaten daran erinnert,

dass er selbst als alter Soldat aus der Praxis wisse, wie es einem solchen ums Herz sei, und dass er die Bedürfnisse des Heeres genau kenne, habe er doch mit seinen Leuten in Hsia-chan zusammengelebt und Freud und Leid mit ihnen geteilt. Aber alle diese wohlgemeinten von der Autorität des Staatsoberhauptes getragenen Worte sind verklungen und wirkungslos geblieben wie alle sonstigen Massnahmen, die Truppen, die teilweise die schlimmsten Feinde der Wiederherstellung ruhiger und geordneter Zustände sind, wieder an Zucht zu gewöhnen und ein homogenes, nicht politisierendes Offizierkorps zu schaffen, das von Ehre und Pflichtgefühl erfüllt ist.

Dass das dem Soldaten Yüan gelingen möge, ist der aufrichtige Wunsch jedes Deutschen. Denn es liegt im eigenen Interesse Deutschlands, das chinesische Heer so stark zu sehen, dass es eintretenden Falls sich eines Angriffs wirksam zu erwehren in der Lage ist.

Die Generale Yüan-Shih-kais.

Die Hauptstützen Yüan-Shih-kais während der schwierigen Zeit, wo er das Amt des einstweiligen Präsidenten inne hatte, waren seine Generale. Bis auf ein paar Ausnahmen ist diesen Männern, die auf die Entwicklung der Dinge in den letzten Monaten grossen Einfluss gehabt haben, ebensowenig diplomatisches Geschick abzusprechen wie Yüan-Shih-kai selbst.

Unter den Ausnahmen ist vor Allem Feldmarschall Chang-Hsün zu nennen, wohl der, der sich bisher am Wenigsten von allen höheren Offizieren des heutigen China ausländischen Einflüssen zugänglich gezeigt hat. Er ist kein eigentlicher Gefolgsmann Yüan-Shih-kais, achtet aber das Kraftvolle und die Autorität in ihm und wird auch fürderhin die Heerfolge nicht versagen. Chang-Hsün stammt aus der Provinz Kiangsi. Er diente von der Pike auf und stieg rasch empor. Schon im Jahr 1904 sehen wir ihn mit kaum vierzig Jahren sich als Brigadegeneral in Szechuan auszeichnen. Vier Jahre später leistete er Hervorragendes in einer andern Grenzprovinz des weiten chinesischen Reiches, im fernen Kansu, wo er als höchster militärischer Befehlshaber stand. Im Jahr 1911 wurde er als kommandierender General, für die Truppen der Provinzen Kiangsu, Kiangsi und Anhui wieder nach dem Süden befohlen und hat dort während der Revolution, besonders als Kommandant von Nanking, eine hervorragende Rolle gespielt. Durch eines der letzten kaiserlichen Edikte wurde noch er zum Generalgouverneur der Liang-kiang-Provinzen ernannt. Die Mandschus hatten die stille Hoffnung, dass er diese wertvollste der Südprominzen der Dynastie zurückerobern würde. Chang-Hsün hat mit seinem Häuflein Truppen damals wirklich das Erdenklichste getan, um seiner Aufgabe gerecht zu werden. Bekannt ist sein rühmliches Aushalten in Nanking und sein hervorragend geordneter Rückzug nach der Einnahme von Nanking das von ihm der Zahl nach weit überlegenen und revolutionären Südtruppen besetzt wurde. Bekannt ist aber auch, wie Chang-Hsün damals von der Peking Regierung schmählich im Stich gelassen wurde, und, innerlich Wut und Rache schraubend, den Feinden Nanking überlassen musste. Trotz aller verlockenden Anerbietungen der Regierung, die den ihr etwas unbequemen Haudegen lieber an weniger hervorragender Stelle als Kommissar für Tibet oder sonst wo in Tätigkeit sehen wollte, blieb Chang-Hsün in seiner befestigten Stellung an der Tientsin-Pukouer Bahn und wurde gleich nach Ausbruch des letzten Aufstands im Süden mit dem Rang eines Feldmarschalls zur seiner Unterdrückung gegen Nanking vorgeschickt. Ohne lange strategisch zu disponieren, drang Chang-Hsün unaufhaltsam nach Süden vor, brauchte aber doch noch drei Wochen, um die Stadt zu nehmen. In welcher Stellung Chang-Hsün weiter verwendet werden wird, ist noch nicht bestimmt. Angenommen wird allgemein, dass er Tutu der Provinz Shantung wird, wo er sich das Herz der Bevölkerung in den beiden letzten Jahren gewonnen hat.

Unter seine nähere Kontrolle wünscht Yüan-Shih-kai noch einen anderen seiner Heeführer zu bekommen, der ebenfalls ganz und gar nicht den Anspruch darauf machen kann, ein modern ausgebildeter General zu sein. Es ist der jetzige Kommandeur der Truppen in Fengtien Chang-Tso-lin, der zu Zeit der Mandschus einer der berühmtesten Räuberführer in der Mandschurei gewesen ist. Chang hat sich seitdem gemausert und ist jetzt die stärkste militärische Stütze des Gouverneurs und der Regierung der Provinz Fengtien.

Chang-Shao-cheng, dessen Name in ganz China in der Revolutionszeit bekannt wurde, ist der jetzige Kommandeur der Truppen in Sui-yüan-cheng in Nordhansi; als früherer Chef der zwanzigsten Division lag er während der Revolution lange Zeit vor Lan-chou in Chili und richtete von dort aus seine bekannten neunzehn Artikel an die Mandschuregierung, die dadurch zum nicht Wenigsten zum Rücktritt veranlasst worden ist.

Ein richtiger Haudegen ist ferner der alte General Kiang-Kuei-ti, der, wie Chang-Hsün, von der Pike auf gedient hat. Er stammt, wie alle guten Offiziere, aus der Provinz Anhui und ist auch äusserlich eine richtige Soldatenerscheinung und trotz seiner dreiundsiebzig Jahre noch frisch auf dem Posten. Im Kampf gegen Japans gut gedrilltes Heer hat er sich aber als Verteidiger von Port Arthur nicht mit Ruhm bedeckt. Ihm wird der im Norden Chinas wohlbekannte Ausspruch eines chinesischen Generals nach dem endlichen Fall von Port Arthur im russisch-japanischen Kriege in den Mund gelegt: „Warum nicht gleich? Zu halten ist es doch nicht. Darum räumte ich es lieber sofort!“ Damals, als er so schnell Port Arthur räumte, waren seine Soldaten gar nicht damit einverstanden, und ihm selbst wurde das Offizierspatent entzogen; erst später erhielt er es wegen persönlicher Tapferkeit wieder. Kiang-Kuei-ti führte eine eiserne Disziplin in seiner Division ein; Härte und sogar Grausamkeit wird ihm nachgesagt. Im Jahre 1901 war er Oberstkommandierender in Kansu, sieben Jahre später stand er in besonderer militärischer Mission am unteren Yangtse, als dort Unruhen auszubrechen drohten. In der Zwischenzeit kommandierte er die kaiserlichen Gardetruppen in Peking und war stets bei dem „Alten Buddha“, der Kaiserin-Regentin Tse-Hsi besonders gut angeschrieben. Ein gleiches Vertrauen genoss er unter der republikanischen Regierung bei Yüan-Shih-kai, der ihn auch in den ersten Märztagen 1912 mit seinen „Wu-Wei-chün“ nach Peking berief, als die Hauptstadt in Gefahr war, infolge der Meuterei der dritten Division ein Raub der Flammen zu werden. Binnen vierundzwanzig Stunden stellte Kiang-Kuei-ti, der nicht verhandelte, sondern köpfte, damals Ruhe und Ordnung in Peking wieder her, und blieb dann mit seiner Tung-chouer Division mehrere Wochen in der Hauptstadt. Im Sommer 1912 musste er es aber erleben, dass seine eignen Truppen in Tung-chou meuterten und plünderten. Die Revolte wurde mit den allerhärtesten Massregeln schnell von ihm unterdrückt; den eignen Enkel, der sich als Offizier an der Meuterei beteiligte, soll Kuang-Kuei-ti selbst erschossen haben. Der Kummer wegen der Meuterei hat aber noch lange hernach an ihm gezehrt, und eine finstere Melancholie hielt ihn lange Zeit nachher noch von jeder Geselligkeit fern. Nach Hsiung-Hsi-lings Ernennung zum Ministerpräsidenten wurde Kiang-Kuei-ti wie schon einmal im April 1912, zum Statthalter in Jehol ernannt. Damals hat er seinen Posten nicht angetreten, und auch dieses Mal scheint er mit dem Aufbruch zu zögern.

Ein General der alten Schule ist weiter der jetzige Kommandeur der dritten Division, Tsao-Kun. Dagegen haben Generale wie Chiang-Tso-pin, stellvertretender Kriegsminister im April 1912, Li-Chun, Kommandeur der sechsten Division, der kürzlich zum Tutu von Kiangsi ernannt wurde, und Hsü-Shu-cheng, des jetzigen Kriegsministers erster Sekretär und militärischer Beirat, ihre moderne militärische Ausbildung in Japan erhalten. Hsü ist ein eifriger Bewunderer des deutschen Heerwesens,

ein noch recht junger General, kaum Mitte der Dreissiger, dessen sehnlichster Wunsch es sein soll, noch auf einige Jahre zum militärischen Studium nach Deutschland zu gehen.

Der alten Schule gehören dagegen wieder die bekannten Generale Ni-Sze-chung und Liang-Chu-kuang an. Beide machten in letzter Zeit, der eine als militärischer Oberkommissar in Kiangpei, der Andere als Tutu von Kuangtung, viel von sich reden. General Ni ist alter Gefolgsmann Yüan-Shih-kais der ihm schon seit vierzehn Jahren folgt und schon unter ihm diente, als Yüan-Shih-kai noch Gouverneur von Shantung war. Zuverlässige Yüan-Shih-kaische Leute sind weiter die Generale Tuan-Chi-jui und Feng-Kuo-chang, von denen der Erstere jetzt Kriegsminister, der letztere Tutu der Provinz Chihli ist. Tuan-Chi-jui ist aus Anhui gebürtig, hat, wie Feng-Kuo-chang, auf der Tientsiner Militärschule eine deutsch-militärische Ausbildung erhalten und gilt ebenso wie Feng-Kuo-chang als hervorragender Heerführer und militärischer Organisator. Schon mit verhältnismässig jungen Jahren wurde Tuan-Chi-jui 1906 Brigadegeneral, entfaltete aber seine grossen militärischen Fähigkeiten erst als Kommandeur der sechsten, der einstigen Musterdivision in Pao-ting-fu. Er hat von der Pike auf gedient und ist stets seinen geraden Weg gegangen. Als ihm durch Machenschaften des Prinzen Tsai-Tao im Jahre 1910 die sechste Division genommen wurde und er dafür Direktor der Pao-ting-fu Offizierschule werden sollte, lehnte er es rundweg ab, dieses Kommando anzutreten, und ging auch nachher, der Mandschuregierung grollend, ungern auf seinen weitem Scheinposten als Kommissar nach Kiangpei. Als Yüan-Shih-kai 1911 wieder ans Ruder kam, berief er seinen alten Anhänger Tuan sofort nach Peking und betraute ihn Ende 1911 nach Rückberufung Feng-Kuo-changs mit der Führung einer der Armeen gegen die Revolutionäre, liess auch durch ihn Ende Januar 1912 die bekannte Absagung der Heerführer an die Mandschus ergehen. Kurze Zeit nach Einsetzung der vorläufigen Regierung wurde Tuan-Chi-jui Kriegsminister und hat diesen Posten heute noch inne. Zeitweise vertrat er, wenn auch ungern, den früheren Ministerpräsidenten Chao-Ping-chün bis er die Geschäfte dieses Postens an Hsiung-Hsi-ling abgegeben hat. Tuan-Chi-jui gehört vor Allem zu den Yüan-Shih-kaischen Generalen, die militärisches Geschick mit diplomatischem vereinigen.

Zu dieser Art von Offizieren gehört ebenfalls Tuan-Chi-juis Vetter, Tuan-Tze-Kuei und besonders auch General Feng-Kuo-chang. Der frühere unrühmliche Lebenslauf Tuan-Tze-Kueis dürfte bekannt sein. Als er vom Taotai in Tientsin durch Fürsprache des ältesten Sohnes des Prinzen Ching, Tsai-Chen, schnell zum Gouverneur von Kirin oder Hailung-kiang aufsteigen wollte, brachte er dem stets galanten Prinzen eine zu diesem besonderen Behuf gekaufte reizende Schauspielerin dar. Die Sache wurde bekannt, und beide Beamte fielen in Ungnade. Heute wird so etwas übersehen. Die Sitten in China sind eben noch laxer geworden als unter den Mandschus.

Aus ganz anderm Holz ist Feng-Kuo-chang geschnitzt, ein Ehrenmann vom Kopf bis zur Zeh, ein braver Haudegen und tüchtiger Offizier. Er stammt aus der Prinz Chihli. Als Chef der früheren Adelsschule hat er einst den Prinzen Tsai-Tao erzogen, unter dem er später im Jahr 1909 Vizechef des Generalsstabs war. Als Heerführer zeichnete er sich bei Hankou und Han-yang rühmlichst aus und hätte die Revolutionäre auch später zu Paaren getrieben, wenn man ihn nicht plötzlich vom Kriegsschauplatz zurückberufen hätte. Er wurde für seine Verdienste zum Baron und Chef der Leibgarde ernannt und wurde schliesslich Tutu der Provinz Chihli.

Die Liste der modernen chinesischen Generale dürfen wir nicht schliessen, ohne General Yin-Changs zu gedenken, des jetzigen Chefs des Militärkabinetts, der seine Fähigkeiten im Kampf gegen die Revolutionäre 1911 nicht recht entfalten konnte, weil er zu frühzeitig vom Kampfplatz nach Peking zurückberufen

wurde. Da er in Oesterreich und Deutschland militärisch erzogen worden war, wurde er 1901 dem Prinzen Chun auf seiner Sühne mission nach Berlin beigegeben. In den Jahren 1901 bis 1904 war er Gesandter in Berlin, kurze Zeit darauf Chef der Adelsschule in Peking, dann Oberstkommandierender am untern Yangtse in Kang-sei. Von dort wurde er 1906 als stellvertretender Kriegsminister nach Peking berufen und ging aus dieser Stellung 1909 wieder als Gesandter nach Berlin, nachdem er vorher noch im Herbst 1908 zusammen mit Tuan-Fang die wohlgelungenen chinesischen grossen Herbstmanöver in Anhui geleitet hatte. 1910 wurde er stellvertretender und in Prinz Chings Kabinett Kriegsminister. Im Jahr 1911 erhielt Yin-Chang den Generalsrang und stand nach seiner Rückberufung von Wu-chang Ende 1911 kurze Zeit an der Spitze des Generalstabs, bis er 1912 Chef des Militärkabinetts wurde. In dieser Stellung leistet er zur Zeit dem Präsidenten wertvolle Dienste.

Schliesslich dürfte unter den Paladinen Yüan-Shih-kais noch General Wang-Ting-chen, der jetzige Kommandeur der Leibgarde, zu erwähnen sein. Wang war früher unter Feng-Kuo-chang bereits Brigadegeneral in der Leibgarde gewesen und ist kürzlich zum militärischen Kommissar für den Schutz Tientsins ernannt worden. Auch er hat, wie so viele hervorragende Generale Yüan-Shih-kais, eine deutsch-militärische Ausbildung genossen.

40724 1 00019-000

Zentralstelle des
Hamburgischen Kolonialinstituts.

Yüanschi Kai

Signatur:

H. p.

Datum:

12. Okt. 1913.

Berliner Tageblatt

(v. Walt. Fingel)

Nr.

82

vom

12. Okt.

1913.



Yüanschi Kai, der erste verfassungsmäßige Präsident der Republik China.

La Quinzaine Coloniale (Paris)

Nr. 20 vom 25. Okt. 1913.

Le président de la République chinoise. — Yuan Chi Kai, président provisoire de la République chinoise, a été élu, le 5 octobre, président définitif de la République au troisième tour de scrutin. Nous avons dit que ce serait plutôt un changement d'étiquette qu'un changement dans les faits en laissant prévoir l'élection du seul homme qui, actuellement, ait une large autorité en Chine. Yuan Chi Kai sait, en effet, admirablement user des moyens les plus propres à dompter ses adversaires. Cet homme que ses qualités d'administrateur et d'organisateur prouvées par la façon dont il avait su amener à un degré de perfection inconnu en Chine les troupes du Nord, avaient rendu suspect à la dynastie Mandchou au point qu'il fut un moment en disgrâce, cet homme a su inspirer confiance aux puissances européennes. Grâce à l'argent que lui a fourni le consortium des grandes puissances il a triomphé des républicains du Sud et cuisiné un parlement qui trouva le moyen de déclarer l'emprunt inconstitutionnel, mais dont toute l'opposition se borna à cette manifestation platonique.

Nous avons dit comment il s'était débarrassé du véritable initiateur de la révolution, Yun Yat Sen, cet utopiste qu'il relégua dans le poste grassement doté de directeur des chemins de fer. Cet utopiste n'a pu rester dans cette fonction et il continue sa destinée d'agitateur en groupant tous les révolutionnaires du Japon et de la Chine contre les Russes, les Japonais et les Anglais; jusqu'ici les Français établis en Indochine semblent être hors du champ de ces agitateurs, mais cela viendra.

Il est probable en effet que l'élection de Yuan Chi Kai ne sera pas le signal du rétablissement de l'ordre dans ce vaste pays qu'est la Chine. Le nouveau président ne désarmera pas facilement toutes les hostilités. Déjà, on a vu que le jour de son introduction, il a failli tomber sous les coups d'un assassin qui n'était autre que l'un des chefs de la police. Cet attentat a échoué, mais un autre peut réussir et Yuan Chi Kai resterait-il à la tête du gou-

WENDEN!

vernement que bien des obstacles paraissent devoir battre en brèche son autorité. Ce n'est pas du côté du Parlement qu'est pour lui le danger, mais du côté des grands chefs militaires comme Li Youan Hong qui tient Hankéou et Tchang-Hsoun qui s'est rendu maître de Nankin. Il ne faut pas perdre de vue que la révolution est une industrie lucrative pour les chefs militaires et leurs troupes. Or, comme il y a en Chine des hommes qui n'ont pas d'autre moyen d'existence que le pillage, la révolution peut devenir en Chine un état endémique.

Yuan Chi Kai a été reconnu par la plupart des puissances et cette reconnaissance lui vaudra peut-être de nouveaux secours qui lui seront fort utiles pour déjouer les complots ; mais la tranquillité nécessaire à l'essor économique du pays ne paraît pas devoir nécessairement suivre à brève échéance l'élection du 5 octobre. Pourtant la Chine aurait grand besoin de cette tranquillité pour tirer parti des énormes richesses qu'elle possède.

Yuan Chi Kai, très habilement, avait assuré les puissances étrangères qu'il respecterait tous les traités et toutes les obligations contractés par le gouvernement Mandchou et en outre conserverait toutes les coutumes établies et ces déclarations ont facilité la reconnaissance de la République chinoise par les puissances.

Yuan Chi Kai avait été élu à l'unanimité président provisoire le 15 février 1912, et avait inauguré ses pouvoirs, le 9 mars suivant. Son élection définitive, a remarqué le *Times*, était certaine et ne provoquera en Chine aucun enthousiasme, car le nombre de ceux qui s'intéressent à la politique est extrêmement réduit.

« Les étrangers, ajoutait le *Times*, se félicitent de son élection, qui était la seule possible. Cette élection et la reconnaissance de la République chinoise qui va suivre feront retrouver au gouvernement central un peu du prestige perdu depuis la révolution et fortifieront sa position, qui est cependant encore peu satisfaisante.

« En dépit du respect que le peuple chinois porte à la loi, le chaos règne dans une grande partie du pays. Le gouvernement devra rétablir l'ordre et la confiance et assurer la sécurité. C'est là une tâche que peu d'étrangers, parmi ceux qui connaissent la situation, croient les Chinois capables d'accomplir sans l'aide de l'étranger. »

Signatur: *H. p.*Datum: *6. Nov.* 1913

The Times (London)

Nr. *40362* vom *6. Nov.* 1913

YUAN AND HIS ENEMIES.

EFFECT OF THE DECREES.

(FROM OUR OWN CORRESPONDENT.)

PEKING, Nov. 5.

Members of Parliament are numbed by the Presidential mandates arbitrarily depriving 300 of their number of their seats. The fact that action against the Kuo Ming Tang had been expected for some days past discounted the effect of the blow, and hitherto there has been little manifestation of feeling.

The step taken by the President is, of course, totally unconstitutional. Complicity in the recent rebellion is the ostensible reason for the proceeding against Kuo Ming Tang, but the accused have been found guilty without trial and condemned without an opportunity of defending themselves. Doubtless some of them have engaged in treasonable correspondence with the rebels, but many are innocent, and obviously the President's *coup* was designed not to punish past offences but to remove opposition to his demand for a Constitution giving him comprehensive power. The Kuo Ming Tang stood for the centralization of power in Parliament and the nearest excuse for their extinction has been seized.

From the foreign point of view Yuan Shih-kai is the only tangible feature of this chaotic situation, and the disposition is to approve whatever steps he thinks necessary for the consolidation of the Government. In view of the hopeless incapacity shown by Parliament and by the Young Chinese element generally, the powers he demands are reasonable and obviously necessary for the conduct of the administration. But, while agreeing that it is essential that he should have his way, foreigners entertain grave misgivings with regard to his means of obtaining it.

It is very simple for him to be Napoleonic in the North, where he is supreme, but the task of establishing control in the Southern provinces, where he is widely detested, is bound to be difficult. He has now added to the difficulties by creating 300 mortal enemies, by alienating the whole of the influential Southern Revolutionary element, and by justifying generally the Southern suspicion that he will never govern constitutionally.

Parliament is to be strengthened by the calling up of reserve members provided by the election scheme, and doubtless by the time the Constitution has been redrafted to the President's satisfaction there will be enough members present for the enactment of legislation. It has yet to be seen whether the 600 or 700 of the more intelligent Chinese will entirely lend themselves to the President's plan of campaign. Many who are prepared to give him extensive powers must deeply resent his interference with the liberties of Parliament and his reversion to autocratic methods.

The Times (London)

Nr. *10,363* vom *7. Nov.* 191 *3*POLITICAL IDEALS OF
YUAN SHIH-KAI.

THE INAUGURAL ADDRESS.

We have received from Peking a translation of the address delivered by Yuan Shih-kai on the occasion of his inauguration as President of the Chinese Republic on October 10. The address opened with a confession of his political faith in which he proclaimed his devotion to the old traditions of his country:—

I, though lacking in ability, have for a generation taken a humble part in public life and have ever maintained a moderate policy. It has been my conviction that the fundamental principle of governance consists in a clearly defined system of administration and in the strengthening of cardinal principles of morality. When these have been attained it will be time enough to take occasion by the hand in promoting the progress of the masses. For this cause I have aimed at introducing gradually such reforms as would make for public enlightenment: at the same time, I have preferred conservative to extreme methods for the reasons that the fate of this State and people must not be staked on a single hazard of the dice and that immemorial traditions and precepts must not be lightly swept into oblivion.

Yuan Shih-kai then proceeded to explain how four years ago he had severed all connexion with public life and had retired to his estate in the country. On the revolutionary outbreak at Wuchang he was forced, however, by circumstances to bear the brunt of the storm, and alarmed for the safety of his country and his fellow citizens had sought a way to mitigate their distress.

Thereafter the Manchu Emperor abdicated the Throne, and the Republic was established, when the Five Races of China did me the honour of election to the Provisional Presidency. There is nothing to wonder at in this form of government, which existed in embryo in China 4,000 years ago. But my exercise of authority has been so much hampered by obstruction that all progress has been frustrated. Anxiety has been my companion early and late and sleep and appetite have deserted me. Yet have I borne with all in the hope that a peaceful settlement might be achieved.

THE OUTBREAK OF JULY.

In July the Southern revolutionary movement broke out and the existence of the Republic was threatened. It became the Provisional President's "bounden duty" to restore order by force and, thanks to the Army, this was accomplished in two months. Thereupon Yuan Shih-kai intended once more to retire to his estates, but the National Convention elected him to the Presidency.

European scholars have said that a Constitutional Government must needs respect the law and a Republic morality, that is to say, morality is the fundamental principle, while law is its practical manifestation. If we would raise our people, at one bound, to the standard of citizens of a Republic, we must needs avail ourselves of law to support morality. Learned men from France, America, and other countries have assured me that the true definition of the word Republic should be:—That form of government which is founded on the wishes of all, to provide a complete system of law which shall be faithfully observed, while licence which transgresses the law shall be avoided with loathing. Such a law-abiding habit may only be acquired by degrees till it become second nature. Then may a nation deserve the name of law-abiding. Our people are most docile by disposition, but they lack this law-abiding habit. I would fain see one and all law-abiding.

The President then expressed his sympathy with those who had suffered by the revolutionary movement. It was his constant desire to restore to them their wonted prosperity, and to this end he proposed to devote his whole strength:—

In order to attain permanent order in a State the citizens must all possess a means of livelihood. Such an object may only be gained by devoting special attention to agriculture, industry, and trade. . . . There are, however, two reasons why industry has not developed: first, owing to the rudimentary stage in which education has remained, and, secondly, owing to lack of capital. Every department of industry is related to science. Yet we have paid no attention to physics, chemistry, steam, or electricity. While others are engaging in the struggle for education or trade, we have obstinately adhered to antiquated systems and made a fetish of empty theories. I should like to see the introduction of enlightened foreign educational methods in China. Even in the region of politics and law, practice and not theory is needed.

NEED OF FOREIGN CAPITAL.

Industry, however, is dependent on capital, and to obtain capital China must needs have recourse to her neighbours:—

The introduction of foreign civilization and capital is a cosmopolitan as well as a national policy, for the essence of world civilization is simply to supply the deficiencies of others from our own surplus, so that society everywhere may benefit. Divisions between countries thus practically disappear, as Confucius meant when he spoke of universal harmony. China is now a Republic and must rid herself of the antiquated notions appertaining to her period of seclusion. Our citizens who obey the law of their own land must needs know also the law which all nations hold in common. In all their intercourse with other nations they must beware of any prejudice towards foreigners in violation of right principle and resulting in severance, but must behave after civilized standards.

The President thanked the foreign Powers for their attitude towards China, which had of late "been pacific and just."

It is essential that our citizens should make a point of consolidating international friendships by manifestations of sincerity. I hereby declare that all treaties, conventions, and official engagements contracted by the former Manchu and the Provisional Government with foreign Governments shall be faithfully observed, also that all contracts duly concluded by the former Governments with foreign companies and individuals shall be strictly observed, and further that all privileges, rights, and special immunities enjoyed by foreign subjects in China by virtue of international engagements, national enactments, and established precedent are hereby definitely confirmed.

"THE FOUR CHARACTERS."

Such, then, are the main points of the declaration which I am making to the nation, but in order to amplify my meaning in the widest sense only one word is needed—namely, morality. This word is so comprehensive that even the greatest sages have failed to exhaust its whole significance in thousands upon thousands of words, but what I understand by the term may be briefly comprehended under the four characters, loyalty, trust, steadfastness, and sobermindedness.

After defining the word "loyalty" as loyalty to the State and not only to the individual, the President proceeded to define the word "trust":—

Confucius said:—"Without trust no nation can stand." Civilized nations look upon deceitful conduct with contempt, and the stigma is even as a flogging administered in the public square. Washington, when a lad, thanks to his father's discipline, never uttered a lie. In the past China has always laid stress on trust and righteousness, but of late a sad degeneracy has set in.

What is steadfastness? Civilized nations

POLITICAL IDEALS OF YUAN SHIH-KAI.

THE INAUGURAL ADDRESS.

We have received from Peking a translation of the address delivered by Yuan Shih-kai on the occasion of his inauguration as President of the Chinese Republic on October 10. The address opened with a confession of his political faith in which he proclaimed his devotion to the old traditions of his country:—

I, though lacking in ability, have for a generation taken a humble part in public life and have ever maintained a moderate policy. It has been my conviction that the fundamental principle of governance consists in a clearly defined system of administration and in the strengthening of cardinal principles of morality. When these have been attained it will be time enough to take occasion by the hand in promoting the progress of the masses. For this cause I have aimed at introducing gradually such reforms as would make for public enlightenment: at the same time, I have preferred conservative to extreme methods for the reasons that the fate of this State and people must not be staked on a single hazard of the dice and that immemorial traditions and precepts must not be lightly swept into oblivion.

Yuan Shih-kai then proceeded to explain how four years ago he had severed all connexion with public life and had retired to his estate in the country. On the revolutionary outbreak at Wuchang he was forced, however, by circumstances to bear the brunt of the storm, and alarmed for the safety of his country and his fellow citizens had sought a way to mitigate their distress.

Thereafter the Manchu Emperor abdicated the Throne, and the Republic was established, when the Five Races of China did me the honour of election to the Provisional Presidency. There is nothing to wonder at in this form of government, which existed in embryo in China 4,000 years ago. But my exercise of authority has been so much hampered by obstruction that all progress has been frustrated. Anxiety has been my companion early and late and sleep and appetite have deserted me. Yet have I borne with all in the hope that a peaceful settlement might be achieved.

THE OUTBREAK OF JULY.

In July the Southern revolutionary movement broke out and the existence of the Republic was threatened. It became the Provisional President's "bounden duty" to restore order by force and, thanks to the Army, this was accomplished in two months. Thereupon Yuan Shih-kai intended once more to retire to his estates, but the National Convention elected him to the Presidency.

European scholars have said that a Constitutional Government must needs respect the law and a Republic morality, that is to say, morality is the fundamental principle, while law is its practical manifestation. If we would raise our people, at one bound, to the standard of citizens of a Republic, we must needs avail ourselves of law to support morality. Learned men from France, America, and other countries have assured me that the true definition of the word Republic should be:—That form of government which is founded on the wishes of all, to provide a complete system of law which shall be faithfully observed, while licence which transgresses the law shall be avoided with loathing. Such a law-abiding habit may only be acquired by degrees till it become second nature. Then may a nation deserve the name of law-abiding. Our people are most docile by disposition, but they lack this law-abiding habit. I would fain see one and all keeping the law of the land, until ingrained habit imperceptibly raises their morals to a higher plane.

The President then expressed his sympathy with those who had suffered by the revolutionary movement. It was his constant desire to restore to them their wonted prosperity, and to this end he proposed to devote his whole strength:—

In order to attain permanent order in a State the citizens must all possess a means of livelihood. Such an object may only be gained by devoting special attention to agriculture, industry, and trade. . . . There are, however, two reasons why industry has not developed: first, owing to the rudimentary stage in which education has remained, and, secondly, owing to lack of capital. Every department of industry is related to science. Yet we have paid no attention to physics, chemistry, steam, or electricity. While others are engaging in the struggle for education or trade, we have obstinately adhered to antiquated systems and made a fetish of empty theories. I should like to see the introduction of enlightened foreign educational methods in China. Even in the region of politics and law, practice and not theory is needed.

NEED OF FOREIGN CAPITAL.

Industry, however, is dependent on capital, and to obtain capital China must needs have recourse to her neighbours:—

The introduction of foreign civilization and capital is a cosmopolitan as well as a national policy, for the essence of world civilization is simply to supply the deficiencies of others from our own surplus, so that society everywhere may benefit. Divisions between countries thus practically disappear, as Confucius meant when he spoke of universal harmony. China is now a Republic and must rid herself of the antiquated notions appertaining to her period of seclusion. Our citizens who obey the law of their own land must needs know also the law which all nations hold in common. In all their intercourse with other nations they must beware of any prejudice towards foreigners in violation of right principle and resulting in severance, but must behave after civilized standards.

The President thanked the foreign Powers for their attitude towards China, which had of late "been pacific and just."

It is essential that our citizens should make a point of consolidating international friendships by manifestations of sincerity. I hereby declare that all treaties, conventions, and official engagements contracted by the former Manchu and the Provisional Government with foreign Governments shall be faithfully observed, also that all contracts duly concluded by the former Governments with foreign companies and individuals shall be strictly observed, and further that all privileges, rights, and special immunities enjoyed by foreign subjects in China by virtue of international engagements, national enactments, and established precedent are hereby definitely confirmed.

"THE FOUR CHARACTERS."

Such, then, are the main points of the declaration which I am making to the nation, but in order to amplify my meaning in the widest sense only one word is needed—namely, morality. This word is so comprehensive that even the greatest sages have failed to exhaust its whole significance in thousands upon thousands of words, but what I understand by the term may be briefly comprehended under the four characters, loyalty, trust, steadfastness, and sobermindedness.

After defining the word "loyalty" as loyalty to the State and not only to the individual, the President proceeded to define the word "trust":—

Confucius said:—"Without trust no nation can stand." Civilized nations look upon deceitful conduct with contempt, and the stigma is even as a flogging administered in the public square. Washington, when a lad, thanks to his father's discipline, never uttered a lie. In the past China has always laid stress on trust and righteousness, but of late a sad degeneracy has set in.

What is steadfastness? Civilized countries spare no pains in preserving their national traditions and, without impeding their advance on the path of pro-

gress, will not allow a name or an institution to pass into oblivion. For China Confucianism has always been a great moral safeguard, and the changes and chances of 4,000 years have certainly left the essence of the doctrine secure from the ravages of time. But there are those who are deluded by theory and lightly forsake their own heritage. They indulge in high-flown catchwords without accomplishing any practical result; while abandoning their own national traditions, they fail to acquire a single good quality from abroad. Frivolity of character spreads like a new disease. When the root is destroyed, where shall the leaves find place to grow? The remedy, then, is steadfastness.

What is sobermindedness? To possess a constant occupation one must needs have a constant mind. In time of emergency he who is devoid of constancy will lose his presence of mind, while at ordinary times he is beset by sloth. In the discharge of his duties an atmosphere of sluggardness is never absent, and an easy nonchalance will frustrate the execution of every design. No man will assume responsibility but will readily play the part of the supercilious spectator with sarcastic comment. Even one's own duty is ignored as if it were not one's concern. It is then that we can appreciate the full flavour of the ancient adage regarding sobermindedness in business. Truly to rid ourselves of sloth and pride sobermindedness is needed.

I solemnly pledge myself to make these four words my own ideal and to impress them upon my countrymen. May we ever bear them in our minds and keep them on our lips, for no nation can stand save upon the eternal verities which determine right and wrong.

Finally the President uttered a warning against extravagance:—

Of recent years the standard of living in China has steadily increased, while wealth has diminished in like proportions. The adage has it that when the State becomes extravagant frugality must be inculcated. I can but hope that my countrymen will not neglect the duty of frugality as a branch of morals.

Yuan Shih-kai concluded:—

"Therefore, with the fullest earnestness and good will, I declare solemnly to my fellow countrymen that so long as I remain President so long will I perform my duty. The Republic of China belongs to her 400 million citizens. When brethren dwell together in unity, a family prospers. If the whole nation unites in a common purpose, the State will be great. Such, then, is my prayer for the Republic of China."

Signatur: *Juan Shi Kai*Datum: *7. Nov.* 1913.

The Times (London)

Nr. *40,363* vom *7. Nov.* 1913.

The Iron Hand at Peking.

YUAN SHIH-KAI, President-Dictator of China, has purged his Parliament. By a mandate as frankly autocratic as any Decree ever issued by the Vermilion Pencil, he has abolished the Kuo Ming tang as a political institution and expelled all its members from both Houses of Parliament, thus removing more than a third of the nominal representatives of the people. Our Peking Correspondent said yesterday that the object of this drastic *coup d'Etat* is not to punish past offences, but "to remove the Kuo Ming tang's opposition to his demand for a Constitution giving him comprehensive power." Commenting on the situation thus created, he observed that, in view of the hopeless incapacity shown by Parliament and by the Young Chinese element generally, the powers which YUAN demands are reasonable and obviously necessary for the conduct of the administration. Foreigners at Peking concur, it seems, in the opinion that, as matters stand, the best interests of the country will be served by concentration of power in the hands of the one man who has proved himself capable of evolving something like order out of the Republican chaos; but they entertain grave misgivings, according to our Correspondent, with regard to his means of obtaining it. The establishment of an autocratic regime, by summary measures of the kind which YUAN SHIH-KAI has adopted, is evidently fraught with danger to himself and to the State; but desperate diseases require desperate remedies. Admission of the necessity for one-man rule at the present juncture would appear to involve the necessity for heroic measures. The Kuo Ming tang has given conclusive proof, during the past two years, that constitutional government in China is at present an unattainable ideal. Its constructive activities have achieved nothing beyond voting itself salaries on a liberal scale, whilst its destructive energies have been persistently directed to thwarting the head of the State and his advisers in every important measure of foreign and domestic policy. Its disappearance from the scene puts an end to any immediate prospect of representative institutions at Peking, but there is evidence and to spare, at the capital and in the provinces, that the Chinese people are weary of political adventures and that YUAN SHIH-KAI's assertion of an effective Dictatorship, however unconstitutional, will be generally approved.

In wiping out his political opponents YUAN SHIH-KAI, following the dynastic traditions of China's rulers, is at pains to explain and to prove to the nation that the Kuo Ming tang has been guilty of the sin of rebellion and of organized conspiracy against the Government

at Peking. The blow which has now fallen was by no means unexpected. In his inaugural address, delivered on October 10, from which we publish some interesting extracts to-day, the PRESIDENT said certain things which, to a Chinese audience, pointed unmistakably to a conservative reaction on definite lines, and to forcible control of militant Young China. His remarks on that occasion were, indeed, extremely significant. It was his opinion and his intention that the law should be defined and public order established, after which, "as time and circumstances might permit, efforts would be made to bring the people together in the path of progress." Herein we have evidently a return to the policy which he, in common with CHANG CHIH-TUNG, advocated in 1906—the policy which underlay the ten years' constitutional programme subsequently promulgated by the THRONE and impatiently rejected by Young China. YUAN SHIH-KAI believed then, and evidently believes now, in educating the people to some conception of the principles of self-government before giving them Parliamentary institutions. Therefore, in assuming office as PRESIDENT, he has frankly emphasized the advantages of a conservative policy and the necessity for preserving the unbroken continuity of ancient traditions. His political attitude is, in fact, strongly reminiscent of the statecraft of PRINCE ITO and the Elder Statesmen of Japan. In executive matters he has expressed with equal frankness his determination to put an end to "the restrictions which had been placed on his authority," following up this announcement by recommending to the Senate certain drastic amendments of the Provisional Statutes, with a view to relieving Parliament of further concern in the making of treaties, the declaration of war, or the appointment of Cabinet Ministers and Ambassadors. In a word, the PRESIDENT has boldly assumed the prerogatives which, from time immemorial, have been vested in the THRONE.

Looking to the immediate future, it may reasonably be assumed that YUAN SHIH-KAI, a statesman whose courage has always been tempered with calculating prudence, would not have ventured upon his present course were he not convinced of a great weight of public opinion behind him. His insistence upon the vital importance of establishing the government of the country upon the orthodox foundations of the Canons of the Sages comes at a moment when the whole country is experiencing a remarkable revival of Confucianism. The enthusiasm with which the birthday of the Sage has been celebrated in all parts of China—and notably at Canton—affords proof of a widespread reaction against

the revolutionary doctrines of Young China, and moral justification for the PRESIDENT's return to the only principles and methods of government which the people, in its present stage of evolution, can understand. YUAN SHIH-KAI's career, his known devotion to the philosophy of the happy mean, justifies the hope that, under his guiding hand, the forces of reaction will be wisely controlled. If his life is spared, he may be expected to govern China much as PORFIRIO DIAZ governed Mexico. His avowed aim, to preserve law and order at all costs, is one with which the civilized world must sympathize, regardless of political ideals, because of the untold sufferings which lawlessness inflicts on the defenceless people. Republicanism in China was never a reality; it is to-day the shadow of a dream. The patriarchal system which the PRESIDENT-DICTATOR is now reasserting is that which, say what we will, still best befits a race with whom reverence for the past is a deep-rooted instinct. YUAN-SHIH-KAI, ablest of the "fathers and mothers of the people," is only giving expression to the conviction that all the instincts and traditions of his countrymen will accept the exercise of despotic authority, whether benevolent or brutal, so long as the ruler follows established precedents and conforms to popular sentiment.

40724 * 00024 -000

Yüanschikai

Zentralstelle des
Hamburgischen Kolonialinstituts.

Signatur: *H. n*

Datum: *14. März* 1914.

Tsingtauer Neueste Nachrichten

Nr. *59* vom *14. März* 1914.

Präsident auf Lebenszeit. Der Vorschlag des Magistrats von Tschengkou, Yüanschikai sollte zum Präsidenten auf Lebenszeit ernannt werden, hat angeblich bei Yüanschikai selbst nicht viel Gnade gefunden. Er stösst sich daran, dass es keinen Präsidenten sonst auf Lebenszeit gebe, und glaubt den Charakter der Republik durch eine solche Massnahme gefährdet. Sollte das nicht nur Theater sein?

The Asiatic Review (London)

No. 8 vom 15. Mai 1914.

473

YÜAN SHĪ-K'AI
AND HIS TASKS ONCE MORE

BY E. H. PARKER

THE native Chinese newspapers are a dreary waste of words about personal ambitions, local rebellions, and inane arguments. Certainly the Empire was more picturesque as to individuals, and not a whit more corrupt. Still, the inherent self-governing capacity of the plain, work-a-day people enables them (except in provinces overrun by bandits) to forge ahead with their trade, education, and railways; and no general or organic failure is to be recorded of the Republic as yet, except in so far as the "young China" parliamentary aspirants for power and pelf have utterly discredited themselves and had their wings clipped pretty closely. In a word, the inert and shapeless mass goes on living, and even thriving, out of mere "'olo custom," whilst the one man with gumption continues to hold the international situation at least fairly well together. Meanwhile the unstable mud and water fault of greedy and jealous *babudom* separating these so far impregnable strata seems to be doing its best to ruin the country. It will be remembered that, from the beginning, Yüan Shī-k'ai thought it a great mistake precipitately to abolish the dynasty; not that the dynasty, already hopelessly undermined by the incorrigible eunuch and petticoat palace influence and corruption, deserved much sympathy, but

because it was, so to speak, a habit. It was an orthodox link, even if a worn and rusty one, with antiquity in the unbroken chain of history, and there was no other chain yet sufficiently ready to replace the old one. Better, said he, to work constitutionally *through* the Manchus. He (under compulsion) got rid of the dynasty at last in a loyal and generous way, and he has been loyal and generous to it ever since. Thus he is rewarded by having Manchu sympathies, and (as a last resource, if it ever comes to that) even Manchu forces on his side in case his own Chinese troops prove ineffective or insufficient. It will be noticed that, amid the general abolition of titles, the Manchu garrisons at Kwei-hwa (N. Shan S.) and Ts'ing-chou (N. Shan Tung)—not to mention innumerable places in Chih Li such as the Tombs, the Summer Palace, and so on—are not abolished, and are in many cases even left under Manchu command, with the old Manchu titles. Nothing is ever heard now of the “Banner” or Manchu populations at Canton, Foochow, Hangchow, Nanking, Chinkiang, Kingchow (near Hankow), or Ch'êrtzu (Sz Ch'wan). The soldier families at all these places always spoke the local dialects in addition to their own (more or less vitiated) Pekingese. Presumably, they have, like the late Mr. Bardell, “glided imperceptibly away,” and quietly become a part of the ordinary local people, without any rice or money pension. Any native at a pinch can exist on five shillings a month in China, and every living person in that remarkable country is by temperament a “handy man,” capable of earning at least that much, and of fending for himself as cook, tailor, etc. Even if they were all not so handy at living, in China no one makes much fuss about dying, whether it be by starvation or otherwise.

“Yüan Shih-k'ai, though successful with and trusted by the foreign diplomats, is by no means a backboneless milksop in their hands. He is that *rara avis in* (Chinese) *terris* a patriot, without being either a traitor or a partisan; an unscrupulous man (in the higher sense that Bismarck

was), without being in any way a self-seeker; a man of very easy "morals," without being exactly vicious; a shrewd and well-instructed man, without being a *grand seigneur* in manner or highly cultured in mind. The writer's own career, strange to say, has even been immediately affected by Yüan, whose manly and rugged honesty was experienced by him at first hand nearly thirty years ago. In fact, if the courtly and polished, but at the same time inane and vacuous, diplomacy of Europe had been as sensible and as honest as that of Yüan in 1886, it is quite possible, if not extremely probable, that there would have been no Sino-Japanese War in 1894, and no Russo-Japanese War in 1904. Yüan was not only able, but willing (so far as he had any say in the matter), to come to reasonable terms with both Russia and Japan at a moment when the United States were feebly represented and Great Britain was too busy, or floundering about at home in the "chow-chow water" of party changes to pay proper attention to Peking and Söul. But the chief actors in the wretched 1886 drama are dead now, and scarcely anyone survives who knows even half the truth, which Yüan at the time had the courage to write down with his own hand.

As the Chinese "blue books" (*i.e.*, Manchu Annals) for 1884-1894 are now published, it may be interesting to know what was Yüan's real position then in Korea. He *never* was "Resident" for a moment until 1887—*i.e.*, in the sense that Tibet had a Resident. He was never more than a *weiyüan* or removable "deputy" under Li Hung-chang, Viceroy at Tientsin, to whose exclusive care the foreign affairs of Korea were contemptuously intrusted by the Dowager and the Emperor's father, subject, of course, to his own memorializing the Throne in international or critical cases. Korea was left by Li Hung-chang absolutely independent to manage her own affairs, as she had from time immemorial been left. Thus in December, 1884, Yüan wired through Li about the attempted assassination of Min Yong-ik and the murders of other Korean Ministers.

Yüan was, in 1887, allowed to call himself a trade and diplomacy *ta-ch'ên* (i.e., person of ministerial rank) in his correspondence with foreigners, but he always to the last had to "petition" Li Hung-chang as a petty subordinate masquerading for special purposes *in partibus infidelium* to "get face" with foreigners. At the end of April, 1887, Yüan recommended T'ang Shao-i, his assistant (then an obscure expectant of nearly the very lowest or the eighth nominal rank), for his services in connection with foreigners (i.e., amongst other things the *fâcheuse situation* of 1886 above alluded to), and in September a decree was issued by the Emperor approving Yüan's view, wired to Peking by Li, that Corea should not be allowed to send envoys abroad except with Chinese approval. Li specially mentions what British advice had been confidentially given to Yüan on that occasion. At the end of September, 1889, Yüan warned Peking (through Li of course) of an attempt to get at the King, and to bribe the Peking Board of Rites to dispense with the usual tribute missions (inferentially, of course, at Japanese suggestion). In October, 1890, Yüan was censured by the Emperor (through Li) for suggesting that the Korean "condolence envoy" had wired to the King from China an incorrect and abbreviated version of the Emperor's gracious decree. Perhaps Yüan had reason to suspect such tamperings from his 1886 experiences. At the end of September, 1892, on his way back from home leave, Yüan stayed at Tientsin for a day or two and concocted a plan with Li Hung-chang for "squaring the Germans," who had been inducing the King to squander Korean money on useless steamers. China arranged a 6 per cent. loan (in the name of Chinese "merchants," not of the Chinese officials) in order to enable the Coreans to pay off the inconvenient Germans. Interest at 6 per cent. was charged, not because Li wanted it, but because Yüan said the Coreans *must* be made to pay, or else they would *go on* borrowing and squandering again. In June, 1894, the King, alarmed by the Tonghak (i.e., "Eastern School," or

Japanese parts) rebellion in Chölla province, got Yüan to wire to China for troops to quell the rebellion. China, in sending troops at this urgent request, duly notified Japan through the Chinese envoy there (in accordance with a previous agreement with Japan). But Japan did not quite see things in that light; she sent troops too (in accordance with her view of the same treaty). The Tonghaks were soon defeated by the Chinese, but the situation was now a "tiger-riding" one for China, as the Japanese troops "ordered China to go." Li said to the Emperor, "We must either go on with the war vigorously," or "we must withdraw our army and send it back by steamers at once." Li himself thought the latter course more "correct." The Emperor did not want open war, and yet he did not like to "show weakness" by withdrawing troops before the Japanese did. He wanted simultaneous withdrawal. Whilst the Chinese Government were thus hesitating, the Japanese Generals were defeating the incompetent Chinese Commanders. On July 25 the Japanese men-of-war sank a Chinese transport under British flag as it was hurrying over with reinforcements; 700 Chinese soldiers were drowned.

This was the class of work Yüan had to do in Corea from 1884 to 1894, and thus in a way was sealed the fate of the Manchu dynasty. It made several spirited spurts, both before and after the "Boxer" fiasco of 1900, and even after the Russo-Japanese War of 1904-5; but it was really the Japanese War of 1904 that destroyed the dynasty and roused the Chinese national feeling. It was the "shrewdness" of Li Hung-chang in giving notice to the Japanese that troops *had* been sent, instead of giving notice to them *before* they were sent, that really caused that war. Thus perished all Yüan Shī-k'ai's schemes in Corea for his country's good; and it is thus that the man who ultimately had a hand in saving the Manchu dynasty from ignominious butchery had also a hand, if an unconscious one, in encompassing its destruction.

What Yüan Shī-k'ai has to do now whilst his conceited and foolish countrymen—especially the southerners—are wrangling about “rights,” “liberty,” “constitutions,” and indulging in other fanfaronades innumerable, is to save for the Republic as much as he can of the external situation. The internal situation is dangerous enough, in all conscience; but it can wait, for a few million Chinese raped and butchered in cold blood is a matter of minor importance from the point of view of Chinese main interests compared with foreign menaces and the murder of a single foreigner in hot blood. Manchuria is irretrievably gone so far as China is concerned. It may suit the Russians and the Japanese for the present to leave the three Chinese *tutuks* to amuse themselves by “administering” North, Central, and South Manchuria; but the rival railway systems are the true *tutuks*, and the matter must ultimately be arranged between the Russians and the Japanese. It is to be hoped that they will have the good sense to settle their respective rights by honest and straightforward negotiations, in friendly “conversation” with Great Britain, and not allow other interested Powers to weaken them and their respective friends or allies by involving them in a wasteful war. Both America and Germany had better keep out of the mess, which only concerns them remotely. America’s experiences in Korea are an example of how little mere “moral” force counts for. Meanwhile Yüan Shī-k'ai is doing the best he can to establish a new province in Inner Mongolia, west of Manchuria, with T'ao-nan Fu as its northern centre. It is not against the true interests of either Russia or Japan that China should strengthen herself here, or that American capital should be employed here. It is only natural that China should protect herself by running this wedge up between the desert and Manchuria; if she did not, this new province would be a swooping ground for the Mongols, and instead of becoming a useful buffer to China against all three, would inevitably become,

sooner or later, the battlefield of Russian and Japanese ambitions. As to Northern Mongolia, there is no use talking about it now—it has gone for ever so far as the Chinese are concerned; it is only a question of *when* it may suit Russia to move in as formal masters. It is to be hoped that she will have the good sense not to weaken herself, but to keep quiet until the European situation becomes easier and clearer; she is bound to need all her men and all her money in Europe within the next few years. But, even supposing her hands were free, it depends upon her own self-restraint and good sense in humouring and not browbeating the Mongols whether she is to have a million splendid and willing properly trained horsemen at her command, or whether she is to waste her resources—as the Chinese have done over and over again—in pursuing these mobile and elusive nomads over their own trackless and waterless deserts. Northern Mongolia never at any time really belonged to China, or was directly ruled by China. So far as it has, since 1650, *seemed* to be part of the Chinese Empire, it was entirely owing to the combined prowess and prudence of the pure Manchus. The special and exclusive Manchu lien on Mongolia has now been rashly severed. The Mongols knew the Manchus, and did not know the Chinese—*i.e.*, they knew and acknowledged considerate aristocratic masters with many favours to bestow, but always suffered at the hands of usurious Chinese trespassers, traders, and squatters with plebeian ideas of honour and courtesy.

As to Tibet, the situation is much the same as with Mongolia. Tibet knew the Manchus as tolerant masters, often their protectors; as, for instance, 150 years ago against Nepaul. They like Chinese tea, and will continue to have it, whatever may happen politically, for the Assam tea does not hit it off; but they loathe the Chinese trader, mandarin squeezer, and usurer. European, especially British, sympathy might well be with the Manchu dynasty, as indeed it was in spite of its shifty incompetence during

the Indian Expedition of 1904. And when the brilliant surprise conquests of Chao Êrh-fêng (who, of course, learnt a thing or two about Tibetan weakness from the British conquest) landed his lieutenant one fine morning unexpectedly in Lhasa, there was every chance for China to re-establish a reasonable suzerainty. But the whole Tibetan question, which has now been complicated by the P'ien-ma question, is now being threshed out at Simla, an ideal spot for keeping the ubiquitous press correspondent, Chinese or other, at arm's length—consequently we must “wait and see.” As to Sikkim and Bhotan, the Chinese “blue books” for 1874 to 1908 are now published, and it is made abundantly clear that (though Tibet had certain customary and purely complimentary relations with these buffer States, *never* in the least interfering with their internal government) China at no time, Manchu time or other, had the slightest direct claim to influence over either of those two States, and their rulers *never* received “seal and sash” or vassal “title” from the Manchu Emperor. Moreover, the Manchu (or Mongol) Resident, Shêngt'ai, who put up such a good diplomatic fight with British India over twenty years ago, tells the Emperor plainly in his voluminous correspondence that the Tibetan claims to Lingtu and other places in Sikkim were fraudulent, and the result of concocted maps; moreover, that the British claims were reasonable, that Captain Bower was a just man, even to the prejudice of his own personal interests, and that *Lan-sz-tun* himself (Lord Lansdowne) turned out to be a “very good sort of fellow” when visited at Calcutta by the Resident in person.

The “P'ien-ma question” just alluded to really means the right to the control of the Upper Irrawaddy, which runs down (from the Snowy Mountains of Tsarong in Tibet) in two main branches, called (in the Kachin language of Upper Burma) the Malikha and the Nmaikha, which join together a few miles above the new North Burma

Deputy Commissionership centre of Myitkina to form the Ta Kin-sha (Great Golden Sand), or Irrawaddy. Curiously enough, the Chinese also call part of the Upper Yangtze in that latitude the Kin-sha, or "Golden Sand." The Salween and Mékong Rivers run down from Tibet into Burma and the Shan States *between* these two rival "Golden Sands," and when we took Upper Burma in 1885-86, neither we, nor the Chinese, nor, in fact, anyone else, exactly knew where the head waters of the Nmaikha were, and whether the Upper Salween was one of the Brahmaputra branches, or was in some mysterious way connected with the Nmaikha. However, in 1895 Prince Henry of Orleans, who crossed the whole of these six rivers from east to west, established clearly that the source of the Nmaikha *must* of necessity be in the lofty mountains clearly visible about fifty or sixty miles north of the point (about Lat. 27°40') where he crossed it. It was reserved for the charming *raconteur*, M. Jacques Bacot, in 1909, when travelling along a small by-road, actually to stumble across the first icy tricklings of the Nmaikha as it emerged from the glacier in the Lagen La, at a height of 16,000 to 17,000 feet above the level of the sea, as nearly as possible in Lat. 28°40'. It did not strike him until the next day that the mysterious and elusive river he was then following at different moments was the same as the insignificant rill he had struck the day before; still less that it was the long-sought-for extreme source of the Nmaikha. But it was, and this extreme source is known locally as the K'iu River, or River of the K'iu aborigines, where Captain Pritchard was drowned. It is also called the Tarong, and it runs down through independent "savage" territory, being separated all the way down its course from the Salween by a continuous lofty, precipitous mountain range, known to the Chinese as the Kaolikung, which range thus forms an absolutely natural and perfect boundary between British Burma and Yün Nan province, crossed by no Chinese trade route north of Tali Fu (unless it be a salt-smugglers' road

from Wei-si). The Salween takes its rise in Tibet, but a small branch of the Salween takes its rise a short distance west and even a trifle south of the Nmaikha-Irrawaddy source, but on the other or Tibetan side of the heights, at a place called Tila La; that is, this unlooked-for Salween branch sweeps north-eastwards *around* the source of the Eastern Irrawaddy, thus explaining clearly why the Upper Salween and the Upper Irrawaddy have always been confused together by occasional travellers in those remote regions. Captain Bailey went over much the same ground in 1911, but he passed south-west of the Lagen La source, and never saw it, as he followed yet another small source of the Nmaikha, called the Tarawan.

Besides the Chinese "blue books" (Manchu Annals), which record the negotiations touching the Burmese frontier between 1885 and 1908, and more especially those between Lord Rosebery and the Chinese Minister, Sieh Fuh-ch'êng in 1894, there is also full information to be gained from the native Chinese press which has quite recently published a *précis* of the whole Sino-British correspondence concerning the Hpi-maw or P'ien-ma question, including all the more important personal interviews at Peking with Sir Claude Macdonald, Sir Ernest Satow, Mr. Max Müller, Sir John Jordan, etc., and giving full particulars as to names of places, tribes, etc., in the contested Nmaikha region. P'ien-ma chief village itself (there are really five of them) is a little north (Lat. 26) of the direct high road from Ta-li Fu, across the Mékong and Salween rivers to the country of the Lissu "savages," and to a small river (tributary to the Nmaika, flowing east-north-east into it), called the Ngaw-chang Kha, or the Chinese Siao Kiang. The Chinese have always been anxious to possess navigation rights, even if only for "face" sake, over the Nmaikha, and thus over the main Irrawaddy down to Rangoon. But, just south of the above-mentioned Tali Fu high road, the Kaoli Kung range throws off a spur to the west, sometimes called the *Kaoliang*

Kung. The Chinese attempt to juggle diplomatically with this word and *Kaoli Kung*. All the maps, Chinese, Burmese, and European, mark the Sino-Burmese frontier, including the historical frontier gates, as being south of or at this *Kaoliang Kung* (or *Kaoli Kung* branch) watershed, which watershed divides off the *Nmaikha* from the admittedly Chinese *Upper Shwe-li*, *Upper Taping*, and *Upper "Tahor"* rivers. Moreover, every one of the Peking negotiators on both sides seems to have overlooked the important fact that Article 12 of the *Rosebery-Sieh Treaty* of 1894 expressly stipulated that, in return for certain British concessions in the *Wan-ting* and *Kokan* region (south-west of *Bhamo*), the Chinese would withdraw all claim to the "interstitial territory" (*K'ih-ti*) outside the *Momein* frontier—i.e., precisely all claim to the *P'ien-ma* aboriginal district they are making such a fuss about now. The *Yün Nan* Viceroy, *Li King-hi*, nephew of *Li Hung-chang*, was the man who, to Prince *K'ing's* disgust, raised the great *P'ien-ma* hullabaloo in 1910-11. He was, however, summarily ejected by the republicans in the winter of 1911-12, and escaped via *Tonguin* to Japan. He is now *Yüan Shih-k'ai's* President of the Government Council, and also President of various other schemes at Peking—undoubtedly a very able and persistent man. Probably it is he who has sent all the correspondence about *P'ien-ma* to the native press, in order that *Mr. Ivan Chên* (*Ch'ên I-fan*, the Chinese Commissioner at *Simla*) might have his hands strengthened by "public opinion"; but there is no public opinion on the subject in China apart from the traders of *Ta-li Fu* and *Momein* (i.e., the treaty-"port" of *T'êng-yüeh*). Moreover, the whole population of the *Upper Salween*, even in *Li-kiang Fu* and other genuinely Chinese places, consists of Tibetans, *Shans* (*Minkia*), *Mossus* (a peaceful Tibetoid tribe, with a hieroglyphical literature of their own), and *Lissus* (robber tribes mostly), none of whom do any caravan trade with the *Irrawaddy* basin. The chief danger to British India, if we

are foolish enough to give way, is the activity of the French in the Atuntse, Yetche, and general Upper Mékong region, where both travellers and missionaries are very industriously working. What with French railways and French "destiny" along the Mékong, they are certain sooner or later to make Franco-Chinese economic claims, unless we keep "all hands off" the Kaolikung watershed right up to Tibet.

Here, then, we have set before us Yüan Shih-k'ai's tasks in Manchuria, Mongolia, and Tibet, quite apart from the internal troubles caused by "White Wolf"; the personal dissensions amongst his own chosen lieutenants; the selfish intrigues of the crazy Canton cabal headed by Hwang Hing and Sun Yat-sen; the obstacles placed in the way of Sir R. Dane by the local governments; the eager offers of money by syndicates "on the make"; the instability of all the armies; the tightness of money; the hesitancy on the part of the provinces to send revenue to Peking; and the clamourings of offended Powers for "compensation" and "satisfaction." Truly the poor man has his task before him with a vengeance. But, like Lord Salisbury the elder when he shut himself up to work in peace and quietness at Hatfield, he says: "A man can only do a certain amount of work a day;" and, again like old Lord Salisbury, he bravely attempts to accomplish day by day what little he can, ignoring the howls of the *profanum vulgus* outside.

Signatur: *H. p.*Datum: *19. Sept. 1914***The North-China Herald (Shanghai)**Nr. *2458* vom *19. Sept.* 1914**PRESIDENT YUAN
SHIH-KAI.***Sept. 16.*

Although the greatness of events elsewhere has for some weeks distracted attention from China, the birthday congratulations offered to President Yuan Shih-kai to-day from well-wishers in all the world are none the less cordial. Few men in history have known a more remarkable career. The regal Viceroy, the anxious Grand-Secretary, the overwrought President—he has been a commanding figure in many varied scenes. What the strain upon him during the last three years must have been, only perhaps the President knows. His capacity for work is not less wonderful than his endurance, and although he has reached the age of fifty-six, Peking looks rather to extend his term of office than to find his successor. That fact is a deserved tribute to the outstanding feature of his policy. If, in details, President Yuan has been subjected to criticism, the broad current of his thought has in all circumstances been directed towards the interests of his fellow-countrymen. No one knows better than he how much they still stand in need of reform, a word which begins to have a wearisome sound in its glib application to China. But the fact remains that China is in such a position to-day as no one dreamed two years ago she would have reached, and the dignity and resource with which her rulers are striving to meet the undeserved calamity of the war in Europe are an example of what has been done for the efficiency of government in China. These thoughts may well be among the pleasantest of President Yuan's to-day.

Der Ostasiatische Lloyd (Shanghai)

Nr. *38* vom *25. Sept.* 191*4***Zurückgewiesene Geburtstagsgeschenke.**

Präsident Yüan-Shih-kai hat sich von jeher Geschenke seiner Untergebenen verbeten. Ein Gouverneur der ihm dennoch zu seinem Geburtstag Geschenke gemacht hat, sowie andere Ungenannte haben sich dadurch einen schweren öffentlichen Tadel zugezogen und alle jene Gaben zurückerhalten. Der Präsident führt aus, dass sich das Bringen von Geschenken in früheren Zeiten herausgebildet habe und der historische Grund für die Steuern und Abgaben gewesen sei. Später habe sich daraus die Unsitte gebildet, dass die Beamten solche Geschenke als Tribut gefordert hätten. Das aber käme einer Volksbe-
raubung gleich. Der Präsident findet in der Handlungsweise des Gouverneurs eine Unbarmherzigkeit gegen das arme notleidende Volk dem man, anstatt ihm derartige Geschenke abzuzwängen, sein Mitleid zu zeigen habe. Es überrascht mich, dass der Gouverneur und jene Anderen nichts von dem gehört haben, was der Präsident seiner Selbstachtung und Ehre für angemessen hält. Dazu auch gebe der hohe Beamte durch solche Misgriffe den unteren Beamten ein schlechtes Beispiel, und die Schäden der Verwaltung könnten dabei niemals verschwinden. Nachdem dann über dem Gouverneur schwerer Tadel und Rückstellung seiner Geburtstagsgeschenke verfügt ist, wird jeder militärische und Zivilbeamte verwarnt, ein ähnliches Handeln werde als Verletzung von Präsidialerlassen angesehen und geahndet werden.

Signatur: *H. P.*Datum: *31. Dez.* 191 *4*

Der Ostasiatische Lloyd (Shanghai)

Nr. *52* vom *31. Dez.* 191 *4***China.****Zum Himmelsopfer des Präsidenten.**

Das am 28sten Dezember vom Präsidenten Yüan-Shi-kai im Tempel des Himmels dargebrachte Opfer überragt bei Weitem seine Bedeutung als nur ein tägliches Erlebnis. Zum ersten Mal seit dem vieltausendjährigen Bestehen Chinas ist ein Mann aus dem Volk, den das Volk selbst durch Wahl zu seinem höchsten irdischen Führer erhoben hat, vor den Altar des Himmels getreten und hat den Segen des Himmels auf Volk und Regierung herabgefleht, eine Aufgabe, die in der vorrepublikanischen Zeit nur dem Kaiser, dem „Tientse“ (Sohn des Himmels) zustand. Und der Himmel sandte kein Strafgericht, er verkündete, als sich Präsident Yüan-Shi-kai im gepanzerten Automobil von seinem Palast nach dem Himmelstempel begab, mit Gewitterstürmen oder andern elementarischen Ereignissen keine unheilvollen Vorzeichen, sondern strahlte in dem herrlichsten Azur, und die Sonne vergoldete die ganze Stadt. Darin erblickt das Volk ein gutes Vorzeichen; es hat gesehen, dass der Vermittler zwischen ihm und dem Himmel auch ein schlichter Bürger sein kann, dem vom Himmel das Mandat zur Führung der Staatsgeschäfte übertragen worden ist. Die Zeremonie im Himmelstempel stand den früheren an Würde und Farbenpracht nicht nach, wenn auch eingefleischte Konfuzianer mit Grauen bemerkten, dass das „Kotou“ vor dem Altar vom Zeremonienamt gestrichen war. Präsident Yüan-Shi-kai trug ein eigens für das Opfer entworfenes Staatsgewand, das neue Gewand des Hohenpriesters der Republik. Es bestand aus roter Seide auf der zwölf symbolische Figuren in Gold eingestickt waren. Der eigenartig geformte Hut wurde unter dem Kinn durch ein rotes Seidenband zusammengehalten, der Hut war mit einer grossen und zwölf kleinen Perlen besetzt. Stellt man sich nun noch vor, dass der Himmelsaltar in blendendem Weiss strahlte, so ist das Bild wunderbarer Farbenkontraste fertig. Die Opferzeremonie war bis ins Kleinste durchdacht. Präsident Yüan-Shi-kai bestieg von Süden den Altar und führte auf Anruf des Zeremonienmeisters vier Verbeugungen in stehender Haltung aus. Zarte Musikklänge erfüllten den Raum Tempeldiener brachten auf einer Platte Haare und Blut eines Ochsen zum Opfern. Nachdem auch Seide als Opfer

dargebracht war, begann wieder die Tempelmusik. Der Präsident nahm einen gefüllten Kelch in beide Hände, hob ihn bis zu der Höhe seines Gesichts und stellte ihn auf den Altar. Ein Beamter verlas im Namen des Volkes das Himmelsgebet. Darauf kniete Yüan-Shi-kai nieder und verbeugte sich viermal, worauf das Hauptopfer stattfand. Im Namen des Volkes hob er eine Schale Wein und eine Platte mit Fleisch gen Himmel und tat dann das Gleiche mit grünem Jade. Die aus Seide, Wein, Getreide und Fleisch bestehenden Opfergaben wurden darauf verbrannt. Der Präsident schaute dieser Zeremonie von der Westseite des Altars zu und begab sich am Schluss der Verbrennung nach einem Pavillon zum Umkleiden. Das ganze Himmelsopfer dauerte etwa eine Stunde und vollzog sich in jeder Weise programmässig. Auch die Rückfahrt nach dem Palast verlief ohne Zwischenfall.

Der Ostasiatische Lloyd (Shanghai)

Nr. 52 vom 31. Dez. 1914

Das Himmelsopfer des Präsidenten
Yüan-Shih-kai.

Zu den erhabensten Gedanken, die dem neuen, schöpferischen Geist im jungen China entsprungen sind, gehört die vom Präsidenten geleitete Anbetung des Himmels zur Wintersonnenwende. Anknüpfend an die alten geheiligten Gebräuche in China, die dem Sohne des

Himmels, dem geweihten Vertreter des Volkes vor Gott, die hehre Pflicht auferlegten, zu gewissen Zeiten des Jahres dem Segen spendenden Himmel Opfer zu bringen und für das Volk zu beten, hat die junge Republik nicht gesäumt, dem Volk diesen Trost auch weiter zu gewähren und das Gefühl inniger Verbundenheit zwischen Gott und Menschen zum Ausdruck zu bringen. Von den ersten Regungen chinesischer Kultur ab und durch die Jahrtausende seiner Geschichte zeigt sich im Volk ein starkes Bewusstsein vom Gefühl der Abhängigkeit des Menschen vom Himmel. Der Himmel ist die höhere Ordnung aller Dinge, die weise und gütige Regierung des Weltalls, die lebende und Leben spendende Macht in allem, was da ist und wird. Himmel, Erde, Mensch ist die Dreifaltigkeit des chinesischen Volksglaubens. Ohne Himmel wäre die Erde nicht, und ohne die beiden ersten könnte der Mensch nicht sein. Die Erde trägt und nährt ihn, der Himmel schafft und bildet ihn. Alle Fasern des Lebens sind abhängig vom Himmel, alle festen Körper gehören zur Erde. Wenn man gleich bei dem Gedanken an den Himmel den Blick nach oben richtet, zum Vater des Lichts, von dem alle guten und vollkommenen Gaben kommen, so wird der Himmel doch am Reinsten und Sichersten in den Herzen der guten Menschen erkannt. Was hier waltet und webt und aus dem Urgrund der Gedanken zutage tritt, das ist der Himmel in seinem hehren Begriff. Hier wohnt die Liebe, die Güte, die Treue, Gerechtigkeit, Friede, Freude; ein fröhlicher Mut, die Mühsale des Lebens still zu überwinden, ein fester Wille, trotz aller Widerstreben das Gute unentwegt zu tun, die verborgene Kraft, täglich an die schweren Aufgaben des Lebens frisch heranzugehen und sie zu lösen. So ist der Himmel mit dem Menschen verkettet von Anbeginn bis zum Ende der Tage. Nicht nur im Menschen, auch im All ist der Himmel der Urgrund aller Bewegung, der alle Welten und Gestirne in harmonischem Einklang auf den unendlichen Bahnen hält. Hier spielen die Kräfte im weiten Raum, unfassbar dem Menschen auf seiner winzigen Erde; was er an Sternen und Erden und Welten erkennt, ist nur ein Saum von dem grossen Gewebe, das unausdenkbar in Zeit und Raum der ewige Himmel sich wirkt. Im Weltall gibt es keinen Stillstand, gibt es weder Tag noch Nacht, die Zeit ist da ungemessen, ohne Ende. Doch auf unserer Erde schuf der Himmel fassbare Ordnung: Tage vergehen und Jahre kehren wieder. Der Himmel hat der Erde feste Zeiten gesetzt, die sie auf ihrer schwebenden Bahn in rasend eilendem Lauf einhält bis zur feinsten Sekunde. Nach diesem Kreislauf wird das Jahr berechnet, der denkende Mensch kann teilen und herrschen; er hat die endlos fließende Zeit auf seiner Erde in feste messbare Formen gefasst, die unverrückbar Jahr und Tag bestimmen. Die Wintersonnenwende ist die frohe Botschaft zum neuen Jahr, das „Kehre wieder“ für das auf dem Meer der Vergangenheit verschwindende Schiffchen der Zeit. Zu der Stunde wendet sich die Erde in ihrem Lauf und strebt aufs neue dem sonnennahen Sommer zu. Sonnenwende feiern wir, Erdenwende meinen wir. In tragender Ruhe vollführt die Erde ihre weitschulende Schwenkung, damit der Mensch nichts merkt von dem rasenden Flug auf schwindelnder Bahn. Aber es ist den Glück in den Sternen suchenden Chinesen schon sehr früh gelungen, die Minute festzustellen, in der die Sonnenwende jährlich stattfindet. Beim Anblick

zuerst auf Bergen, wo man ihn anbetete, in der Meinung ihm auf den lichten Höhen näher zu sein. Fünf heilige Berge hat China, auf denen man, wie auf dem Berge Sinai, das „Antlitz“ Gottes wahrnehmen konnte; unter allen war und ist heute noch der Tai-shan in Shantung der gesuchteste Platz zur Anbetung. Als aber die Herrscher des Volkes, denen vor allen andern Menschen eine besondere Aufgabe zugefallen war, die Stellvertretung zwischen dem Volk und dem höchsten Wesen, dem Himmel des Weltalls, einnahmen, konnten sie nicht immer zur festgesetzten Stunde die heiligen Berge besteigen, deshalb baute man dem Himmel einen besonderen Anbetungsraum in dem der Vertreter des Volkes zu jeder Zeit beten und opfern konnte. Darum sind die „Himmels-tempel“ in China von grosser Bedeutung geworden; sie galten als ein besonderes Heiligtum, in dem nur der gesetzliche vom Volk als solchem anerkannte Vertreter des Volkes, der „Sohn des Himmels“ beten und opfern durfte. Dieses heilige Vorrecht hat sich kein Herrscher in China nehmen lassen. Nicht nur Lobsgaben und Dankesopfer brachte der Oberste des Volkes dar, sondern mit der Zeit war auch die Fürbitte für das Volk zu den heiligen Handlungen hinzugezogen. Der allgewaltige Himmel, der die Ordnung der Zeiten: Sonnenschein und Regen, Wind und Wetter in seiner Hand hatte, sollte namentlich dem Land ein gutes Jahr geben, Sonnenschein

und Regen so verteilen, dass die Arbeit der Landwirte dadurch günstig beeinflusst und gesegnet würde. Es ist bemerkenswert, wie in der chinesischen Sprache oft Regen und Feuchtigkeit gleichgesetzt sind mit Gnade und Güte. Eingedenk der langanhaltenden Trockenheiten, von denen uns die chinesische Geschichte berichtet, ist bei der sprühenden Hitze im Sommer der zeitige Regen eine Erquickung für alles Lebendige, die man als Güte des Himmels auffasst. Im chinesischen Volksbewusstsein hatte deshalb der Gedanke Wurzel gefasst, dass von den Gebeten seines obersten Vertreters das glückliche Jahr abhängig sei, dass sich in der rechtzeitigen und angemessenen Verteilung von Regen und Sonnenschein auf den wartenden Fluren das Wohlgefallen des Himmels offenbare, das er an dem jeweiligen Herrscher hatte. Wenn daher trockne Zeiten, Ueberschwemmungen, Misswachs und Notjahre eintraten, dann war es ein offenes Geheimnis, dass zwischen dem Sohn des Himmels und Gott etwas nicht in Ordnung sei; man nahm an, dass die jährlichen Opfer und Gebete wohl nicht mehr mit der nötigen Reinheit und Inbrunst dargebracht würden. Trotz der allmählichen Aufklärung, die in der chinesischen Gedankenwelt neuerdings Platz gegriffen hat, bleiben Verehrung und Anbetung des Himmels, Opfer und Fürbitten an Gott, die vom Vertreter des Volkes an festbestimmten Tagen des Jahres nach altem heiligen Brauch abgehalten werden müssen, im religiösen Bedürfnis als fester Kern unerschütterlich stehen. Nicht alle religiösen Bedürfnisse der verschiedenen Völker sind so ehrwürdig und so tief im Menschen und im Weltall begründet, wie die Anbetung und das Opfer zur Wintersonnenwende.

Als vor nunmehr drei Jahren der „Himmelssohn“ seinen ererbten Thron verlor und als gesetzlicher Vertreter vor Gott nicht mehr stehen konnte, fand sich zunächst niemand, der als geheiligter Vermittler zwischen dem Himmel und den Menschen hätte auftreten können. Von allzunüchternen Jüngern aus der Schule Kungs und von Leuten, denen durch ihr mehr modernes Studium das angeborene religiöse Bedürfnis verkümmert war, wurde die Anbetung des Himmels und die Opfer, die man in China bisher Gott dargebracht hatte, als etwas Unwesentliches, Abergläubisches angesehen, das man wie ein veraltetes, unpassendes Kleid abstreifen müsse. Die neuen Ideen von Staat und Gesellschaft sollten die Herzen erfüllen, und mit dem Feigenblatt der Naturwissenschaften wollte man seine religiöse Blöße decken. Allein diese

Das Himmelsopfer des Präsidenten

Yüan-Shih-kai.

Zu den erhabensten Gedanken, die dem neuen, schöpferischen Geist im jungen China entsprungen sind, gehört die vom Präsidenten geleitete Anbetung des Himmels zur Wintersonnenwende. Anknüpfend an die alten geheiligten Gebräuche in China, die dem Sohne des

Himmels, dem geweihten Vertreter des Volkes vor Gott, die hehre Pflicht auferlegten, zu gewissen Zeiten des Jahres dem Segen spendenden Himmel Opfer zu bringen und für das Volk zu beten, hat die junge Republik nicht gesäumt, dem Volk diesen Trost auch weiter zu gewähren und das Gefühl inniger Verbundenheit zwischen Gott und Menschen zum Ausdruck zu bringen. Von den ersten Regungen chinesischer Kultur ab und durch die Jahrtausende seiner Geschichte zeigt sich im Volk ein starkes Bewusstsein vom Gefühl der Abhängigkeit des Menschen vom Himmel. Der Himmel ist die höhere Ordnung aller Dinge, die weise und gütige Regierung des Weltalls, die lebende und Leben spendende Macht in allem, was da ist und wird. Himmel, Erde, Mensch ist die Dreifaltigkeit des chinesischen Volksglaubens. Ohne Himmel wäre die Erde nicht, und ohne die beiden ersten könnte der Mensch nicht sein. Die Erde trägt und nährt ihn, der Himmel schafft und bildet ihn. Alle Fasern des Lebens sind abhängig vom Himmel, alle festen Körper gehören zur Erde. Wenn man gleich bei dem Gedanken an den Himmel den Blick nach oben richtet, zum Vater des Lichts, von dem alle guten und vollkommenen Gaben kommen, so wird der Himmel doch am Reinsten und Sichersten in den Herzen der guten Menschen erkannt. Was hier waltet und webt und aus dem Urgrund der Gedanken zutage tritt, das ist der Himmel in seinem hehren Begriff. Hier wohnt die Liebe, die Güte, die Treue, Gerechtigkeit, Friede, Freude; ein fröhlicher Mut, die Mühsale des Lebens still zu überwinden, ein fester Wille, trotz aller Widerstrebungen das Gute unentwegt zu tun, die verborgene Kraft, täglich an die schweren Aufgaben des Lebens frisch heranzugehen und sie zu lösen. So ist der Himmel mit dem Menschen verkettet von Anbeginn bis zum Ende der Tage. Nicht nur im Menschen, auch im All ist der Himmel der Urgrund aller Bewegung, der alle Welten und Gestirne in harmonischem Einklang auf den unendlichen Bahnen hält. Hier spielen die Kräfte im weiten Raum, unfassbar dem Menschen auf seiner winzigen Erde; was er an Sternen und Erden und Welten erkennt, ist nur ein Saum von dem grossen Gewebe, das unausdenkbar in Zeit und Raum der ewige Himmel sich wirkt. Im Weltall gibt es keinen Stillstand, gibt es weder Tag noch Nacht, die Zeit ist da ungemessen, ohne Ende. Doch auf unsrer Erde schuf der Himmel festbare Ordnung: Tage vergehen und Jahre kehren wieder. Der Himmel hat der Erde feste Zeiten gesetzt, die sie auf ihrer schwebenden Bahn in rasend eilendem Lauf einhält bis zur feinsten Sekunde. Nach diesem Kreislauf wird das Jahr berechnet, der denkende Mensch kann teilen und herrschen; er hat die endlos fließende Zeit auf seiner Erde in feste messbare Formen gefasst, die unverrückbar Jahr und Tag bestimmen. Die Wintersonnenwende ist die frohe Botschaft zum neuen Jahr, das „Kehre wieder“ für das auf dem Meer der Vergangenheit verschwindende Schiffchen der Zeit. Zu der Stunde wendet sich die Erde in ihrem Lauf und strebt aufs neue dem sonnen nahen Sommer zu. Sonnenwende feiern wir, Erdenwende meinen wir. In tragender Ruhe vollfährt die Erde ihre weitschulende Schwenkung, damit der Mensch nichts merkt von dem rasenden Flug auf schwindelnder Bahn. Aber es ist den Glück in den Sternen suchenden Chinesen schon sehr früh gelungen, die Minute festzustellen, in der die Sonnenwende jährlich stattfindet. Beim Anblick dieser göttlichen Ordnung erwachte das Dankgefühl gegen den Himmel, der alles so wunderbar geordnet. Dann rief man sich Gott, der als ein anderer Ausdruck für „Himmel“, mit dem er wesensgleich ist, gelten mag,

zuerst auf Bergen, wo man ihn anbetete, in der Meinung ihm auf den lichten Höhen näher zu sein. Fünf heilige Berge hat China, auf denen man, wie auf dem Berge Sinai, das „Antlitz“ Gottes wahrnehmen konnte; unter allen war und ist heute noch der Tai-shan in Shantung der gesuchteste Platz zur Anbetung. Als aber die Herrscher des Volkes, denen vor allen andern Menschen eine besondere Aufgabe zugefallen war, die Stellvertretung zwischen dem Volk und dem höchsten Wesen, dem Himmel des Weltalls, einnahmen, konnten sie nicht immer zur festgesetzten Stunde die heiligen Berge bestiegen, deshalb baute man dem Himmel einen besonderen Anbetungsraum in dem der Vertreter des Volkes zu jeder Zeit beten und opfern konnte. Darum sind die „Himmels-tempel“ in China von grosser Bedeutung geworden; sie galten als ein besonderes Heiligtum, in dem nur der gesetzliche vom Volk als solchem anerkannte Vertreter des Volkes, der „Sohn des Himmels“ beten und opfern durfte. Dieses heilige Vorrecht hat sich kein Herrscher in China nehmen lassen. Nicht nur Lobsgaben und Dankesopfer brachte der Oberste des Volkes dar, sondern mit der Zeit war auch die Fürbitte für das Volk zu den heiligen Handlungen hinzugeetreten. Der allgewaltige Himmel, der die Ordnung der Zeiten: Sonnenschein und Regen, Wind und Wetter in seiner Hand hatte, sollte namentlich dem Land ein gutes Jahr geben, Sonnenschein

und Regen so verteilen, dass die Arbeit der Landwirte dadurch günstig beeinflusst und gesegnet würde. Es ist bemerkenswert, wie in der chinesischen Sprache oft Regen und Feuchtigkeit gleichgesetzt sind mit Gnade und Güte. Eingedenk der langanhaltenden Trockenheiten, von denen uns die chinesische Geschichte berichtet, ist bei der sprühenden Hitze im Sommer der zeitige Regen eine Erquickung für alles Lebendige, die man als Güte des Himmels auffasst. Im chinesischen Volkswusstsein hatte deshalb der Gedanke Wurzel gefasst, dass von den Gebeten seines obersten Vertreters das glückliche Jahr abhängig sei, dass sich in der rechtzeitigen und angemessenen Verteilung von Regen und Sonnenschein auf den wartenden Fluren das Wohlgefallen des Himmels offenbare, das er an dem jeweiligen Herrscher hatte. Wenn daher trockne Zeiten, Überschwemmungen, Missernte und Notjahre eintraten, dann war es ein offenes Geheimnis, dass zwischen dem Sohn des Himmels und Gott etwas nicht in Ordnung sei; man nahm an, dass die jährlichen Opfer und Gebete wohl nicht mehr mit der nötigen Reinheit und Inbrunst dargebracht würden. Trotz der allmählichen Aufklärung, die in der chinesischen Gedankenwelt neuerdings Platz gegriffen hat, bleiben Verehrung und Anbetung des Himmels, Opfer und Fürbitten an Gott, die vom Vertreter des Volkes an festbestimmten Tagen des Jahres nach altem heissen Brauch abgehalten werden müssen, im religiösen Bedürfnis als fester Kern unerschütterlich stehen. Nicht alle religiösen Bedürfnisse der verschiedenen Völker sind so ehrwürdig und so tief im Menschen und im Weltall begründet, wie die Anbetung und das Opfer zur Wintersonnenwende.

Als vor nunmehr drei Jahren der „Himmelssohn“ seinen ererbten Thron verlor und als gesetzlicher Vertreter vor Gott nicht mehr stehen konnte, fand sich zunächst niemand, der als geheiligter Vermittler zwischen dem Himmel und den Menschen hätte auftreten können. Von allzunüchternen Jüngern aus der Schule Kungs und von Leuten, denen durch ihr mehr modernes Studium das argeborne religiöse Bedürfnis verkümmert war, wurde die Anbetung des Himmels und die Opfer, die man in China bisher Gott dargebracht hatte, als etwas Unwesentliches, Abergläubisches angesehen, das man wie ein veraltetes, unpassendes Kleid abstreifen müsse. Die neuen Ideen von Staat und Gesellschaft sollten die Herzen erfüllen, und mit dem Feigenblatt der Naturwissenschaften wollte man seine religiöse Blöße decken. Allein diese Gedanken fanden keinen Anklang im Volk, sie spukten nur in den Köpfen weniger Neuerer, die da eiferten für ihr Volk, aber mit Unverstand. Die verantwortlichen Kreise merkten bald, dass dem religiösen Bedürfnis des Volkes Rechnung getragen werden müsse, wenn anders das

Staatswesen Bestand und das Volk für die neue Ordnung gewonnen werden sollte. Die allerhöchste Vertretung des Volkes, die unter dem angestammten Herrscherhaus früher dem „Sohn des Himmels“, dem jeweilig regierenden Fürsten zustand, musste auf den vom Volk gewählten Präsidenten übergehen. Hierin fanden Leute, deren das chinesische Empfinden fremd geblieben ist, eine Schwierigkeit, die nicht überbrückt werden könne. Wie sollte ein Mann, der nicht einem Herrscherhause entstamme, als „Sohn des Himmels“ vor Gott treten können, um die jährlichen Opfer darzubringen? Nun die verständigen Chinesen haben auf solche wirklich fremdländischen Einreden nichts gegeben; sie wissen, dass ein Herrscher nicht aus einem andern Teig geknetet ist, als seine Mitmenschen auch. Die chinesischen Könige haben trotz ihrer hochstehenden Abgeschlossenheit die Töchter ihres Landes je dennoch zu Gemahlinnen genommen; trennende Standesunterschiede hat es nie gegeben und niemand je geltend gemacht, dass eine Frau dem höchsten Adel entstammen müsse, wenn sie mit dem chinesischen Kaiser eine ebenbürtige Ehe eingehen wolle. Hierin schon lag ein Fingerzeig für die Lösung der Frage nach dem „Himmelsohn“, der die gültigen Opfer darbringen müsse. Nicht auf die Geburt kommt es an, noch auf Standesunterschiede gewisser Klassen im Volk, denn Kastengeist ist dem chinesischen Volk mit seiner vernünftigen Denkweise von jeher zuwider gewesen und daher fern geblieben. Zur Darbringung der Opfer ist am besten ein Mann befähigt, der nach dem Willen des Volkes an der Spitze des Staates steht. Er soll ja nicht für sich und seinen Herrscherthron opfern, sondern er soll dastehen als der Vertreter des Volkes, er handelt nicht in eigener Macht, sondern in Vollmacht, die ihm vom Volk kraft des Amtes übertragen worden ist. Darum ist der vom Volk gewählte Präsident mehr als irgend ein erblicher König, der vielfach nicht nach dem Willen des Volkes am Ruder des Staates steht, berechtigt und verpflichtet, die gesetzliche Vertretung des Volkes vor dem Höchsten vorzunehmen, als Vermittler zwischen Gott und dem Volk zu stehen. Nicht ein unbestimmbares geistiges Fluidum, dass von einem Herrscher auf den andern übergeht, macht es, sondern die Tüchtigkeit des Mannes in seinem Amt, eine Tüchtigkeit, die von den Volkskreisen, die ihn zum Vertreter gewählt haben, anerkannt worden ist. Dieser Gedanke, dass als „Sohn des Himmels“ der die jährlichen Opfer darzubringen hat, der jeweilige Präsident zu gelten hat, ist von den feinfühlenden Chinesen in weitschauender Fürsorge nun verwirklicht worden. Am Fest der Wintersonnenwende hat der Präsident Yüan-Shi-kai dem Himmel feierlichst geopfert und für das Volk, das ihn für sich an die Spitze gestellt hat, Fürbitte vor Gott getan. Damit ist ein tief gefühltes Bedürfnis im Volk befriedigt und die Stellung des Präsidenten befestigt worden.

Der Ostasiatische Lloyd (Shanghai)

Nr. *2* vom *15. Jan.* 1915.

Wer beeinflusst Yüan-Shi kai?

Unser Peking-Mitarbeiter schreibt:

Nachdem der Präsident Yüan-Shi-kai mit dem Einfluss, den er seiner Zeit durch Tang-Shao-yi über sich gewinnen liess, recht trübe Erfahrungen gemacht hatte, kann man eigentlich nicht sagen, dass es seitdem irgend einer Persönlichkeit in der Umgebung des Präsidenten gelungen ist, irgendwie bedeutend hervorzutreten und irgendwelche Macht über ihn zu erlangen. Versucht haben es viele. Da war in der ersten Zeit des Wiedererscheinens Yüan-Shi-kais auf der politischen Bildfläche der Admiral Tsai-Ting-an, der sich sogar in alter Anhänglichkeit an Yüan-Shi-kai mit der Scheere nahte und ihm nach vorheriger Genehmigung den Zopf abschnitt. Dann schien für einige Zeit der Kriegsminister Tuan-Chi-jui etwas mehr vor den andern um Yüan-Shi-kai hervorzutreten, bis die Nähe dem hohen Herrn zu fühlbar wurde und die Versetzung des Kriegsministers nach Honan erfolgte, um „den weissen Wolf zu jagen.“ Auf nur kurze Zeit erschien ein Vetter Yüan-Shi-kais, der ehemalige Gouverneur von Honan, Chang-Chen-fang; er gelangte zu einiger Macht in der Nähe des Präsidenten, bis andere ihn wieder ablösten. Sie alle wurden aber lange Zeit von dem Finanzgenie Liang-Shi-yi überstrahlt, der als langjähriger Generalsekretär des Präsidenten, sein Büro im Palast unmittelbar vor der Schwelle des Arbeitszimmers Yüan-Shi-kais aufgeschlagen hatte und wie ein Cerberus seinen Gott bewachte. Niemand hatte damals Zutritt zu Yüan-Shi-kai ohne Wissen Liang-Shi-yis und Alles ging durch seine Hand. Aber auch er wurde schliesslich vom Präsident wie eine lästige Mücke abgeschüttelt. Nun sitzt Liang fern vom Schuss im Shui-wu-chu und darf nur noch regelmässig an drei Tagen der Woche vor dem Präsidenten zum Vortrag erscheinen. In letzter Zeit ist es ihm allerdings durch seine Bemühungen und wirklichen Erfolge um die innere Anleihe wieder gelungen, dem Präsidenten näher zu kommen; die Verleihung der ihm unlängst zugehenden höchsten Ordensauszeichnung (Chiaho mit Brillanten) hat er aber durch einen vertrauten Freund im Präsidialbüro zu vereiteln gewusst, um nicht wieder der Gegenstand des Neides und der Anfeindung seiner Feinde zu werden. Dieser vertraute Freund im Palast ist ein naher Verwandter des Präsidenten, ein Sohn seines jüngeren Bruders, Namens Yüan-Hai-kuan, der zwar von Amtswegen keine so sehr hohe Stellung bekleidet, da er nur Chef des Intendanturwesens ist, der aber zur Zeit insofern eine grosse Vertrauensstellung bei seinem Onkel einnimmt, als er Chef der Geheimschatulle des Präsidenten ist und ihm die Rechnung über die Ausgaben im Präsidialbüro führt, die nicht im Etat erscheinen. An sich der Militärabteilung des Präsidialbüros zugeteilt, ist Yüan-Hai-kuan aber mehr Finanzman und sein Onkel scheint ihm blindlings zu vertrauen. In seinem Aussehen hat der Neffe mit seinem Onkel auch grosse Ähnlichkeit, ebenso im Wesen, was Energie und Verschlagenheit betrifft. Zur Zeit ist Yüan-Hai-Kuan eine aufgehender Stern im Präsidialpalast, während Liang-Shi-yi, Tuan-Chi-jui und die anderen heute mehr von ihrem einstigen Einflusse zehren. Aber auch diese Grösse wird nur einige Zeit um das Licht hastig herumflattern, bald zu eifrig werden und

schliesslich so nahe kommen, dass sie sich schleunigst wie ihre Vorgänger mit verbauchten Flügeln traurig wird zurückziehen müssen. Denn Yüan-Shi-kai lässt sich von Niemandem mehr auf längere Zeit beeinflussen, dazu ist er ein zu starker und zu fertiger Charakter.

Rheinisch-Westfälische Zeitung (Essen)

Nr. 129 vom 15. Febr. 1915

Vom Präsidenten Juanschkikai.

£ London, 10. Februar.

Unter der Aufschrift „Präsident Juanschkikai als Hohepriester“ veröffentlicht die „Times“ folgende bemerkenswerten Ausführungen ihres Peking-Mitarbeiters:

„Zum ersten Male seit der Abtänkung der Mandschus wurde am 23. Dezember am Hochaltar des Tien Tan in Peking der Gottesdienst der Wintersonnenwende abgehalten. Zum ersten Male in der Geschichte von Chinas orthodoxer Staatsreligion, sicherlich zum ersten Male seit der klassischen Wiedergeburt der Handynastie, war das chinesische Volk an diesem Hochaltar vertreten durch einen, der nicht ein Anrecht auf den Drachenthron hat. Dieses hochbedeutsame Ereignis hat nur wenig Beachtung in Europa gefunden, das mit seinen eigenen ernststen Angelegenheiten beschäftigt ist, und in China werden solche Sachen nicht öffentlich behandelt. Doch würde es unklug sein, zu behaupten, daß Juanschkikais Erscheinen als Hohepriester und die Vollziehung uralter Riten, die bis jetzt das alleinige Vorrecht des Sohnes des Himmels waren, auf die Gemüter seiner Landsleute nicht einen tiefen Eindruck machen müssen. Die große Masse des Volkes, und besonders die Landbevölkerung, wird den als Kaiser oder Regenten unzweifelhaft betrachten, der sich die Würden der Herrschaft an einer der meist geheiligten Stellen geheiligt durch die Geister der abgeschiedenen Kaiser, zugeeignet hat. Gewohnt, den kaiserlichen Gottesdienst von Schanati in seiner erhabenen Einfachheit als den höchsten Ausdruck der nationalen Vorfahrenverehrung zu betrachten, und da von Natur aus außerordentlich abergläubisch, wird das chinesische Volk mit dieser Herstellung der tiefsymbolischen Zeremonien im Tempel des Himmels einverstanden sein. Dem Volk wird es nichts ausmachen, daß dieser, der da als Hohepriester und Vermittler steht, einen neuen und fremden Titel führt, daß infolge innerer Streitigkeiten der Drachenthron noch immer leer steht, alle diese Dinge werden sich schon in guten Zeiten ordnen. Aber daß drei Jahre lang die heiligen Riten der Wintersonnenwende durch das herrschende Staatsoberhaupt vernachlässigt werden, darin liegt eine Herausforderung der Mache des Himmels und eine ständige Gefahr.“

Was Jungchina anbelangt, so sagt es da, wo es übrigens noch laut werden kann, daß trotz der Nichteinhaltung dieser nationalen Zeremonien, der Himmel doch nicht eingefallen ist. In der Tat, wenn Jungchina den Weg zu dem neuen Himmel und der neuen Erde seiner politischen Träume hätte anbahnen dürfen, würde es diese geheiligten Gebräuche mit ihrem Schatz von alten Erinnerungen achtlos beiseite geworfen haben. Denn haben sie nicht damals vorgeschlagen, das Land um den Tempel herum in eine Musterfarm umzuwandeln? Doch solche Tage sind jetzt vorüber, und nun ist man wieder zur klassischen Orthodoxie zurückgekehrt, und all diese weltlichen Einrichtungen werden nun verpönt, die vor drei Jahren als das Höchste galten.

Heute ist die Hauptfrage: was bezweckt Juanschkikai durch solche Handlungen? Beim Stellen dieser Frage ist der Eingeweihte in Peking nicht sonderlich berührt von der Tragikomödie, die neulich unter dem Namen eines Anschlages für die Wiederaufrichtung des Kaisertums aufgeführt wurde. Noch weniger von der Rolle, die der Präsident darin gespielt hat. Wenn man die Zeichen der Zeit versteht und dann diese Wiederbelebung der kaiserlichen Anbetung im Tempel des Himmels betrachtet, so hat die Tatsache Bedeutung, daß die

Zung nach Peking angeordnet hat und daß dieser Meister der politischen Verschlagenheit dazu ausersehen ist, dem alten Shih Hsu als Vormund des jungen Kaisers zu folgen und so der Hauptvermittler zwischen dem Hof und der republikanischen Regierung zu werden. Bedeutungsvoll ist auch die Nachricht, daß Herzog Tsai Tse und andere Mandschuprinzen wieder in das offizielle Leben treten wollen, „um die Gemüter der Mandschubevölkerung zu beruhigen“. In anderen Worten, Juanschkikais Auftreten als Pontifex Maximus wird dahin gedeutet, daß von einem Republikanismus wenig übrig bleibt; nur der Schall eines leeren Namens.

Doch, was auch die Politiker oder das niedrige Volk von des Präsidenten Absichten dachten, als er dort im Tempel des Himmels auftrat, die Art, wie die feierlichen Zeremonien der Sonnenwendfeier vor sich gingen, müssen nicht wenig die kaiserlichen Schatten, die dort an dem Brunnen der Läuterung wandeln, aufgerüttelt und nicht wenig den Geist der stolzen und immer die äußeren Formen beachtenden Kaiserin-Mutter Tzu Hsi ergrimmt haben. Denn die erhabene Ehrwürdigkeit und bedächtige Genauigkeit der Ritusvorschriften, durch Jahrhunderte hindurch unversehrt erhalten, wurden schwer beeinträchtigt durch die deutliche Furcht des Präsidenten vor einer Ermordung. Es ist eine Ironie der Weltgeschichte, daß der „erwählte“ Vertreter des Volkes, befreit von der Mandschuherrschaft, täglich mehr in Gefahr schwebt als selbst der entartete Mandschukaiser.

So fändig fürchtet der Präsident die Mache Jungchinas, daß er heute in seinem Palast, der früheren Residenz des Kaisers Kuang Hsu, ebenso bewacht und ebenso verschlossen lebt, als der unglückliche Monarch. Seine Ausfahrten sind nur gering an Zahl und immer in größter Schnelligkeit inmitten einer Reihe von Geheimagenten und aufgeflossenen Bajonetten. Um ihn gegen die Anschläge seiner Feinde zu schützen, ist keine Vorkehrungsmäßregel außer acht gelassen. Daher benutzt er auch nicht mehr die altehrwürdige Sänfte mit ihren langsam daherschreitenden Maulseulen, sondern er fährt zum Tempel des Himmels in einem gepanzerten Motowagen. Schatten des Chien Lung und der heiligen Toten! In den heiligen Hain, im Angesicht des Weißen Altars, dessen einfache Größe so ebel die philosophische Ehrwürdigkeit von Chinas alter Kultur vorstellt, kommt der Gesetzgeber der Republik eingefahren, als ob es zum Schlachtfeld ginge! Nichts gilt ihm die Nacht, die in Fasten durchwacht sein soll, nichts sind ihm die langandauernden Zeremonien, die in vergangenen Tagen der letzten Anrufung des Himmels vorangingen. Der Präsident verließ seinen Palast kurz nach 7 und war um 1/29 wieder zurück, dahergaloppierend zwischen einer Mauer von Stahl. Die Opferung des schwarzen Stiers ist unterblieben und andere Teile der Zeremonien sind abgekürzt worden. Das Erhabene der Feier liegt unter der Haat. Denn inmitten dieser Zeremonien lag der Schatten von Jungchinas Anschlägen und die Gefahr eines gewaltigen Todes. Die Gewänder des Präsidenten-Hohepriesters und seines Gefolges glänzten im Lichte der Morgensonne; die Opferungsmusik, die vorgeschriebenen Waschungen und die feierlichen Handlungen des symbolischen Ritus, alles ging seinen Weg; aber in den Grenzen der Zeit, zu diesem Zweck von Juanschkikai festgesetzt. Aber im Hintergrunde, an Jungchinas Gefahr erinnernd, stand der gepanzerte Motowagen auf der stillen kaiserlichen Straße.“

Die Beobachtungen sind die eines Engländers, also eines Gegners Juanschkikais, aber immerhin bemerkenswert.

Vom Präsidenten Juanschikai.

£ London, 10. Februar.

Unter der Aufschrift „Präsident Juanschikai als Hohenpriester“ veröffentlicht die „Times“ folgende bemerkenswerten Ausführungen ihres Peking-Mitarbeiters:

„Zum ersten Male seit der Abdankung der Mandschus wurde am 23. Dezember am Hochaltar des Tien Tan in Peking der Gottesdienst der Wintersonnenwende abgehalten. Zum ersten Male in der Geschichte von Chinas orthodoxer Staatsreligion, sicherlich zum ersten Male seit der klassischen Wiedergeburt der Handynastie, war das chinesische Volk an diesem Hochaltar vertreten durch einen, der nicht ein Anrecht auf den Drachenthron hat. Dieses hochbedeutsame Ereignis hat nur wenig Beachtung in Europa gefunden, das mit seinen eigenen ernstesten Angelegenheiten beschäftigt ist, und in China werden solche Sachen nicht öffentlich behandelt. Doch würde es unklug sein, zu behaupten, daß Juanschikais Erscheinen als Hohenpriester und die Vollziehung uralter Riten, die bis jetzt das alleinige Vorrecht des Sohnes des Himmels waren, auf die Gemüter seiner Landsleute nicht einen tiefen Eindruck machen müssen. Die große Masse des Volkes, und besonders die Landbevölkerung, wird den als Kaiser oder Regenten unzweifelhaft betrachten, der sich die Würden der Herrschaft an einer der meist geheiligten Stellen geheiligt durch die Geister der abgestiegenen Kaiser, zugeeignet hat. Gewohnt, den kaiserlichen Gottesdienst von Shangti in seiner erhabenen Einfachheit als den höchsten Ausdruck der nationalen Vorfahrenverehrung zu betrachten, und da von Natur aus außerordentlich abergläubisch, wird das chinesische Volk mit dieser Herstellung der tiefsymbolischen Zeremonien im Tempel des Himmels einverstanden sein. Dem Volk wird es nichts ausmachen, daß dieser, der da als Hohenpriester und Vermittler steht, einen neuen und fremden Titel führt, daß infolge innerer Streitigkeiten der Drachenthron noch immer leer steht, alle diese Dinge werden sich schon in guten Zeiten ordnen. Aber daß drei Jahre lang die heiligen Riten der Wintersonnenwende durch das herrschende Staatsoberhaupt vernachlässigt werden, darin liegt eine Herausforderung der Mache des Himmels und eine ständige Gefahr.“

Was Jungchina anbelangt, so sagt es da, wo es übrigens noch laut werden kann, daß trotz der Nichteinhaltung dieser nationalen Zeremonien, der Himmel doch nicht eingefallen ist. In der Tat, wenn Jungchina den Weg zu dem neuen Himmel und der neuen Erde seiner politischen Träume hätte anbahnen dürfen, würde es diese geheiligten Gebräuche mit ihrem Schatz von alten Erinnerungen achtlos beiseite geworfen haben. Denn haben sie nicht damals vorgeschlagen, das Land um den Tempel herum in eine Musterfarm umzuwandeln? Doch solche Tage sind jetzt vorüber, und nun ist man wieder zur klassischen Orthodoxie zurückgekehrt, und all diese westlichen Einrichtungen werden nun verpönt, die vor drei Jahren als das höchste galten.

Heute ist die Hauptfrage: was bezweckt Juanschikai durch solche Handlungen? Beim Stellen dieser Frage ist der Eingeweihte in Peking nicht sonderlich berührt von der Tragikomödie, die neulich unter dem Namen eines Anschlages für die Wiederaufrichtung des Kaisertums aufgeführt wurde. Noch weniger von der Rolle, die der Präsident darin gespielt hat. Wenn man die Zeichen der Zeit versteht und dann diese Wiederbelebung der kaiserlichen Anbetung im Tempel des Himmels betrachtet, so hat die Tatsache Bedeutung, daß die kaiserliche Konkubine Chin Fei, die Rückkehr des Prinzen Na

Lung nach Peking angeordnet hat und daß dieser Meister der politischen Verschlagenheit dazu ausersehen ist, dem alten Shih Hsu als Vormund des jungen Kaisers zu folgen und so der Hauptvermittler zwischen dem Hof und der republikanischen Regierung zu werden. Bedeutungsvoll ist auch die Nachricht, daß Herzog Tsai Tse und andere Mandschuprinzen wieder in das offizielle Leben treten wollen, „um die Gemüter der Mandschubevölkerung zu beruhigen“. In anderen Worten, Juanschikais Auftreten als Pontifex Maximus wird dahin gedeutet, daß von einem Republikanismus wenig übrig bleibt; nur der Schall eines leeren Namens.

Doch, was auch die Politiker oder das niedrige Volk von des Präsidenten Absichten dachten, als er dort im Tempel des Himmels auftrat, die Art, wie die feierlichen Zeremonien der Sonnenwendfeier vor sich gingen, müssen nicht wenig die kaiserlichen Schatten, die dort an dem Brunnen der Läuterung wandeln, aufgerüttelt und nicht wenig den Geist der stolzen und immer die äußeren Formen beachtenden Kaiserin-Mutter Tzu Hsi ergrimmt haben. Denn die erhabene Ehrwürdigkeit und bedächtige Genauigkeit der Ritusvorschriften, durch Jahrhunderte hindurch unbeschädigt erhalten, wurden schwer beeinträchtigt durch die deutliche Furcht des Präsidenten vor einer Ermordung. Es ist eine Ironie der Weltgeschichte, daß der „erwählte“ Vertreter des Volkes, befreit von der Mandschuherrschaft, täglich mehr in Gefahr schwebt als selbst der entartete Herrscher der Mandschukaiser.

So fändig fürchtet der Präsident die Mache Jungchinas, daß er heute in seinem Palast, der früheren Residenz des Kaisers Kuang Hsu, ebenso bewacht und ebenso verschlossen lebt, als der unglückliche Monarch. Seine Ausfahrten sind nur gering an Zahl und immer in größter Schnelligkeit inmitten einer Reihe von Geheimagenten und aufgepflanzten Majonetten. Um ihn gegen die Anschläge seiner Feinde zu schützen, ist keine Vorsichtsmaßregel außer acht gelassen. Daher benutzt er auch nicht mehr die altehrwürdige Sänfte mit ihren langsam daherschreitenden Mauleseln, sondern er fährt zum Tempel des Himmels in einem gepanzerten Motowagen. Schatten des Chien Lung und der heiligen Toten! In den heiligen Hain, im Angesicht des Weißen Altars, dessen einfache Größe so edel die philosophische Ehrwürdigkeit von Chinas alter Kultur vorstellt, kommt der Gesetzgeber der Republik eingefahren, als ob es zum Schlachtfeld ginge! Nichts gilt ihm die Nacht, die in Fasten durchwacht sein soll, nichts sind ihm die langandauernden Zeremonien, die in vergangenen Tagen der letzten Anrufung des Himmels vorangingen. Der Präsident verließ seinen Palast kurz nach 7 und war um 1/2 8 wieder zurück, daherjagend zwischen einer Mauer von Stahl. Die Opferung des schwarzen Stiers ist unterblieben und andere Teile der Zeremonien sind abgekürzt worden. Das Erhabene der Feier litt unter der Hast. Denn inmitten dieser Zeremonien lag der Schatten von Jungchinas Anschlägen und die Gefahr eines gewalttätigen Todes. Die Gewänder des Präsidenten-Hohenpriesters und seines Gefolges glänzten im Lichte der Morgen Sonne; die Opferungsmusik, die vorgeschriebenen Waschungen und die feierlichen Handlungen des symbolischen Ritus, alles ging seinen Weg; aber in den Grenzen der Zeit, zu diesem Zweck von Juanschikai festgesetzt. Aber im Hintergrunde, an Jungchinas Gefahr erinnernd, stand der gepanzerte Motowagen auf der stillen kaiserlichen Straße.“

Die Beobachtungen sind die eines Engländer, also eines Gegners Juanschikais, aber immerhin bemerkenswert.

Zentralstelle des
Hamburgischen Kolonialinstituts.

Signatur: *H p*

Datum: 12. Dez 1915

Vorische Zeitung (Berlin)

No 634 vom 12. Dez 1915.

Verlagsverträge Nr. 20 für Dezember 1915

Nachdruck
sämtlicher Artikel verboten.

Berlin, 12. Dezember 1915.

Redakteur:
Prof. Dr. Alfred Maas in Berlin.

Yuansehkikai.

Von

Erich v. Salzmänn.

Die Tragikomödie der chinesischen Republik, die die bisher verflochtenen 3 1/2 Jahre der neuen Staatsform darstellt, scheint sich nach den spärlich darüber vorliegenden Nachrichten ihrem Ende zuzuneigen. Alles deutet zurzeit darauf hin, daß eine Reaktion in gutem Sinne einsetzt und das Volk eine neue Spitze, d. h. einen neuen Vermittler zwischen sich und dem „zürnenden Himmel“ haben will, und daß ein neuer Kaiser im Kommen ist. Das beste wäre es schon für China, und der geeignete Mann dazu ist vorhanden, nämlich der jetzige Präsident Yuansehkikai.

Am 10. Oktober 1913 hat Yuansehkikai den Eid auf die Verfassung als 1. Präsident der Republik abgelegt, was ihn völkerrechtlich den Souveränen der großen Monarchien und den Präsidenten anderer Republiken gleichstellt. Er ist eine der merkwürdigsten Erscheinungen in der Geschichte Ostasiens, und man versucht ihn schon heute mit Cromwell, mit Napoleon und Hideyoschi gleichzustellen, und die in ihrer Lobhudelei stets über alles Maß und Ziel hinausschießenden Amerikaner stellen ihn heute genau so, wie sie es übrigens mit dem großen Revolutionär Sunyatsen taten, einem Cäsar, Washington und sogar einem Friedrich dem Großen und Bismarck gleich. Es ist ihm gelungen, dem Lande in den letzten zwei Jahren die Ruhe zu erhalten, es scheint Yuansehkikai sogar zu gelingen, organisch aufbauend die festen Formen zu schaffen, in denen das Land sich für Jahrhunderte hinaus ungestört entwickeln kann. Allerdings schwankt sein Charakterbild noch allzusehr in den Wirren der chinesischen Parteigeschichte, und wir können auch noch zu wenig Kenntnis aus den zeitgenössischen Quellen schöpfen, um heute schon mit einiger Sicherheit sagen zu können, ob ihm der große Wurf, d. h. die Besteigung des Drachenthrones so vieler, innerhalb vier Jahrtausenden vergangener Dynastien gelingen wird.

In jedem Falle ist Yuansehkikai kein hochgekommener Glücksritter, sondern ein Mann, der seine Erfolge der eigenen Kraft verdankt. Yuansehkikai wurde am 20. September 1859 als der Sohn eines kleinen Beamten mit großer Familie und recht bescheidenem Einkommen in Tschangying in der Provinz Honan geboren. Man kann sagen, daß sich in dieser Provinz echt chinesische Kultur und Rasse am reinsten erhalten haben. Ich möchte fast den Honanesen mit dem Brandenburger des Reiches vergleichen. Der Honanese mag langsamer im Erfassen von Neuem sein, er ist aber auch zäher im Ueberwinden von Widerständen und steht in jedem Falle fester auf dem Boden der Wirklichkeit als der phantasievolle Kantonese, das Produkt seiner halbtropischen Umgebung, oder wie der weiche Anwohner des unteren Yangtsestromes. Letztere beide ein wenig angenehmer Typ Mensch. Auch mit den fanatischen Bewohnern Hunans und Szechuans ebenso wenig wie mit den rückständigen, meist mohammedanischen Leuten aus Schansi und Schensi und Kanfu ist der Honanese zu vergleichen. Yuan hat übrigens vier Brüder, die alle noch leben, und es ist typisch für diesen Mann, der in seinem Leben persönlich nie große Reichtümer sammelte, daß er ganz gegen uralte chinesische Gewohnheit, seine nächsten Anverwandten nicht einmal in die arroken Sinekuren des Reiches eingesetzt

hatte, ließ ihn nun im Trockenen sitzen, ein anderer Onkel nahm ihn als Privatsekretär an, und diesen überraschte er durch seine Anlagen zu organisatorischer Verwaltungstätigkeit. 1879 gelang es ihm zum zweitenmal durch daselbe Examen durchzufallen. Man sagte ihm damals die Worte nach: „Große Männer sind dazu da, sich auf dem Schlachtfelde zu bewähren, die Ordnung im Innern des Landes aufrechtzuerhalten und fremde Länder zu erobern. Ich habe nun genug Zeit mit Verfechtungen und zeitraubenden Aufträgen verloren, das ist nichts für mich.“

Er blieb dadurch verschont vor dem typischen Hochmut des Zivilbeamten gegenüber dem Offizier, dem Gewerbetreibenden und dem Landmann. Yuan trat nun als gemeiner Soldat in das Heer, da ihm nach damaligen Begriffen einfach nichts anderes übrigblieb. Er rückte rasch in höhere Dienstgrade auf und kam nach Tientsin, wo er dem großen Vizekönig Lihungtschang auffiel. Dieser schickte ihn 1882 mit einer Besatzungstruppe nach Korea, wo er volle 12 Jahre blieb. Schon 1885 wurde er, 26 Jahre alt, Chinas Resident in Seoul und stand damit in der Mitte der Intrigen, die sich unter Chinesen, Japanern und Russen gleichmäßig abspielten, die alle auf den Besitz des Landes der Morgenruhe spekulierten. Das brachte ihn damals in scharfen Gegensatz zu den Japanern, die ihm noch heute vorwerfen, er habe 1894 den Ausbruch des Vaters der Königin veranlaßt, sei also der eigentliche Urheber des Krieges zwischen China und Japan. Er wurde damals abberufen, diente noch einige Zeit unter dem damals in Ungnade fallenden Lihungtschang und später unter Junglu, dem Vertrauten der Kaiserin-Witwe, dem leiblichen Vater der leiblichen Mutter, das muß man in China hinzufügen, des 1912 abgesetzten kleinen Kaisers. 1898, das Jahr des Staatsstreiches, wurde Yuansehkikais Schicksalsstunde. Der Kaiser Kuanghsü plante damals mit den kantonesischen Reformern Kangyuwei und Lianghsichau durchgreifende Umänderungen, ungefähr so, wie sie die letzte Revolution dann mit sich gebracht hat. Hierzu sollte Yuansehkikai mit seinen Truppen in erster Linie Junglu entwerfen und töten und zweitens die Uebermacht der Kaiserin-Witwe dadurch brechen, daß man sie gefangen setzte. Yuansehkikai fuhr nach einer letzten Audienz beim Kaiser nach Tientsin und trat in Junglus Audienzzimmer im vizeköniglichen Palais ein, der ihn mit den Worten empfing: „Ich weiß, daß Du mit dem Kaiser und Kangyuwei beraten hast, und weiß, was Ihr vorhabt.“ Yuan war schnell gefaßt, niemand vermag heute zu sagen, was in seinem Kopf damals vorgegangen sein mag. Er antwortete sehr schnell: „Ja, aber eben deswegen bin ich heute hierher gekommen, um mit Dir die Truppen nach Peking zu führen und die Kaiserin-Witwe zu retten.“

So verriet Yuansehkikai seinen Kaiser und gab seinen ganzen Anschlag preis. Heute sind die Reformen, die damals die Gruppe von Kuanghsü plante, durch die formvollendeten Schriften Lianghsichaus Gemeingut des ganzen Volkes geworden. Abgesehen von der republikanischen Staatsform bilden sie ungefähr die Grundlage, auf der das Programm

Yuan Shikai.

Von

Erich v. Salzmänn.

Die Tragikomödie der chinesischen Republik, die die bisher verflossenen 3½ Jahre der neuen Staatsform darstellt, scheint sich nach den spärlich darüber vorliegenden Nachrichten ihrem Ende zuzuneigen. Alles deutet zurzeit darauf hin, daß eine Reaktion in gutem Sinne einsetzt und das Volk eine neue Spitze, d. h. einen neuen Vermittler zwischen sich und dem „zürnenden Himmel“ haben will, und daß ein neuer Kaiser im Kommen ist. Das beste wäre es schon für China, und der geeignete Mann dazu ist vorhanden, nämlich der jetzige Präsident Yuan Shikai.

Am 10. Oktober 1913 hat Yuan Shikai den Eid auf die Verfassung als 1. Präsident der Republik abgelegt, was ihn völkerrechtlich den Souveränen der großen Monarchien und den Präsidenten anderer Republiken gleichstellt. Er ist eine der merkwürdigsten Erscheinungen in der Geschichte Ostasiens, und man versucht ihn schon heute mit Cromwell, mit Napoleon und Hideyoshi gleichzustellen, und die in ihrer Vohhubelei stets über alles Maß und Ziel hinauschießenden Amerikaner stellen ihn heute genau so, wie sie es übrigens mit dem großen Revolutionär Sunyatsen taten, einem Cäsar, Washington und sogar einem Friedrich dem Großen und Bismarck gleich. Es ist ihm gelungen, dem Lande in den letzten zwei Jahren die Ruhe zu erhalten, es scheint Yuan Shikai sogar zu gelingen, organisch aufbauend die festen Formen zu schaffen, in denen das Land sich für Jahrhunderte hinaus ungestört entwickeln kann. Allerdings schwankt sein Charakterbild noch allzusehr in den Wirren der chinesischen Parteigeschichte, und wir können auch noch zu wenig Kenntnis aus den zeitgenössischen Quellen schöpfen, um heute schon mit einiger Sicherheit sagen zu können, ob ihm der große Wurf, d. h. die Besteigung des Drachenthrones so vieler, innerhalb vier Jahrtausenden vergangener Dynastien gelingen wird.

In jedem Falle ist Yuan Shikai kein hochgekommener Glücksritter, sondern ein Mann, der seine Erfolge der eigenen Kraft verdankt. Yuan Shikai wurde am 20. September 1859 als der Sohn eines kleinen Beamten mit großer Familie und recht bescheidenem Einkommen in Tschangning in der Provinz Honan geboren. Man kann sagen, daß sich in dieser Provinz echt chinesische Kultur und Rasse am reinsten erhalten haben. Ich möchte fast den Honanesen mit dem Brandenburger des Reiches vergleichen. Der Honanese mag langsamer im Erfassen von Neuem sein, er ist aber auch zäher im Ueberwinden von Widerständen und steht in jedem Falle fester auf dem Boden der Wirklichkeit als der phantasievolle Kantonese, das Produkt seiner halbtropischen Umgebung, oder wie der weiche Anwohner des unteren Yangtsestromes. Letztere beide ein wenig angenehmer Typ Mensch. Auch mit den fanatischen Bewohnern Hunans und Szechuans ebensowenig wie mit den rückständigen, meist mohammedanischen Leuten aus Schansi und Schensi und Kansu ist der Honanese zu vergleichen. Yuan hat übrigens vier Brüder, die alle noch leben, und es ist typisch für diesen Mann, der in seinem Leben persönlich nie große Reichtümer sammelte, daß er ganz gegen uralte chinesische Gewohnheit, seine nächsten Anverwandten nicht einmal in die großen Sinikuren des Reiches eingefügt hat. Yuans Vater und Adoptivvater starben, als er noch mitten in seinen Studien war, Studien, die damals noch unumgänglich waren, um überhaupt vorwärts zu kommen. Die altklassische literarische Bildung hat es trotzdem nicht vermocht, diesem Mann den Blick für die Bedürfnisse des praktischen Lebens zu trüben. In diesen Studien kam er nicht sehr weit. Im Jahre 1876 fiel er zum erstenmal durch das Provinzial-Examen in Kaifengfu, der Hauptstadt von Honan, durch. Der Bruder seines Vaters, der bis dahin für ihn ge-

sorgt hatte, ließ ihn nun im Examen sitzen, ein anderer Onkel nahm ihn als Privatsekretär an, und diesen überraschte er durch seine Anlagen zu organisatorischer Verwaltungstätigkeit. 1879 gelang es ihm zum zweitenmal durch dasselbe Examen durchzufallen. Man sagte ihm damals die Worte nach: „Große Männer sind dazu da, sich auf dem Schlachtfelde zu bewähren, die Ordnung im Innern des Landes aufrechtzuerhalten und fremde Länder zu erobern. Ich habe nun genug Zeit mit Verseschmieden und zeitraubenden Aufgaben verloren, das ist nichts für mich.“

Er blieb dadurch verschont vor dem typischen Hochmut des Zivilbeamten gegenüber dem Offizier, dem Gewerbetreibenden und dem Landmann. Yuan trat nun als gemeiner Soldat in das Heer, da ihm nach damaligen Begriffen einfach nichts anderes übrigblieb. Er rückte rasch in höhere Dienstgrade auf und kam nach Tientsin, wo er dem großen Vizekönig Lihungtschang aufstieg. Dieser schickte ihn 1882 mit einer Besatzungstruppe nach Korea, wo er volle 12 Jahre blieb. Schon 1885 wurde er, 26 Jahre alt, Chinas Resident in Seoul und stand damit in der Mitte der Intrigen, die sich unter Chinesen, Japanern und Russen gleichmäßig abspielten, die alle auf den Besitz des Landes der Morgenruhe spekulierten. Das brachte ihn damals in scharfen Gegensatz zu den Japanern, die ihm noch heute vorwerfen, er habe 1894 den Aufstand des Vaters der Königin veranlaßt, sei also der eigentliche Urheber des Krieges zwischen China und Japan. Er wurde damals abberufen, diente noch einige Zeit unter dem damals in Ungnade fallenden Lihungtschang und später unter Junglu, dem Vertrauten der Kaiserin-Witwe, dem leiblichen Vater der leiblichen Mutter, das muß man in China hinzufügen, des 1912 abgesetzten kleinen Kaisers. 1898, das Jahr des Staatsstreiches, wurde Yuans Schicksalsstunde. Der Kaiser Kuanghsü plante damals mit den kantonesischen Reformern Kangyuwei und Lianghsichau durchgreifende Umänderungen, ungefähr so, wie sie die letzte Revolution dann mit sich gebracht hat. Hierzu sollte Yuan Shikai mit seinen Truppen in erster Linie Junglu enttöten und töten und zweitens die Uebermacht der Kaiserin-Witwe dadurch brechen, daß man sie gefangen setzte. Yuan Shikai fuhr nach einer letzten Audienz beim Kaiser nach Tientsin und trat in Junglus Audienzzimmer im vizeköniglichen Palais ein, der ihn mit den Worten empfing: „Ich weiß, daß Du mit dem Kaiser und Kangyuwei beraten hast, und weiß, was Ihr vorhabt!“ Yuan war schnell gefaßt, niemand vermag heute zu sagen, was in seinem Kopf damals vorgegangen sein mag. Er antwortete sehr schnell: „Ja, aber eben deswegen bin ich heute hierher gekommen, um mit Dir die Truppen nach Peking zu führen und die Kaiserin-Witwe zu retten.“

So verriet Yuan Shikai seinen Kaiser und gab seinen ganzen Anschlag preis. Heute sind die Reformen, die damals die Gruppe von Kuanghsü plante, durch die formvollendeten Schriften Lianghsichaus Gemeingut des ganzen Volkes geworden. Abgesehen von der republikanischen Staatsform bilden sie ungefähr die Grundlage, auf der das Programm der heutigen Regierung Chinas steht, und sind den Radikalen, wie Sunyatsen und Kuanghsing, eben weil sie maßvoll waren, stets ein Dorn im Auge gewesen. Wäre damals der Staatsstreich geglückt, so wären vielleicht Bogerwirren und Revolution nie eingetreten, doch ist dies eine rein theoretische Betrachtung, die nutzlos ist. Jedenfalls hing damals an Yuans Verhalten das Schicksal des Staates, und weite Kreise des chinesischen Volkes haben ihm seinen angeblichen Verrat lange nachgetragen, auch vielleicht heute noch nicht ganz ver-

geben. Jedenfalls haßte ihn der Kaiser Kuanghsü, den die Kaiserin-Witwe auf den Insepalast internierte, bitter bis an sein Lebensende, und er übermachte auf dem Sterbebette seinem Bruder, dem Regenten Tsün, als erste Pflicht, an Quanschik'ai Rache zu nehmen. Die Kaiserin-Witwe erwies sich Quanschik'ai für den geleisteten unschätzbaren Dienst dankbar. Er stieg auf der Leiter zur Macht schnell höher, wurde Gouverneur von Schantung und bewährte sich dort außerordentlich. Nur ihm allein ist es zu danken, daß er gegenüber dem Befehl des Hofes Ruhe haltend den Ausbruch der Bürgerkriege in seiner Provinz verhütete. Nach der Rückkehr des Thrones übergab man ihm den wichtigsten Posten des Reiches, den eines Vizekönigs in Tientsin, der immer als der Beschützer des Thrones gegolten hat. Dort baute er auf dem, was die provisorische fremde Regierung in den Jahren 1900—02 geleistet hatte, auf und schuf das moderne Tientsin, die Handelsempore des Nordens. Es gelang ihm auch, die erste moderne Truppe ins Leben zu rufen, die aber doch immer nur eine Art Leibgarde seiner Person darstellte, und nur ihm persönlich ergeben war. Das machte ihn seinen Gegnern bei Hofe verdächtig, und es gelang der gerade das Ohr der Kaiserin habenden Prinzen-Clique, diese von einer womöglich durch Yuan drohenden Gefahr zu überzeugen.

Am selben Tage im Jahre 1906 berief ein kaiserliches Edikt die beiden großen Gegner, Schangschitung und Quanschik'ai, als Großsekretäre nach Peking. Schangschitung war der Typ der alten klassisch hochgebildeten Literaten, der dennoch in seiner Weise modern gefinnt war. Quanschik'ai Truppe ging in die Hand seines schärfsten politischen Gegners über, des reaktionären Kriegsministers Tschiang, und wurde zum Grundstock des Reichsheeres, das später gegen die Revolutionäre mit gutem militärischen Erfolg operierte. Die beiden neuen Großsekretäre kamen dann 1907 mit dem Reformprogramm heraus, das, in die Tat umgesetzt, China ohne jede Revolution in ein modernes Staatswesen umgewandelt hätte. Doch das Schicksal hatte anderes mit dem unglücklichen Lande im Sinn. Mitte November 1908 starben fast zu gleicher Zeit die Kaiserin-Witwe Tschü und ihr Neffe, der Kaiser Kuanghsü. Der Einfluß des Prinzen Tsching, des Seniors der Familie, der bis dahin am Hofe allmächtig gewesen war, und der sich durchaus mit Quanschik'ai identifizierte, schwand vor den neuen Männern, wie Herzog Tsaitse, Naitung, Tschünhsuan u. a., die geschickt mit ewigen Intrigen, Listen und Geheimanträgen das Wirken Quanschik'ai's zuschanden machten und seine Stellung untergruben. Sein Leben war in dauernder Gefahr, und im Jahre 1909 war der Erfolg der langen Ministerarbeit seiner Gegner, daß ihn der Regent unter Hinweis auf ein angebliches Beinleiden aller Ämter entthob, und in seine Heimat verbannte. Wie stets in China, verließen ihn alle Freunde bis auf einen, Sunpaotshi, der längere Zeit Gesandter in Berlin war, und dessen Schwester, die die Gemahlin des jetzigen Gesandten in Berlin ist. Quanschik'ai mußte verkleidet im Hotel der Fremden in Tientsin absteigen, wo er einen seiner ehemaligen Vertrauten sprechen wollte, den Vizekönig von Tschili, aber auch der versagte sich ihm feige und beging später Selbstmord. Unter den größten Sicherheitsmaßnahmen einer schwachen, ihm treu gebliebenen Leibgarde mußte er die Fahrt in die Verbannung antreten, um dort das einfache Leben eines Landmannes zu führen. Sein Sohn Quantoting hielt unterdessen in der Hauptstadt die Fäden zusammen, die immer wieder in der Hand des einen Mannes endigten, der fern in der Verbannung saß.

Ich bin selbst in dieser Zeit oft in Quantotings Haus gewesen und erinnere mich, viele von den Leuten gesehen zu haben, die heute alle wieder als Quanschik'ai's Vertraute in Amt und Würden sitzen. Kaiser Kuanghsü schien damit gerächt zu sein, aber das Rad, das im Rollen war, war nicht mehr aufzuhalten. Der Regent war nicht der Herrscher, um das Land in der Uebergangszeit in die richtige Bahn zu führen. Er war ein Schwächling, der sich trotz bestem Willen zu keinem Entschluß mehr aufraffen konnte und nicht ein Atom von persönlicher Initiative besaß, trotzdem er durchaus nicht so ausschweifend lebte, wie fast alle anderen prinziplichen Altersgenossen. Die Umstürzler, die bisher von der eisernen Hand der Kaiserin-Witwe niedergehalten worden waren, machten sich überall bemerkbar, besonders, da ihre klugen Leiter fürchteten, daß das 1907 herausgegebene vortreffliche Reformprogramm nun in die Wirklichkeit überführt werden könne, und damit ihre egoistischen, meist auf schnöden Gelderwerb gerichteten Bestrebungen hinfällig werden würden. Der Ruf nach Quanschik'ai's Rückkehr wurde besonders von

den Fremden, die das Zusammenbrechen des Reiches heran-nahen sahen, oft laut. Aber bei Hofe dachte man nicht daran, bis im Oktober 1911 in Wuttschang die Revolution ausbrach, indem der Divisionskommandeur Liuanhang von seinen eigenen Truppen, die der berüchtigte Hunanese Tsangsching verführt hatte, gezwungen wurde, gegen die kaiserlichen Truppen zu marschieren. Die Truppen der Peking-Regierung blieben, wo sie auch mit den Aufständischen zusammenstießen, verhältnismäßig mühelos Sieger, aber die Intrigen bei Hofe, besonders die Bestrebungen der verschiedenen Gruppen der Prinzen, Großwürdenträger und Eunuchen, aus der Schwäche des Regenten und seiner Kopflosigkeit Vorteil zu ziehen und selbst das Heft in die Hand zu bekommen, verhinderten, daß etwas Durchgreifendes geschah. Die Prinz-Tsching-Clique stellte die Lage so lange als hoffnungslos hin, ehe nicht Quanschik'ai zurückgerufen sei. Die kostbarste Zeit ging unbenutzt dahin, weitere unendlich kostbare Tage verflossen über den Verhandlungen mit Quanschik'ai, der erst selbst sich vergewisserte, daß die Fremden auch das zum Krieg notwendige Geld vorschießen würden, und sich als Bedingung ausmachte, daß er zum unumschränkten Befehlshaber aller kaiserlichen Truppen ernannt werden sollte. Alle seine Forderungen wurden gewährt, und auch seine Verhandlungen mit den Fremden schienen gut zu gehen, bis infolge des Einspruchs des englischen Generalkonsuls Sir Grazer jene unglückliche wohlwollende Neutralität eintrat, die die Revolution quasi als kriegführende Macht anerkannte. Damals telegraphierten die ganz unter dem suggestiven Einfluß der Revolutionäre stehenden Großfirmen Schanghais, englische und amerikanische Missionare, sogar die Handelskammer Tag für Tag nach Peking an das diplomatische Korps und an den Thron, um letzteren zur Abdankung zu zwingen, eine gewiß in der Geschichte noch nicht verzeichnete Tatsache.

Alle Erklärungen Quanschik'ai's nützten nichts. Die fremden Gesandtschaften fielen unter englischem Vorangehen um. Die Warnungen Quanschik'ai's, daß Anarchie einreißen würde, blieben ungehört, die Anleihen fielen durch und Quanschik'ai mußte auf Druck der Fremden hin seine Truppen anhalten. Alles was man militärisch erreicht hatte, ging verloren. Die angeknüpften Verhandlungen in Schanghai nützten noch weniger, und nachdem sogar der kaiserliche Sondergesandte Tangschau ins republikanische Lager übergegangen war, kam das Ende schnell heran.

Die Dynastie zog sich von den Geschäften zurück, dem Kaiser zahlte heute die Republik ein Jahrgeld von drei Millionen Dollar, oder besser gesagt, wie heute fast bei allen Zahlungen in China, versprach die Republik ein solches Jahrgeld zu zahlen. Quanschik'ai wurde dann nach langen Verhandlungen mit der provisorischen revolutionären Regierung in Nanking zum vorläufigen zweiten Präsidenten, der erste war Sunyatsen, ernannt. Seit diesem Zeitpunkt setzen die inneren Kämpfe um die Macht ein, die die Außenländer, besonders Tibet und die Mongolei, benutzten, um sich eine weitgehende Selbständigkeit zu sichern.

Bergebens versuchte Quanschik'ai die Führer der radikalen Revolutionäre durch hohe Gehälter, durch einträgliche Ämter, durch die höchsten Orden und Titel zu beschwichtigen. Diese Leute konnten von ihren Umtrieben, mit denen sie die Macht in die Hände bekommen wollten, nicht mehr lassen und zettelten eine Revolte nach der anderen an, instinktiv fühlend, daß Not an Mann war, denn mit jedem Tage wurde Quans Position stärker . . . Auf sie sind auch die in der Presse wenig bekannt gewordenen Attentatsversuche auf den Präsidenten zurückzuführen. Kein Wunder, daß er sich heut mit einem eisernen Ring von Soldaten umgeben hat und hinter hohen Mauern zurückgezogen lebt, fast noch abgeschlossener, als es einst der Sohn des Himmels selbst gewesen ist. Die Partei der Kantonesen erlangte, dank ihrer überlegenen Organisation, sowohl in den Provinziallandtagen wie in der Presse, wie schließlich auch in beiden Häusern des Parlaments die absolute Ueberlegenheit. Die Partei versuchte mit allen Mitteln den Präsidenten selbst in ihre Hände zu bekommen, und besonders war es die Einrichtung eines kantonesischen Parteiparlaments, die ihnen endgültig das Reich ausliefern sollte. Im Interesse der dauernden Beruhigung des Landes mußte Quanschik'ai ein Gegner der rein theoretisch aus der englischen Verfassung übernommenen Einrichtung sein. Jedoch im kantonesischen Lager ruhte man nicht, man versuchte sogar, Quanschik'ai nach Nanking, der alten südlichen Hauptstadt des Reiches zu zitieren. Dort sollte die endgültige Präsidentenwahl vorgenommen werden. Man wollte ihn eben

um jeden Preis von seinen Getreuen und den ihm ergebenen Truppen weg haben, um ihn zum gefügigen Werkzeug der Partei zu machen. Quanschikai ging scheinbar darauf ein, und der Tag der Abreise nach Nanking war bereits festgesetzt, als jener denkwürdige 29. Februar 1912 anbrach, der mit seinem Sengen, Brennen und Plündern der Hauptstadt dem ganzen Lande ad oculos demonstrierte, daß der Präsident unabkömmlich war. Seitdem wurde es klar, daß der Kampf zwischen Norden und Süden noch einmal ausbrechen mußte, und Quanschikai griff zu radikalen Maßnahmen, indem er sich einerseits einer ganzen Reihe von Generalen und ihrer Truppen verscherte und sie über das Land und besonders auf die strategischen Punkte des Landes verteilte, andererseits, indem er über den Widerstand und die oft geradezu kindlich anmutende Opposition des Parlaments den Anleihe-Vertrag mit dem 5-Mächte-Syndikat abschloß, der ihm die dringend notwendigen Gelder in die Hand gab, mit denen allein es möglich war, die drohenden kriegerischen Konflikte auszutragen.

Das zeigte den Revolutionären die Klaue des Löwen. In kurzschäftiger Wut erklärten sie den Krieg, den wir heute als zweite Revolution bezeichnen, und der Quanschikai das endgültige Uebergewicht brachte. Im Herbst 1913 zwang er dann den Rest ihrer Partei in Peking, sich endgültig von ihren ausländischen Führern loszusagen. Er selbst drückte es durch, daß er mit Majorität zum endgültigen Präsidenten gewählt wurde, und die Mächte die neue Regierungsform anerkannten. Am 10. Oktober des gleichen Jahres trat er sein Amt feierlich durch einen Eid auf die Verfassung, eine Darlegung seines Regierungsprogramms in Gegenwart des diplomatischen Korps, des Staatsministeriums, der höchsten Würdenträger und der Abgesandten der Mandschus unter dem Donner der Geschütze und dem Vorbeizug der Truppen an. In seinem Eid gelobte Quanschikai, die Pflichten des Präsidenten getreulich den Bestimmungen der Verfassung gemäß zu erfüllen. Nach der Verfassung ist er auf fünf Jahre gewählt, seine Wiederwahl ist möglich.

So hat er voraussichtlich mindestens zehn Jahre Zeit in aufbauender Tätigkeit die Wunden der Revolutionskämpfe zu heilen, dem schwer geprüften Reich die Einheit zu sichern, und durch dauerhafte Reformen China einer neuen schönen Zeit entgegenzuführen. Sein Regierungsprogramm berechnete zu den schönsten Hoffnungen. Er versprach maßvolle Fortschritte, aber frei von Radikalismus. Das Volk sollte sich, gemäß der republikanischen Staatsform, selbst seine Gesetze geben und der tatsächliche Souverän des Landes sein. Die innere Verwaltung sollte verbessert, Landwirtschaft, Handel und Industrie sollten gefördert, Arbeitsmöglichkeiten sollten für alle geschaffen werden. Den auswärtigen Mächten sollte sich das Volk für die ihm von ihnen erwiesene freundliche Hilfe durch Stärkung der freundschaftlichen Beziehungen dankbar erweisen. Alle Volksteile wurden zur Sittlichkeit und zur Übung von Vaterlandsliebe und Brüderlichkeit untereinander und zu arbeitsamer Sparsamkeit gemahnt. Das erste, was Quanschikai nach seiner „Thronbesteigung“ tat, war, daß er die gespaltene Partei der Komitangs einfach verbot und auflöste, d. h. einen Staatsstreik beging; denn fast die Hälfte der Parlamentsmitglieder mußte die Reise in die Heimat antreten, wo sie unter Polizei-Aufsicht gestellt wurden. Das war eben zugleich eine Auflösung des Parlaments. Heute herrscht noch immer der Soldat in China, und schon längst hat Quanschikai die Pläne, deren Ausführung unter den Mandschus den Anstoß zur Revolution gaben, wieder aufgenommen und bemüht sich, dieselben in die Tat umzusetzen, d. h. er zentralisiert die Regierungsgewalt mit allen Mitteln, die ihm zur Verfügung stehen. Hierzu gehört in erster Linie die Verstaatlichung der Eisenbahnen und ferner die Schaffung einer Armee. Die Eisenbahnen hat Quanschikai heute in der Hand, die durchgreifende Reform der Armee soll erst noch kommen. Die Armee besteht heute aus nur sehr lose zusammenhängenden Heeresteilen, die eigentlich mehr oder minder persönliche Truppen der Generale, ihrer Anführer sind, die sich meist Divisionskommandeure nennen und stets Politik auf eigene Faust treiben. Die Heeresorganisation von 1911, die den Stoß der Revolution gut aushielt, wird auch sobald nicht wieder erreicht werden, denn gerade in den chinesischen Söldner war der Geist der Revolution, d. h. ein Geist der Disziplin gefahren, so daß von Subordination, von Korpsgeist und Vaterlandsliebe nichts vorhanden ist, kurzum, all die Begriffe, die allein ein Heer zusammenhalten und groß machen, sind zur-

zeit nicht vorhanden. Von dem komplizierten Heeresmechanismus moderner Armeen mit all seinem Drum und Dran kann man in China überhaupt noch nicht sprechen. Das Heer kann heute noch nicht als Faktor in der Behandlung der äußeren Beziehungen Chinas eingestellt werden, was um so bedauerlicher ist, als China damit fast schutzlos eventuellen Angriffen seiner mächtigeren Nachbarn ausgesetzt ist.

Quan hat es seit dem Herbst 1913 verstanden, eine verhältnismäßige Ordnung und Ruhe in dem Riesenreiche aufrechtzuerhalten. Seine Stellung hat sich weiter dauernd gefestigt, und wenn er vielleicht morgen eine neue national-chinesische Dynastie gründen wird, so kann man nur sagen, daß ein solcher Schritt dem Empfinden der großen Massen des Volkes voll entsprechen würde. Die Stellung und die Gerechtsame eines Kaisers des großen himmlischen Reiches hat Quanschikai schon längst. Der Kaiser von China ist ein Papstaiser, und daher würde vielleicht im Zeremoniell des Hofes eine erhebliche Veränderung eintreten. Das auf buddhistisch-konfuzianischer Grundlage aufgebaute Religions-system Chinas umgibt den Sohn des Himmels, den nur wir Europäer Kaiser nennen, mit unendlichem Mystizismus. Ein Kaiser, der im Alltagsleben steht, ist dort draußen unmöglich. Die schon jetzt sehr feste Stellung Quanschikais würde natürlich im ganzen Lande durch Besteigung des alten Drachenthrones außerordentlich gefestigt werden. Das Land hätte damit seit mehr wie einem Jahrhundert endlich einmal wieder einen energischen Mann an der Spitze. Das ist es, was den japanischen Einspruch zu Quanschikais Schritt herausgefordert hat, denn Japan betrachtet heute schon China als sein natürliches wirtschaftliches Expansionsgebiet, als eine ihm nur allein zustehende Domäne. Ein unter Quanschikais starker Hand geeinigtes China wird und muß eine den Hoffnungen und Wünschen Japans entgegengesetzte Politik treiben. Der Japaner ist schon längst der bestgehaßte Mann in China. Der Einspruch Japans wird nichts ändern, denn so uneinig die Großmächte der Welt heute auf allen anderen Gebieten sein mögen, auf diesem Gebiet werden sie sicher sofort alle einig sein, nur ein starkes China verbürgt den Frieden am Stillen Ozean, der die zukünftigen wirtschaftlichen Beziehungen garantiert. Dieses Interesse ist bei Deutschland wohl am vorwiegendsten vorhanden, und deshalb wird der Schritt Quanschikais bei uns mit Freude und Genugtuung begrüßt werden.

Zentralstelle des
Hamburgischen Kolonialinstituts.

Signatur: *H p.*

Datum: *13. Dez.* 1915

Tägliche Rundschau (Berlin)

Nr. *633* vom *13. Dez.* 1915

„Kaiser Yuanschikai.“

Der neue Kaiser von China Yuanschikai wurde 1859 geboren. Sein Vater stand nicht im öffentlichen Leben. Yuanschikai widmete sich dem Militärdienst und kam schnell voran. 1885 wurde er Generalresident in Soul in Korea. Lihungtschang war sein Gönner, und an diesen weltberühmten „schlauhen Fuchs“ erinnert er auch in seinem Wesen; wie jener ist er der geborene Diplomat östlicher Art. 1895 wurde Yuanschikai Justizkommissar von Tschili, und hier kam er in das Hauptgetriebe der chinesischen inneren Politik. Er enthüllte der Kaiserin den Plan der Ermordung ihres Neffen durch den reformfreundlichen Kaiser Kuanghsii. Der Kaiser wurde gefangengesetzt, und die Kaiserin herrschte künftig allein, — nun wurde Yuanschikai ihr nächster Günstling und Berater. Bei dem Boxeraufstand spielte er eine wichtige diplomatische Rolle. Darauf rückte er zum Generalgouverneur von Tschili auf und erhielt damit den wichtigsten und besten Teil des Heeres in die Hand. Aus dem altchinesischen Saulus wurde dann aber ein reformfreundlicher Paulus, und so kam es zum Bruch mit der starren Kaiserin. Doch 1908 schon starben sie und der junge Kaiser eines geheimnisvollen Todes. Yuanschikai mußte deshalb in die Verbannung gehen, — kaum daß ihn die Vertreter der Großmächte vor dem Tode bewahren konnten. Als drei Jahre später die Revolution ausbrach, wurde der erfahrene Staatslenker jedoch wieder nach Peking berufen. Er beredete die neue Kaiserin zur Abdankung, und China wurde Republik. Yuanschikai war ihr erster Präsident, bald auch ihr Diktator, denn er löste das Parlament auf und führte an seiner Stelle einen gesetzgebenden Rat ein. China wurde damit wieder ein absoluter Staat, und der einzige Unterschied war, daß an Stelle des Kaisers ein Präsident die Macht in der Hand hielt. — Yuanschikai hat sieben Frauen, einer seiner Töchter verlobte er jüngst mit dem entthronten Kaiser. So ist die Nachfolge mit dem einstigen Kaiserhaus verbunden, und die alte Dynastie kommt künftig auf Umwegen wieder zur Herrschaft: Der Roman des „Reiches der Mitte“.

*
New York, 12. Dezember. (Meldung des „Neuerischen Büros“.) Eine Drahtung aus Peking meldet, daß der Staatsrat nach der Abstimmung über die Frage eines Regierungswechsels an Yuanschikai das Ersuchen richtete, den Thron zu bestiegen. Yuanschikai weigerte sich zunächst; als er aber zum zweiten Male ersucht wurde, nahm er das an ihn gerichtete Ersuchen mit dem Vorbehalte an, daß er Präsident bleibe, bis ein günstiger Zeitpunkt für die Krönung gekommen sei.

Vossische Zeitung

Nr. *637* vom *14. Dez* 1915**Kaiser Yuanzhikai.**

Von

Erich v. Salzmann.

In keinem Lande der Erde ist der Autoritätsglaube im Volke derart eingewurzelt wie im Reiche der Mitte. Daher sind China und Republik eigentlich zwei sich gegenseitig ausschließende Begriffe, und wer das Intermezzo der republikanischen Staatsform des chinesischen Reiches in den letzten vier Jahren im fernen Osten miterlebt hat, mußte wissen, das Ganze konnte nur eine Tragikomödie, ein Einakter von sehr kurzer Dauer, sein.

Jetzt haben wir das Ende. Der zweite Präsident des Reiches, Yuanzhikai, hat den Drachenthron bestiegen, der auf althistorischem Boden in einer der hohen Hallen der verbotenen Stadt im Herzen Peking's steht. Himmel und Erde, die hier über Europas schreckliches Gebaren wohl blutige Tränen weinen, sind damit nach altchinesischem Glauben wieder versöhnt, und sicherlich wird eine der ersten Regierungshandlungen des neuen Kaisers sein, daß er auf dem herrlichen Marmoralter im Tempel des Himmels dem hohen Elternpaar „Himmel und Erde“ Dankes- und Versöhnungsoffer darbringt, wenn er ihnen seine Thronbesteigung unter Entfaltung großen Pompes und umständlichen Zeremoniells anzeigt.

Chinas Lebenskunst und Kraft schien uns, den im individualistischen Dasein stehenden Westländern, seit fast einem Jahrhundert erschlafft. China war für alle Fremden das Land, das nur noch lebte, um besiegt zu werden. Es war mit seinem petrifizierten System eine Welt, die vor Altersschwäche fast gestorben schien.

Telegraph und Eisenbahn waren die Hauptfaktoren, die das philosophische Gleichgewicht des Landes ins Wanken brachten und die neue Zeit heraufführten. Die sprichwörtlichen Riesenentfernungen schrumpften mit den neuen Verkehrsmitteln zusammen. Der Tao'ai von Kaschgar am Fuße des Pamir-Plateaus im Herzen Asiens, der vordem ein selbstherrlicher Fürst von eigenen Gnaden war, hörte durch den länderverbindenden Telegraphendraht die Befehle Peking's innerhalb von Minuten, ebenso sein Kollege, der Amban in Lhasa (Tibet oder der Bizkönig von Nünman im äußersten Süden des Reiches). Mit der Selbständigkeit der großen Satrapen war es vorbei. Die unerhörte Dezentralisation mußte von selbst aufhören. Der Uebergang führte notgedrungenerweise eine Umwälzung aller Ideen herbei. Wer das Riesenreich von einem Zimmer aus beherrschen wollte, mußte rücksichtslos zentralisieren und organisieren. Die große Umwälzung aller Ideen war selbstverständlich gleichbedeutend mit einer Reihe von sehr blutigen Revolutionen, deren letzte wir erst vor kurzem erlebt haben. Dann war Chinas Zeit vollendet. Große Zeiten gebären immer auch große Männer. Als es mit China am schlimmsten stand, war auch seine Rettung am nächsten, der große Mann war da, der

Kaiser Yuanschikai.

Von
Erich v. Salzmann.

In keinem Lande der Erde ist der Autoritätsglaube im Volke derart eingewurzelt wie im Reiche der Mitte. Daher sind China und Republik eigentlich zwei sich gegenseitig ausschließende Begriffe, und wer das Intermezzo der republikanischen Staatsform des chinesischen Reiches in den letzten vier Jahren im fernen Osten miterlebt hat, mußte wissen, das Ganze konnte nur eine Tragikomödie, ein Einakter von sehr kurzer Dauer, sein.

Jetzt haben wir das Ende. Der zweite Präsident des Reiches, Yuanschikai, hat den Drachenthron bestiegen, der auf althistorischem Boden in einer der hohen Hallen der verbotenen Stadt im Herzen Peking's steht. Himmel und Erde, die hier über Europas schreckliches Gebaren wohl blutige Tränen weinen, sind damit nach altchinesischem Glauben wieder versöhnt, und sicherlich wird eine der ersten Regierungshandlungen des neuen Kaisers sein, daß er auf dem herrlichen Marmoraltar im Tempel des Himmels dem hohen Elternpaar „Himmel und Erde“ Dankes- und Versöhnungsoffer darbringt, wenn er ihnen seine Thronbesteigung unter Entfaltung großen Pompes und umständlichen Zeremoniells anzeigt.

Chinas Lebenskunst und Kraft schien uns, den im individualistischen Dasein stehenden Westländern, seit fast einem Jahrhundert erschlafft. China war für alle Fremden das Land, das nur noch lebte, um besiegt zu werden. Es war mit seinem petrifizierten System eine Welt, die vor Altersschwäche fast gestorben schien.

Telegraph und Eisenbahn waren die Hauptfaktoren, die das philosophische Gleichgewicht des Landes ins Wanken brachten und die neue Zeit heraufführten. Die sprichwörtlichen Riesenentfernungen schrumpften mit den neuen Verkehrsmitteln zusammen. Der Laotai von Kaschgar am Fuße des Pamir-Plateaus im Herzen Asiens, der vordem ein selbstherrlicher Fürst von eigenen Gnaden war, hörte durch den länderverbindenden Telegraphendraht die Befehle Peking's innerhalb von Minuten, ebenso sein Kollege, der Amban in Lhasa (Tibet oder der Vizekönig von Ninnan im äußersten Süden des Reiches). Mit der Selbständigkeit der großen Satrapen war es vorbei. Die unerhörte Dezentralisation mußte von selbst aufhören. Der Uebergang führte notwendigerweise eine Umwälzung aller Ideen herbei. Wer das Riesenreich von einem Zimmer aus beherrschen wollte, mußte rücksichtslos zentralisieren und organisieren. Die große Umwälzung aller Ideen war selbstverständlich gleichbedeutend mit einer Reihe von sehr blutigen Revolutionen, deren letzte wir erst vor kurzem erlebt haben. Dann war Chinas Zeit vollendet. Große Zeiten gebären immer auch große Männer. Als es mit China am schlimmsten stand, war auch seine Rettung am nächsten, der große Mann war da, der als Nationalchinese, gebürtig von dort, wo das Volk der Han seine ursprüngliche Wiege sucht, dem Herzen der meisten Söhne dieses Volkes nahe stand. Das ist Yuanschikai.

Wohl kein Volksführer auf Erden kennt sein eigenes Volk und die Wege seines Daseins und Fühlens so genau wie dieser Mann. Yuanschikai wußte auch zu gut, daß keinem auf dieser Welt eine Frucht gleich reif in den Schoß fällt. Er kennt das Gesetz, das den Dingen bis zu ihrer Vollendung eine längere Entwicklungsperiode vorschreibt. Er hat das eine Große gelernt, das so wenigen Führern von Völkern gegeben ist: er kann warten.

Yuan hat den Drachenthron nicht als militärischer Usurpator bestiegen. Schon im Jahre 1912 wäre ihm dies ein Leichtes gewesen, aber er wartete. Er wußte, daß der innere Kampf des Reiches, der uralte, scharfe Gegensatz zwischen Nord und Süd, zwischen den aderbautreibenden Männern der weiten und fruchtbaren Löß-Ebenen und den mehr zum

Handel neigenden Söhnen des von Gebirgen durchsetzten Südens, erst ausgekämpft werden mußte. Auch heute ist dieser Kampf noch nicht ganz zu Ende, aber daß er, wie oft vorher, für den ruhiger denkenden Norden, der immer der staatenbildende Kern des Reiches war, günstig ausfallen würde, das sah Yuanschik'ai voraus.

Gesellschaften bildeten sich im Lande der Geheimbünde für und gegen den monarchischen Gedanken in Menge. Die klügsten Geister setzten sich dafür und dagegen ein. Der größte, gegenwärtige Schriftsteller, der seinen Gedanken eine wahrhaft klassische Form zu geben versteht, Lianghsitschau, warnte noch vor wenigen Wochen den Präsidenten davor, den Thron als Kaiser zu besteigen, da das durch die verschiedenen Revolutionen geschwächte Land dieser neuen Umwälzung nicht mehr gewachsen wäre. Aber auch er erklärte Yuanschik'ai als unerseßlich für China.

Der Sitz aller Revolutionen, die Hafenstadt Schanghai, rührte sich auch, als sie fühlte: die Stunde naht heran. Vor wenigen Tagen wurde uns von dort der Ausbruch einer ernsthaften Revolution gemeldet, und die Kämpfe toben noch heute. Die Hintermänner dieser Revolution sind auch in diesem Falle in der Hauptsache Japaner, denen ein einheitlich geleitetes, starkes China ein Hindernis für ihre Expansionswünsche sein muß. In zweiter Linie waren es bisher die Engländer, auf deren Eingreifen im Jahre 1911-12 auch die Abdankung der letzten Dynastie zurückzuführen ist. Mit der Schwächung Englands durch den Weltkrieg nimmt sein natürliches Bedürfnis, die Macht am Stillen Ozean neu auszubalancieren, zu, d. h. China soll Japan in Zukunft als Feind gegenüberstehen. So will es England, und daher gab es seine Zustimmung zur Thronbesteigung Yuanschik'ais.

Vielleicht waren sogar gerade die drohenden Anzeichen neuer umstürzlicher Agitation der Millionen von Auslandschinesen jetzt der Anlaß, für Yuanschik'ai den großen Schritt zu unternehmen.

Rein äußerlich genommen, war alles von Yuan und seinem großen Anhang sehr geschickt in Szene gesetzt. Seit Jahr und Tag steigerten sich Zahl und Ton der Eingaben an den Präsidenten, die seine Thronbesteigung forderten. In der gesamten Presse des Landes, die mit verschwindend geringen Ausnahmen heute noch käuflich ist, setzte die Erörterung über die monarchische Frage ein. Allmählich wurden die gegnerischen Blätter unterdrückt, und die größten Schreier mit den einem chinesischen Herrscher zu Gebote stehenden vielseitigen Mitteln zum Schweigen gebracht. Der Ruf nach dem Kaiser erschien der Außenwelt als ein allgemeiner. Er war es in gewissem Sinne auch, obwohl bei dem unglaublich materiell gesinnten Chinesen der beste Ausdruck dessen, was das Volk dachte, vielleicht jene Eingabe der gesamten Kaufmannschaft war, die erklärte: Ob Monarchie oder Republik sei vollkommen gleichgültig, die Hauptsache sei, daß die Regierung den Erfordernissen der Zeit und des Landes Rechnung trage und das Wohl des Volkes stets im Auge halte.

Am 6. Oktober beschloßen die Kammern, eine Volksabstimmung über die monarchische Frage herbeizuführen. Nun steigerte sich die Agitation der Kreise um Yuanschik'ai aufs äußerste. In den letzten Wochen sprachen sich in großen öffentlichen Versammlungen die Mitglieder der weitverbreiteten Konfuzius-Gesellschaft, der versammelte mongolische Adel, die Peking-Handelskammer, ganz besonders aber das Offizierkorps der im Norden stehenden Division und schließlich sogar auch das abgedankte kaiserliche Haus für Yuanschik'ai aus. Jetzt hat wohl die Volksabstimmung auch schon stattgefunden, worüber jedoch noch keine Nachricht vorliegt.

34 - 541

s
linstituts.

Signatur:

Datum:

Vossische Zeitung

Nr. 637 vom 14. Dez. 1915

Der Draht meldet nur, daß der Staatsrat den Präsidenten Yuanschik'ai gebeten habe, den Thron zu besteigen. Yuan hat dies zweimal abgelehnt und geantwortet, er wolle Präsident bleiben und bessere Zeiten für die Thronbesteigung abwarten. Das ist von Yuans Seite aus nichts als reine Formsache, die dem Volksempfinden entspricht, ein Wahren des Gesichts im altchinesischen Stil. Das war, wie die Annalen melden, bei solchen Gelegenheiten immer so.

Der Präsident hat den Schritt, der ihm noch zu tun übrig blieb, vollzogen. Das chinesische Reich, seit Jahrtausenden eine Monarchie, hat einen neuen nationalen Herrscher, der es ohne Frage besseren Zeiten entgegenführen wird, als es die verfloßenen hundert Jahre für dieses einst so gewaltige Reich unter den niedergehenden Mandshuherrschern gewesen sind.

Wir Deutsche, die wir nur wirtschaftliche Ziele im fernen Osten verfolgen, können uns des Schrittes Yuanschik'ais freuen. Sein uns schon seit den unruhigen Zeiten von 1900 her ununterbrochen in bestem Andenken stehender Name verbürgt die Ruhe im Lande und damit eine neue Blüte aller unserer Beziehungen zu dem fleißigen 400-Millionen-Volke. Dem neuen Kaiser Yuanschik'ai die Anerkennung zu versagen, ist für Deutschland kein Grund vorhanden.

* Peking, 12. Dezember.

Als Zeitpunkt für die Annahme des Thrones hat Yuanschik'ai das Frühjahr 1916 festgelegt.

De Maasbode

Rotterdam.

3 Jan. 1916.

3 CHINA.

DE MANDARIJN OP DEN TROON.

De opstand in Zuid-China, die, naar de telegrammen melden, zich meer en meer uitbreidt, en zooals enkele berichten vaag doen vermoeden, heimelijk wordt aangestookt door Japan, vestigt weers de aandacht op de verwisseling van regeringsstelsel in het land van de Rijzende Zon, die schijnbaar zoo kalm door den president, Yuan Shikai tot eigen voordeel tot stand was gebracht. Is het waar dat Japan deel heeft aan het optreden der gouverneurs in de Zuidelijke provincien tegen den nieuwen keizer, dan staan we voor nieuwe groote gebeurtenissen in het verre Oosten, die door een herhaald en nu belangrijker optreden van Japan op het Aziatisch vasteland het actueele „gele gevaar“ weer nader zouden brengen voor Europa.

Yuan-Shikai heeft zich onmaskerd. De slimme Chinees draagt eindelijk de kroon, na driemaal de zaak te hebben verraden, die hij diende. Heel zijn loopbaan, nu bekroond met de hoogste waardigheid, die te bereiken was, hangt aan een van sluwe handigheid, geheime kuiperijen, zoet-verdeckte ontrouw, koude wraak en geduldige eersucht. China, dat het land is van de zwoele intrigues, die voortwoekeren van de hoven der kleine, plaatselijke regeerders tot aan het machtsvolke landsbestuur in de hoofdstad, had nooit een man gekend, die zich zoo ongezien-slim te verheffen wist tot de posten, die hij ambieerde, als deze breedgeschouderde mandarijn, die na alle uitersten van conservatisme en radicalisme heeft verlegenwoordigd en met de keizers (keizersgezind, met de republikeinen republikeins) geweest te zijn, nu als nieuw-despotisch heerscher zoeert op den troon van de Mings en de Tsings. Yuan-Shikai is de man van het taale geduld. Hij hield er niet van om den moeilijkheden, die hem voorkwamen recht en open tegemoet te gaan. Hij draaide er liever omheen, ondergroef ze, om te dan, na langen, stillen arbeid in den rug te pakken. Voor het openbaar leek het haast altijd of hij met gelatenheid van het zijne afstand deed, of hij met graagte in ballingschap ging en met tegenzin een hooger post aanvaardde, of hij de weldoener was van zijn slachtoffers.

Maar intusschen beraamde hij fijn-doordachte plannen en werkte onder water met zijn grove soldatenhanden; hij was in staat om openlijk zijn ergste vijanden te helpen, maar met het doel altijd om ze te verblinden en ze te zekerder te voeren ten ondergang.

Wanneer hij de hoogste posten bekleedde, scheen hij rustig de plannen van anderen te begunstigen, zich stipt te houden aan hetgeen de groote mogendheden van het Westen verlangden, en den eeuwig-broeienden revolutionairen van het Zuiden hun zin te geven, maar in werkelijkheid was hij het doode gewicht, dat langzaam-dringend alle oppositiekraft neer drukte.

De Chineesche taal, die de taal is van de

blijkt pas wat wondere plannen daar woerden in dat hoofd. Yuan Shikai legt den grondslag voor een nieuwe dynastie. In China regeeren de vorstenhuizen gemiddeld 250 jaar; dan zijn ze uitgebloeid. Zal ook de stam van den nieuwen heerscher het zoolang maken? Misschien zal alleen de Japansche generale staf het antwoord kunnen geven.

In de hierarchische rij der veelkleurig-gemutste mandarijnen bekleedde de militaire mandarijn een der laagste plaatsen. De soldaat is in China een voorwerp van vrees en van minachting. „Van slecht ijzer maakt men sloten“, „yt een „geel“ spreekwoord, „en van slechte menschen soldaten“. In een land, waar men een vaderlandsliefde kent, dient een soldaat te het vaderland, maar een overmacht. Hij at geen wet en geen trouw, hij wordt slechts staald met plundering; zijn chefs kunnen niet hem rekenen.

Vestelijk Europa heeft zich China altijd voorgesteld als een land van gulden schijn en slapende wetelheid, waar in den ondoorgrondbaren schemer der eeuwen een keizer heerscht in een leis vol bijzitten en afgodsbeelden. Maar de waarheid is, dat er nooit een land geweest is, zóo roerig en zóo woelig als het Hemelsch Rijk. Revoluties en opstanden van alle soort hebben het doorploegd met voren van brand en bloed zonder eind. Uit het diepst van elk der verre provincies op de beurt, kwam van tijd tot tijd de een of andere sluwe avonturier, strijkroover, of rivierschuimer verklaren, dat de Hemel de goddelijke macht aan den keizer ontnomen had en hem zelf tot keizer aangesteld. En terwijl hij aan den eenen kant het land verwoestte en plunderde, deden de keizerlijke troepen het aan den anderen kant. Als ze eindelijk tegenover elkaar stonden, kwam het nooit tot vechten. Het gekonkel begon. En wie het meest aan de soldaten betaalde en hun den rijksten buit beloofde, was zeker van de overwinning. Had de struisroover maar over genoeg te beschikken dan bracht hij het tot den troon en stichtte een nieuwe dynastie.

Yuan-Shikai was militair mandarijn, geboren in Hunan, slecht betaald ambtenaar aan het hoofd van enkele duizenden roerig soldatenvolk. In 1895 onder den oorlog met Japan, was hij als keizerlijk commissaris in Korea en zoodoende getuige van de belangrijkste phasen van het conflict. Hier leerde hij veel. En onder andere, dat het van geen nut was een leger te hebben, als dat leger niet wist te vechten. Benoemd tot onderkoning van Petchili, begon hij zijn troepen te reorganiseren met hulp van Duitsche officieren. China had voor het eerst een goed gedisciplineerd leger. Men hield Yuan-Shikai voor modern, voor een vriend van het Westen.

In de groote manoeuvres van 1905 stonden de vreemde officieren versteld over de divisies van Peyang. Nooit had men zooveel orde en regemaat aanschouwd, omdat alles te voren nauwkeurig was vastgesteld. Maar, toen men het vol-

3 Jan. 1916.

CHINA.

DE MANDARIJN OP DEN TROON.

De opstand in Zuid-China, die, naar de telegrammen melden, zich meer en meer uitbreidt, en, zooals enkele berichten vaag doen vermoeden, heimelijk wordt aangestookt door Japan, vestigt weerszins de aandacht op de verwisseling van regeeringsstelsel in het land van de Rijzende Zon, die schijnbaar zoo kalm door den president, Yuan Shikai tot eigen voordeel tot stand was gebracht. Is het waar dat Japan deel heeft aan het optreden der gouverneurs in de Zuidelijke provincien tegen den nieuwen keizer, dan staan we voor nieuwe groote gebeurtenissen in het verre Oosten, die door een herhaald en nu belangrijker optreden van Japan op het Aziatisch vasteland het actueele „gele gevaar“ weer nader zouden brengen voor Europa.

Yuan-Shikai heeft zich onmaskerd. De slimme Chinees draagt eindelijk de kroon, na driemaal de zaak te hebben verraden, die hij diende. Heel zijn loopbaan, nu bekroond met de hoogste waardigheid, die te bereiken was, hangt aan een van sluwe handigheid, geheime kuiperijen, zoet-verderkte ontrouw, koude wraak en geduldige eerbijzucht. China, dat het land is van de zwolven intrigues, die voortwoekeren van de hoven der keizers, plaatselijke regeerders tot aan het machtsloos landsbestuur in de hoofdstad, had nooit een man gekend, die zich zoo ongezien-slim te verheffen wist tot de posten, die hij ambieerde. Als deze breedgeschouderde mandarijn, die na alle uitersten van conservatisme en radicalisme te hebben veriegenwoordigd en met de keizers keizersgezind, met de republikeinen republikeinsch geweest te zijn, nu als nieuw-despotisch heerscher zoeert op den troon van de Mings en de Tsings. Yuan-Shikai is de man van het taaie geduld. Hij hield er niet van om den moeilijkheden, die hem voorkwamen recht en open tegemoet te gaan. Hij draaide er liever omheen, ondergroef ze, om te dan, na langen, stillen arbeid in den rug te pakken. Voor het openbaar leek het haast altijd of hij met gelatenheid van het zijne afstand deed, of hij met graagte in ballingschap ging en met tegenzin een hooger post aanvaardde, of hij de weldoener was van zijn slachtoffers.

Maar intusschen beraamde hij fijn-doordachte plannen en werkte onder water met zijn grove soldatenhanden; hij was in staat om openlijk zijn ergste vijanden te helpen, maar met het doel altijd om ze te verblinden en ze te zekerder te voeren ten ondergang.

Wanneer hij de hoogste posten, bekleedde, scheen hij rustig de plannen van anderen te begunstigen, zich stipt te houden aan hetgeen de groote mogendheden van het Westen verlangden, en den eeuwig-broeienden revolutionairen van het Zuiden hun zin te geven, maar in werkelijkheid was hij het doode gewicht, dat langzaam-dringend alle oppositiekraft neer drukte.

De Chineesche taal, die de taal is van de dubbelzinnigheid en de onbepaaldheid, was een kostbaar werktuig voor dezen langzaam, rustig werkenden diplomaat. Niemand heeft ooit begrepen, wat hij wilde, wat hij dacht. Met de rekbaarheid van zijn karakter en de rekbaarheid van zijn woorden heeft hij altijd kunnen verbergen, wat er om ging in zijn binnenste. Nu

blijkt pas wat wondere plannen daar woerden in dat hoofd. Yuan Shikai legt den grondslag voor een nieuwe dynastie. In China regeeren de vorstenhuizen gemiddeld 250 jaar; dan zijn ze uitgebloeid. Zal ook de stam van den nieuwen heerscher het zoolang maken? Misschien zal alleen de Japansche generale staf het antwoord kunnen geven.

* * *

In de hierarchische rij der veelkleurig-gesnutte mandarijnen bekleedde de militaire mandarijn een der laagste plaatsen. De soldaat is in China een voorwerp van vrees en van minachting. „Van slecht ijzer maakt men sloten“, zegt een „geel“ spreekwoord, „en van slechte menschen soldaten“. In een land, waar men een vaderlandsliefde kent, dient een soldaat het vaderland, maar een overmacht. Hij kent geen wet en geen trouw, hij wordt slechts staald met plundering; zijn chefs kunnen niet hem rekenen.

Westelijk Europa heeft zich China altijd voorgesteld als een land van gulden schijn en slapende getelheid, waar in den ondoorgrondbaren sche-der eeuwen een keizer heerscht in een reis vol bijzitten en afgodsbeelden. Maar de waarheid is, dat er nooit een land geweest is, zóó roerig en zóó woelig als het Hemelschrijk. Revoluties en opstanden van alle soort hebben het doorploegd met voren van brand en bloed zonder eind. Uit het diepst van elk der verre provincies op de beurt, kwam van tijd tot tijd de een of andere sluwe avonturier, strikroover, of rivierschuimer verklaren, dat de Hemel de goddelijke macht aan den keizer ontnomen had en hem zelf tot keizer aangesteld. En terwijl hij aan den eenen kant het land verwoestte en plunderde, deden de keizerlijke troepen het aan den anderen kant. Als ze eindelijk tegenover elkaar stonden, kwam het nooit tot vechten. Het gekonkel begon. En wie het meest aan de soldaten betaalde en hun den rijksten buit beloofde, was zeker van de overwinning. Had de strikroover maar over genoeg te beschikken dan bracht hij het tot den troon en stichtte een nieuwe dynastie.

Yuan-Shikai was militair mandarijn, geboren in Hunan, slecht betaald ambtenaar aan het hoofd van enkele duizenden roerig soldatenvolk. In 1895 onder den oorlog met Japan, was hij als keizerlijk commissaris in Korea en zoodoende getuige van de belangrijkste phasen van het conflict. Hier leerde hij veel. En onder andere, dat het van geen nut was een leger te hebben, als dat leger niet wist te vechten. Benoemd tot onderkoning van Petchili, begon hij zijn troepen te reorganiseeren met hulp van Duitsche officieren. China had voor het eerst een goed gedisciplineerd leger. Men hield Yuan-Shikai voor modern, voor een vriend van het Westen.

In de groote manoeuvres van 1905 stonden de vreemde officieren vermeld over de divisies van Peyang. Nooit had men zooveel orde en regemaat aanschouwd, omdat alles te voren nauwkeurig was vastgesteld. Maar, toen men het volgende jaar, om te zien tot hoeveel initiatief de officieren in staat waren, op het laatste oogenblik de vastgestelde bepalingen veranderde, liep alles uit op een recht-Chineesche verwarring.

Niettemin was de roem van Yuan-Shikai gevestigd. Het bleek tijd te zijn om te gaan her-

vormen. Van den overwinnaar Japan kon men leeren. De groote reformator Kan-Yu-Wei leerde een soort van politiek modernisme, dat Confucius verzoende met Europa. In het Zuiden, altijd vijandig aan Peking, bleef het koken van opróer. Heel Jong-China beschouwde Yuan-Shikai als den man van de toekomst, te meer, omdat achter hem stonden de beste troepen van het rijk. Het hof, beheerscht door de verschrikkelijke Yehonala, de keizerin van de boxers, begon verdenking te krijgen. Yuan-Shikai viel in ongenade. En altijd meer werd hij voor het volk de man, die China zou redden door het te verjongen.

Daarbij kwam nu dat keizer Kwang-Su, eenmaal meerderjarig geworden, zich liet verlokken door de nieuwe ideeën en besloot de honderd dagen hervorming in te stellen, die heel het mandarijnenorganisme uit elkaar zouden slaan. Doch dat alles zou geen blijvend succes kunnen hebben, zoolang de keizerin-moeder nog leefde. Toen besloot Kwang-Su zich van haar te ontdoen. Tot wien kon hij zich beter richten dan tot Yuan-Shikai? Yuan-Shikai liet zich overhalen, beloofde te doen wat de keizer verlangde... en waarschuwde onmiddellijk de keizerin. Verschrikkelijke tooneelen volgden. De keizer werd gevangen gezet en stierf van verdriet weinige uren vóór de keizerin.

In zijn notities vond men deze woorden: „Schuld aan mijn ellende van tien jaar lang zijn de keizerin weduwe en Yuan-Shikai. Hem zal ik doen onthoofden als de tijd daar is." De keizer van heden had zijn eerste verraad volbracht.

Bij den dood van Yehonala sneen Yuan-Shikai verloren. Te Peking vreesde men, dat hij, om zich te redden, aan het hoofd van zijn troepen, tegen de stad zou komen oprukken. Hij waagde dezen zet niet en obscure intrigues reddden hem het leven. Hij werd gedegradeerd en verbanne naar Hunan. Het decreet luidde: „Yuan-Shikai lijdt aan rheumatiek. Uit bijzonder medelijden bevelen wij hem zijn ontslag te nemen en zich in zijn vaderland te gaan verzorgen."

Dit scheen het einde. De oude generaal trok zich terug bij zijn vrouwen, verlaten van al zijn vrienden. Maar het schijnt, dat zijn vrouwen hem niet altijd hebben kunnen troosten. Men vertelt in Peking, dat hij eens een van haar op ontrouw betrapt had en haar toen bij den maaltijd het afgesneden hoofd van haar geliefde toezond — met het fameuze goudblad, dat een bevel is om zich te vergifigen. Niet kwaad voor een reformator!

De jaren gingen voorbij; men begon Yuan-Shikai te vergeten. Maar in 1911 kwam de revolutie van Kanton en kort daarna het uitroepen der republiek. Na de vlucht der mandchische prinszen bleven er te Peking, in de pagoden der Violetten Stad, slechts over drie afgezette keizerinnen, een keizer van een paar jaar en enkele honderden sidderende menschen. Eén slechts kon de dynastie redden: Yuan-Shikai. Hij was sluw, hij wist de soldaten te beheerschen. Keizerlijke boden kwamen hem halen. Maar de oude scheen niet te bewegen. Hij wilde zijn laatste jaren doorbrengen in de overdenking van zijn wijsheid. Maar eindelijk liet hij zich overreden. Hij nam de regeering in handen, stelde het Hof gerust, bracht een leger bijeen en voerde het tegen de rebellen, die hij bij Nang-King volkomen versloeg. De dynastie was dus gered? Geen denken aan!... Yuan-Shikai volbracht zijn tweede verraad. In plaats van een goed gebruik te maken van de overwinning, begon hij te konkel en het gekonkel ging zoover, dat de keizerin gedwongen werd bij decreet de republiek uit te roepen. Yuan-Shikai, aan het hoofd gesteld van het voorloopig bewind, moest meer dan eens de oude souvereine te hulp roepen om haar onderdanen te laten bevelen, zich wel te wachten, haar getrouw te zijn!

In dezen dubbelzinnigen toestand bleek Yuan-Shikai weer de slimste van allen. Bij de monarchisten wist hij door te gaan voor een handigen beschermer van den troon, bij de republikeinen voor een vijand van de Manchu's, die zich nu kwam wreken voor de lange jaren ballingschap. Maar in werkelijkheid was hij bang voor de altijd-groeiende populariteit van den revolutieleider Sun-Yat-Sen, gekozen tot president van de nieuwe republiek. Hij wist het Noorden te overtuigen, dat het moest veinzen het Zuiden tevreden te stellen door voorloopig tenminste de republiek aan te nemen en het Zuiden, dat, nu de republiek stevig gegroundvest was, men langzamerhand een vriend der keizerlijke familie aan het hoofd daarvan moest plaatsen. Zoo kwam het, dat ten langen leste Yuan-Shikai tot president gekozen werd.

Een president onder den dwang der revolutie men. Sun-Yat-Sen, die om der eendracht wille zijn ambt had neergelegd, trok zich terug in Shanghai met enkele van de woeligste generaals. De studenten, die terugkwamen van de universiteiten van Amerika en heel de Chineesche pers, bleven schreeuwen om broederschap en gelijkheid en de president leefde voortdurend onder de bedreiging van hun contróle.

Yuan-Shikai werd bang. Hij durfde zijn paleis niet te verlaten en leefde tusschen de schildwachten. Maar met de handigheid, die hem eigen is, kwam de oude intrigant ook dit gevaar te boven. Hij zocht Sun-Yat-Sen te verzoenen door hem alle spoorwegen van het rijk toe te vertrouwen; de afgevaardigden van alle provinciën ontving hij met een Europeeschen hoed op het kaalgeknipte hoofd; hij opende het parlement met een roerende rede over de groote toekomst van het nieuwe China en trachtte een Europeesche leening te plaatsen. Maar hij wist de positie van Sun-Yat-Sen zoo lang te ondergraven tot hij hem kon dwingen als boer verkleed naar Japan te vluchten en liet eenige generaals uit het Zuiden fusilleeren, terwijl hij later betuigde, dat zijn bevelen verkeerd waren begrepen. Hij wist het parlement bij het volk verdacht te maken en sloot het toen, zeggend, dat het volk van afgevaardigden niets moest hebben. Het hof hield hij in bedwang, omdat het te gelegentijd moest optreden te zijner eer.

En nu eindelijk heeft hij zich, als eens Julius Caesar, de kroon laten aanbieden. Den eersten keer had hij dat heerschersteeken met minachting van de hand gewezen, maar toen hij wist, dat er in Peking geen Brutus huisde, greep hij toe en zette het zich stevig op het ruwe hoofd. Hiermee was het derde verraad volbracht. Wie weet, of hij binnenkort niet den drie jaar geleden onttroonden keizer tot zoon aanneemt, voor de oud-Chineezen zouden dan al zijn misdrijven zijn goedge maakt; en zou hij, de eenvoudige burger van Hunan gekroond zijn met goddelijk recht.

Wat denkt nu het volk van China wel van dit alles? Het Zuiden verzet zich als altijd tegen de beslissing van Peking en nu met te meer hartstocht, nu de Japanners met sluwe berekening het vuurtje schijnen aan te stoken. Maar de groote meerderheid zal rustig de restauratie van het keizerrijk aanvaarden, zooals het eens zonder opwinding de republiek heeft aangenomen. En au fond zal de nieuwe Zoon des Hemels zeker welkom zijn; want de Chineesche boeren denken slechts aan de offers die door den heerscher moeten worden opgedragen in tijden van droogte en hongersnood. Het republikeinsch beheer had het oude bijgeloof afgeschafte. De eenige verandering, die zij nu bespeuren, is dat in plaats van het kind Pu-Yi, de oude Yuan-Shikai de offers opdraagt. Daarmee is voor hen de taak der regeering volbracht. En al het andere gaat op den ouden voet voort.

Hamburger Fremdenblatt

Nr. *19* vom *20. Jan.* 1916

Yuan Schi Kai.

In der „Deutschen Rundschau“ berichtet S. P. Reh - v. Dewik über die Persönlichkeit und den Werdegang des neuen Kaisers von China. Den wertvollen Ausführungen entnehmen wir die folgenden Stellen:

China tritt in eine neue Epoche seiner Jahrtausende alten Geschichte. Was heute sich ereignet, möchten wir als die Neugeburt Chinas, die Neugeburt im Konfuzianischen Geiste, geboren aus den Erfordernissen der Zeit und in inniger Verührung mit den Kulturen des Westens, ansprechen. Yuan, der Diktator, wird der Verkünder und Leiter dieser Renaissance, und wofür die Zeit eines Li Hung Chang den Boden gelodert und die ersten schwanken Wurzeln geschlagen hat, das wächst unter Yuan heran, bis es vielleicht in einem neuen Zeitalter die knospende Blüte zur Frucht treibt. Der Mann, dessen Herrschergehalt, dessen Geisteskraft und Glück dem Vierhundertmillionenvolk groß genug erscheinen, um ihn mit dem Mandat des Himmels zu betrauen, und der Mann, den in einer der schwersten und von äußerer und inneren Zufällen gekennzeichneten Zeit, der Wille des Himmels zum Herrscher bestimmt, wahrlich der Mann muß auch für die westlichen Nationen und ihre Ideen eine Bedeutung gewinnen, die nicht durch oberflächliche Kenntnis seines Namens zu befriedigen ist.

Yuan Schi Kai wurde im Jahre 1859 im Kreise Hiang-Tscheng in der Provinz Honan geboren. Sein Vater Yuan Sia San, Generalgouverneur von Nünan, entstammte einer hochverdienten Beamtenfamilie, deren Treue zum Herrscherhause ein steinerner Ehrenbogen in Hiang-Tscheng pries. Yuan, der Knabe, wurde in hergebrachter Weise wie die Söhne hoher Würdeträger erzogen, doch sagt man, daß sein Interesse in der Jugend mehr andern Dingen, als dem ernsten Bücherstudium zugewandt gewesen sei. Wie dem aber auch sei, jedenfalls suchten ihn seine Mutter und andere nahe Verwandte von der Beamtenlaufbahn, für die er nicht geeignet erschien, fernzuhalten. Aber sie hatten die Rechnung ohne den Ehrgeiz Yuans gemacht. Überall fand der Jüngling, der klug und voller Energie war, Gönner, die einigebund von Wohlthaten, die ihnen einst sein Vater erliefen hatte, bereit waren, das Sprungbrett zu bieten, um ihn den Weg ins öffentliche Leben zu führen. Als 1882 General Wu Tschang Ching an der chinesischen Regierung nach Korea geschickt wurde, bat ihn Yuan, an der Expedition teilnehmen zu dürfen. Und der General sagte an. Dreißigzwanzigjährig erhielt der junge Mandarinsohn einen einflußreichen Posten im Gefolge des Generals Wu. Li Hung Chang, von damals der allmächtige Vizekönig von Schi, wurde bald auf den begabten und strebenden Jüngling aufmerksam und brachte ihn in immer verantwortungsvollere Ämter. Zuletzt ernannte er seine Ernennung zum Generaldirektor des Handels und des diplomatischen Dienstes in Korea.

So stand denn Yuan bereits im frühen Mannesalter auf einem gefährlichen, sturmbewegten Posten. Immer deutlicher wurde es, daß Japan in laum zu zügelnder Begehrlichkeit, die Hände nach der nahen, heißerhnten Beute

ausstreckte. Yuan, dem damaligen Residenten in Seoul, wies namentlich Ku Hung Ming vor, daß seine Großtueri den Waffengang mit Japan verschuldet habe — eine Behauptung, die völlig beweislos und unhaltbar bleibt. Nur eins steht fest, daß Yuan vor Ausbruch der Feindseligkeiten mehr oder weniger große Hilfsversprechungen von englischer Seite zugegangen sein müssen, die er dann unzweifelhaft als halbwegs, vielleicht sogar völlig bindende Zusage an Li Hung Chang weitergegeben hat. Man weiß ja heute, wie Albion mit seinen Versprechungen und Hilfsangeboten umspringt, und wird sich nicht wundern, wenn es auf Korea einen Präzedenzfall schuf. Der Verlauf des Krieges und sein verlustreicher Ausgang sind bekannt.

Die drückenden Bedingungen des Friedens von Schimonoseki brachten den Sturz Li Hung Changs. In der ehrwürdigen Hauptstadt des Nordens aber ergriffen die Reformatoren das Staatsruder, und die Ideen eines Kang Ju Wei wurden zur herrschenden Doktrin. Yuan Schi Kai schloß sich der neuen Richtung an und erhielt durch Vermittlung eines alten väterlichen Freundes, des Admirals Chang Wen Ping, das Unterkommando einer neugebildeten Truppe unter dem Günstling der Kaiserin Jung Lu.

In diese Zeit fällt der Staatsstreich Tzu Hsi, durch den sie wieder zur Herrschaft gelangte, und der reformfreundige Kaiser Kuang Hsi vom Throne gestoßen wurde. Yuan Schi Kai sollte die Hauptrolle bei diesen bis heute noch nicht ganz aufgeklärten Vorgängen spielen. Kuang Hsi hatte nach den Plänen Kang Ju Weis ein Reformedikt nach dem anderen erlassen — Bestimmungen, die das bestehende Regime in seinen Grundfesten erzittern machten und die bestehende Ordnung durch die schnelle ihrer Umwandlung in ein Chaos zu verwandeln drohten.

Am 13. September 1888 machte der Kaiser seinen letzten verzweifelten Versuch bei Tzu Hsi, um sie für die Reformbewegung umzustimmen. Das vollständige Scheitern der Audienz in Wan schon schen brachte den Stein ins Rollen — zwei Tage später verließ Kuang Hsi Yuan Schi Kai nach Peking. Er ernannte ihn zum „Reformator der Armee“ und gab ihm einen Posten. Viel Wahres und Falsches ist über die Abmachungen, die hier im geheimen getroffen sein sollen, später durch eine sensationslüsternen Presse in die Welt gesetzt worden. Nur eins steht fest, daß Yuan dazu ausersehen war, einen entscheidenden Schlag gegen den alten Buddha zu führen. In chinesischen Literaturkreisen hielt sich später das Gerücht, der Kaiser habe Yuan mit der Einrichtung „Jung Lu“ beauftragt. Nach Franke soll es Pierpont Morgan, der in dieser kritischen Zeit China bereiste, zuerst ausgesprochen haben. Jedenfalls ist die Möglichkeit, daß der Kaiser Yuan mit einer solchen Aufgabe betraut hat, nicht ohne weiteres von der Hand zu weisen. Ueber die Zustimmung Yuans zu diesen Plänen finden sich verschiedene Lesarten. Die einen sagen offen oder versteckt, Yuan habe dem Kaiser in allem Treue geschworen und sei dann zum Verräter geworden —, die anderen, so namentlich Liang Si Schan, so in ihren Äußerungen erkennen, daß Yuan nur unwillig, wenn überhaupt, auf die Pläne Kuang Hsis eingegangen sei.

Die Wende des Jahrhunderts sah den Ausbruch des Vortauslandes. Schon aus dem Jahre 1896 datirten die Vorzeichen dieses gigantischen und furiösen Volkstriebs. Im Februar 1900 übernahm Yuan Shi Kai den Souverainementposten von S'handung. Dann trat ihr von Anfang an mit äußerster Energie entgegen und erreichte dadurch, daß die wilden Vorgesetzten, die zuerst in dieser Provinz ihre Heimstatt gefunden hatten, nach und nach ganz aus S'handung verdrängt wurden. So blieb seine Provinz fast völlig von den Wirren ver- schont. Unterdessen wüthte in Nordchina Mord und Brand. Baron von Ketteler wurde in Peking auf dem Wege nach dem Tjingli Dainen- mentungs erschossen, die freien Gelände chaf- ten waren zu belagerten Festungen geworden. Lu Hsi selbst stellte sich auf die Seite der rohen Rebellen und versprach einen Preis für den Kopf eines jeden Fremden. Vergewens setzten Männer wie Li und Sung Chang, Yuan Shi Kai, Sung Lu und der gewöhnliche Triebung Li Shi Tung ihre ganze Macht ein, um die Regentin vor dem Aufruhr zu bewahren. Ihnen blieb schließlich nichts anderes übrig, als zur Selbsthilfe zu schreiten und mit dra- matischen Strafen die Ordnung in ihren Provin- zen aufrechtzuerhalten. Der Vortausland, der wurde von den Fremden blutig unterdrückt, der alte Buddha fand sein Heil in der Flucht und erlangte später nur mit knapper Not, und dem der Fürsprache des greichen Li, noch einmal den Sitz auf dem Drachenthron.

Am 15. November starb die alte Kaiserin nur wenige Stunden nachdem Kung Hsi (der entthronte Kai-er) den Drachenthron zur Fahrt ins Jenseits bestiegen hatte. Prinz Schun war nun Regent für den noch unmündigen Pu-l. Schun lag es ob, das Testament seines unglücklichen Vaters auszuführen. Wie er dies tat, wurde deutlich, als er bereits am 2. November des folgenden Jahres Yuan in Ungnade entließ. Am 9. Oktober brach in Canton die von Sun und seinen Helfershelfern mit allen Mitteln vorbereitete und organisierte Revolution aus. Bald hatten die ganzen Südprowinzen von dem Geschehniß der revolutionären Heere und Vandalen wider. Hoch die Han, nieder die Man (Mandschus), so tönte es bis an des Krones Stufen. Die Regierung war ohnmächtig. Der einzige Mann, der helfen konnte, blieb Yuan. Ein Gift vom 14. October ernannte ihn zum Oberbefehlshaber der kaiserlichen Armee. Aber noch abgesehen von der Kaiserin Lu Hsi, der Aufrechterhaltung Folge leisten zu wollen, mit seinem Kommen anderte sich wohl das Kriegsglück der Rebellten, — aus einer Anzahl eroberter Städte wurden sie schnell wieder vertrieben, aber der

L'Asie Française (Paris)

Nr. *165* vom *April - Juni* 1916

Les funérailles de Youan Chi Kai. — Le correspondant du *Times* à Pékin a donné des renseignements intéressants sur les funérailles de Youan Chi Kai, qui ont eu lieu à Pékin le 28 juin : le cérémonial a singulièrement mélangé les innovations d'Occident au vieux rituel funéraire de la Chine.

Le corps a été transporté dans le Honan, province natale de l'ex-président dictateur, pour être enterré dans la propriété familiale de Youan.

Il n'existait pas de précédent en Chine pour fixer les rites des funérailles d'un chef d'Etat républicain, et on s'adressa aux Etats-Unis pour avoir un conseil dans cette circonstance. Il en est résulté une combinaison singulière du cérémonial de l'Orient et de l'Occident. Mêlés aux troupes vêtues d'un pratique uniforme kaki, il y avait des cortèges de lamas qui portaient les anciens instruments des sacrifices funéraires, les brillants drapeaux, les éventails et les ombrelles qui caractérisent les cérémonies bouddhistes. Une foule de fonctionnaires en habit noir et affublés du chapeau haut de forme contrastait d'une manière étrange avec le colossal catafalque écarlate que portaient une centaine d'hommes en sueur.

Le cortège était long de plus d'un kilomètre et demi. Partant du palais d'hiver, il passa le long du délicieux lac dans lequel se mirent des temples peints et des pagodes à moitié cachées dans les arbres, puis débouchant des chemins tortueux des jardins du palais, il entra dans la grande et large ligne droite qui court le long de la face méridionale de la Cité Interdite. Des hérauts montés ouvraient la marche, suivis par un bataillon d'infanterie portant le fusil renversé ; puis venaient des musiques militaires au milieu de nouvelles troupes d'infanterie. Alors se produisait un grand éclat de couleur orientale sous forme de drapeaux,

d'immenses ombrelles roses et d'autres objets du même genre, tous s'agitant dans les rayons de soleil, tandis que leurs porteurs les tenaient droits non sans peine dans le vent qui soufflait obstinément. Derrière, marchait une troupe de moines vêtus de bleu, dont les derniers rangs étaient composés de simples gamins, tous tirant de leur flûte une musique sauvage sur le ton mineur. Des chaises à porteur, une voiture de forme européenne mais peinte de laque rouge, de la cavalerie, des lamas, des princes, des tables sur lesquelles étaient étalés les uniformes et les décorations du défunt président, d'autres tables chargées de nourriture et de vin, précédaient un petit édifice portatif tout blanc qui abritait la Tablette de l'Ame. Ensuite s'avancait la triste troupe des fonctionnaires vêtus à l'occidentale, précédant un groupe d'officiers en tenue bleu de ciel. Puis venaient les ministres étrangers dans leur uniforme diplomatique. Enfin les gens en deuil, foule mêlée, vêtue de robes blanches d'une pâleur singulière par comparaison avec la partie du cortège qui les précédait, et au milieu d'elle, soutenu de chaque côté, marchait le fils aîné du défunt dont les ambitions, qui ont pu inspirer une partie de la conduite de son père, ont péri avec la mort de Youan. Enfin progressait péniblement le catafalque, énorme construction écarlate, autour de laquelle une grosse équipe d'hommes vêtus du même rouge faisait des efforts incessants pour pousser en avant le fardeau. L'arrière-garde se composait des veuves et des filles du défunt, transportées sans trop de cérémonie dans un grand nombre de petites chaises à porteur couvertes de blanc ; quelques-unes d'entre elles versaient des larmes abondantes.

⇒ CHINA ARCHIV ⇒ (Berlin)

Nr. 5 v. 24. Mai 1916

199

Aus der Presse

Yuan schi-k'ai

Jeder, der Yuan schi-k'ai's Laufbahn verfolgt hat, seit er in aller Eile im Jahre 1911 von seinen eigenen Mandschuverfolgern berufen wurde, muß einsehen, daß er durchaus gerade vorgegangen ist. Er versuchte sein Bestes, die Dynastie zu retten und eine Konstitution zu schaffen, wie man sie im Jahre 1907 verlangt hatte, nicht deshalb, weil er die Dynastie liebte oder achtete, sondern weil er zum alten China hielt und ein ehrenhafter Charakter war.

An Bemühungen ließ er es nicht fehlen, die kantonesische selbstsüchtige Gesellschaft zu überzeugen, daß China für eine Republik sich nicht eignete. Von Anfang bis zu Ende benahm er sich ritterlich gegen die neue Kaiserin-Witwe (seinen Feind) und erwirkte die besten Bedingungen für die Mandschus (die trotz aller ihrer Fehler und Mängel gesellschaftlich keine schlechten Leute sind). Sein Lohn blieb nicht aus. Wir sehen, daß jetzt Mandschuregimenter von Peking marschieren und für Yuan gegen Yunnan kämpfen. Der einst in Aussicht genommene Erbe des Mandschuthrones (P'u-lun) nennt sich selbst „Euer Untertan“ und bittet ihn, Kaiser zu werden.

Hier setzt die Schwierigkeit ein. Yuan leistete einen Eid. Gewiß, er tat es, war sich dessen bewußt. Doch nach vier Jahren trüber kantonesischer Intrigen (kein Kantoneser kümmert sich um China als Ganzes, nur nach Unabhängigkeit der Kuang-Provinzen streben sie), Parteistreitigkeiten, Mordtaten, Rebellion usw. erkannte Yuan endlich, daß (so wenigstens hatte jeder zur Zeit, mochte er nun Fremder oder Einheimischer, Freund oder Feind sein, gesagt) nur er, sei er nun Schurke oder Heiliger, tatsächlich der einzige Mann war,

der moralisch und physisch sich dazu eignete, die Feste zu halten.

Jedenfalls war China noch nicht zur Selbstverwaltung erzogen. Auch seine militärischen Freunde waren davon überzeugt und bestanden wahrscheinlich darauf, daß er den Purpur nahm. Kaufleute und Bauern waren der Unruhen satt, und selbst, wenn die amtlichen Wünsche nur „gemacht“ waren, so gab es offenbar keinen anderen Weg innerhalb vernünftiger Zeit und ohne Wirrwarr vorzugehen. Lassen wir Japans Einmischung beiseite, so müssen wir sagen, daß Yuans Klugheit und Geschick erstaunlich ist, mag er nun absichtlich nach der Größe gestrebt haben, oder mag sie ihm angetragen sein.

Seit dem 10. Januar druckt die „Government Gazette“ auf den vier letzten Seiten jeder Nummer eine ausführliche Darlegung der ganzen Entwicklung (ungefähr 4000 chinesische Charaktere) in Form einer Proklamation ab. In nüchterner und ruhiger Sprache wird alles für und Warum erwogen: 1. wie die monarchische Bewegung entstand, 2. weshalb es sich als unmöglich herausstellte, die ganze Theorie des chinesischen sozialen Systems in das individueller Gleichheit zu verwandeln, 3. weshalb es sich als absolut nötig herausstellte, ein bleibendes Staatsoberhaupt zu haben, 4. wie durch allen Wechsel der Dynastien hindurch Chinas Gesellschafts- und Verwaltungssystem dasselbe blieb, 5. wie es unmöglich war, in einem Land von 4 Millionen Quadratmeilen und mit fünf organisch verschiedenen Rassen (Chinesen, Mandschus, Mongolen, Tibetanern und Mohammedanern) eine Regierung mit wechselnder Spitze zu führen, 6. wie ein Aufruhr nach dem andern ausbrach, seitdem die Repu-

WENDEN!

blik angenommen wurde, 7. wie dauernde Unruhe dadurch verursacht wurde, daß jeder Prätendent seine eigenen Ansichten über seine einzigartige Bedeutung hatte, 8. wie Fortschritt jeder Art unmöglich wurde infolge der Unsicherheit und des Mangels an Stetigkeit, 9. wie der Mißkredit der Monarchie mit ihren dynastischen Reibungen keineswegs mit einem dem Monarchismus anhaftenden Fehler, sondern vielmehr dem Mangel an einer konstitutionellen Verfassung zusammenhängt; der Vorzug einer solchen Verfassung beruht auf der Tatsache, daß ein konstitutioneller Monarch nicht im Treffpunkte steht, sondern vielmehr als Vermittler auftritt; infolgedessen können wir mit der Einrichtung einer Monarchie einer langen Periode von Segnungen entgegensehen, der die Mängel abgehen, 10. wie ihre wesentliche Bedeutung auf einer Rechts-, nicht Gewalt-Regierung beruht.

Mit diesen Erwägungen, so fährt die amtliche Kundgebung fort, ist Yuan, seiner Fähigkeiten sich bewußt und in der Tat die einzig verfügbare Persönlichkeit, bereit, sich und nach ihm seine Söhne und Enkel (der erste Hinweis auf eine erbliche Monarchie) der konstitutionellen Idee zu opfern, die Seine Majestät folgendermaßen umschreibt: 1. Fortschritt zur Zufriedenstellung aller, 2. Abtun mit der Maxime früherer Dynastien „Freude für eine Familie ohne Rücksicht auf den Volkswillen“, 3. Ausrottung aller Mißstände, die seit 4000 Jahren im Schwange gewesen sind, 4. Zusammenarbeiten von Fürst und Volk. Hilft uns der Himmel auch nur für eine Probezeit von 10 Jahren, so mögen wir Erfolg und Sicherheit erwarten.

Möglicherweise haben nur wenige Ausländer sich die Mühe gegeben, dieses vortreffliche amtliche Dokument zu studieren. Der Stil ist einfach und würdig, keinerlei hohle Redensarten oder niedrige Gesinnung. Bevor man über Yuan

den Stab bricht, sollten fremde Mächte das Schriftstück mit Verständnis lesen und erwägen.

(Prof. E. H. Parker in „Asiatic Review“, April 1916.)

Yuan schi-k'ai und die Revolution

Wird der Präsident, der schon aus schwierigeren Lagen sich herausziehen verstanden hat, auch diese Gefahren überwinden? Einige glauben es, und vielleicht wäre es zu wünschen. Jedenfalls würde sein Abgang einen Sprung ins Ungeisse bedeuten. Die bedrohte chinesische Einigkeit ließe sich nur im Kampf gegen einen gemeinsamen Feind wiederherstellen; aber damit würde die Unabhängigkeit der Nation Gefahr laufen unterzugehen.

(Le Temps, 28. April 1916.)

Berufung eines Parlaments

Von Yünnan aus erstrebt man den Wiedereintritt des im November 1913 von Yuan schi-k'ai aufgelösten Parlaments. Dreißig Mitglieder haben sich schon in Schanghai versammelt.

Dagegen hat die Peking Regierung beschlossen, das Parlament aus den Volksvertretern hervorgehen zu lassen, die im vorigen Jahre zwecks Abstimmung über die Frage der Staatsform zusammengetreten sind. Vor dem 1. Mai kann jedoch die Eröffnung des Parlaments nicht stattfinden. Die betreffenden Absichten der Regierung werden nicht nur von den Republikanern, sondern auch den Monarchisten streng kritisiert. Das Parlament in der geplanten Zusammenstellung sei eine unwürdige Volksversammlung, und die Monarchisten fürchten, daß die Berufung des Parlaments vor erfolgter Thronbesteigung zur Abschaffung der Monarchie und damit zu ihrem eigenen Sturze führen könne.

(Peking Gazette, 6. und 7. März 1916.)

H. F. Yuan shi/pa
F. Fumi 1916

The Times (London)

Nr. 4187 vom F. Fumi 1916

DEATH OF YUAN.

THE STRONG MAN OF
CHINA.PRESIDENT AND ALMOST
EMPEROR.

By the death of Yuan Shih-kai, which we announce on another page, China has lost the last of the statesmen associated with the prestige and power of the Empress Dowager Tzü Hsi, and the only man who, since her passing, had, in many respects, proved himself possessed of the qualities which the Chinese people expect and respect in their rulers. By his untimely end the Chinese nation is without any leader of recognized ability, without one whose name inspires confidence throughout the provinces.

In purely Oriental statecraft, and in the art of political intrigue, Yuan proved himself a past master. Self-reliant and silent, prudent in counsel, of many devices, leaving little to his subordinates and nothing to chance, he gradually weakened the hands of every man in whom he saw possibilities of danger. Urbane, dignified, and invariably courteous, his iron hand was never felt beneath the velvet glove until the moment had come for the *coup de grâce*. His courage was of the cold-blooded sort which calculates the odds to a nicety, and burns no boats behind it. None knew better than he the supreme value of money as a determining factor in Chinese politics, and of the human equation. He had a fine *flair* for merit

and talent in his subordinates, and was able to inspire them with feelings of respect and loyalty not common in Chinese *yaméns*. Above all, he had an intuitive appreciation of the soul of the Chinese people, for which (like the Old Buddha) he cherished a very real sympathy, and which undoubtedly guided the broad lines of his policy.

A SUPPORTER OF REFORM.

He towered above all his contemporaries, except perhaps Jung Lu, by the fact that, while he believed firmly in the moral philosophy upon which China's civilization is founded, and desired to maintain the unbroken continuity of her fundamental traditions, he was a constructive statesman in every sense of the word. Every desirable reform—legislation, education, army organization, opium abolition, &c.—received his sincere support. Yuan was not only a wise statesman; he proved himself during his tenure of the Tientsin Viceroyalty an exceptionally able and energetic administrator.

The late statesman was under no delusions as to the unfitness of the country for self-government and the impossibility of adjusting Republican forms and institutions to the existing structure of its body politic. He believed emphatically in the Monarchy as the only bond by which the integrity of the Empire could be maintained. Nevertheless, left practically single-handed to contend against the Southerners, he subsequently made a virtue of necessity and, following the traditional lines of Oriental diplomacy, professed his belief in the Republic and accepted its Presidency. Thereafter, adhering steadily to the orthodox traditions of the Mandarinate and practising the supple statecraft which he had learned in the service of the Empress Dowager and of Li Hung-chang, he set himself to oppose the "rampant democracy's" policy of disorganization and gradually to re-establish the State on the only lines which he considered suitable to the actual condition of the Chinese people—lines of benevolent despotism. This appealed to public

WENDEN!

opinion abroad as affording the best, if not the only, hope of averting from China all those perils which he had clearly foreseen.

EARLY YEARS.

Yuan Shih-kai was born at Hsiang Cheng, in Honan, on September 16, 1859. His family had long been distinguished in the service of the State. His grandfather, Yuan Chia-san, gained great distinction in the suppression of the Taiping Rebellion, and died, in 1864, with the rank of Imperial Commissioner and Provincial Commander-in-Chief. Early in life, after qualifying for the bachelor degree, Yuan Shih-kai devoted himself to the (then despised) military profession, and at the age of 20 became aide-de-camp to General Wu Chang-ching, then commanding in Eastern Shantung. His first notable opportunity came in July, 1882, when he became attached to the expeditionary force sent by Li Hung-chang to assist the King of Korea in quelling the rebellion which had broken out against him. In 1884 Yuan was given the command of the Chinese garrison of Korea. In the following year Yuan was appointed Imperial Resident. Thereafter, for nine years, he was the *de facto* ruler of Korea, loyally and ably assisted by Mr. (now Sir J.) McLeavy Brown.

Yuan's autocratic methods and uncompromising attitude involved him in continual difficulties with the Japanese at Seoul. In 1893 came the Tonghak rebellion, followed by an organized movement of the Nationalist Party at Seoul. Again, China, appealed to by the King, sent troops to assist him. Then came the sinking of the Kowshing and the first humiliating demonstration of China's military weakness. Yuan, protected by British blue-jackets, escaped from Seoul to the coast.

After the restoration of peace, influenced by his advice, Li Hung-chang entrusted him with the command of a new force of 5,000 men, to be trained experimentally by Western methods at a camp near Tientsin. This was the beginning of China's modern army. Yuan ruled his force with a rod of iron, and showed what could be achieved by regular and efficient training; yet, as events have since proved, even he could not instill into his troops the spirit of discipline and loyalty requisite for the making of a nation in arms.

Yuan's military reputation and forces became an all-important factor in the *coup d'état* of 1898, in the subsequent resumption of power by the Empress Dowager, and the humiliation of the unfortunate Emperor Kuang Hsi. By Yuan's own statement he failed the Emperor-reformer in his hour of need only because the Imperial orders brought to him secretly by T'an Tzu-tung were a copy, written with black, instead of the Imperial vermillion, ink. The reformers to a man asserted, and the Emperor himself declared to the last, that it was Yuan who betrayed the reformers' plot to Jung Lu; certainly the Emperor's brothers and family held the opinion, and acted upon it, when, after the death of Tzu Hsi, the Regent seized an early opportunity to strip Yuan of all his high offices and to drive him ignominiously into retirement. When all is said and done, Yuan knew the reformers' plans and could have saved the Emperor had he so desired. He preferred to throw in his lot with the Old Buddha and his blood-brother, Jung Lu.

VICEROY OF CHIHLI.

Whatever Yuan's part in the *coup d'état*, there is no doubt as to the courage and intelligent patriotism of the part which he subsequently played throughout the Boxer rising. His action in preventing the "mid-summer madness" from spreading southwards and east from Chihli, and in co-operating with the Yangtze Viceroys for the maintenance of law and order, undoubtedly saved the Empire and countless lives. His subsequent appointment to the Viceroyalty of Chihli (November, 1901) was welcomed by Chinese and foreigners alike as the best guarantee for the restoration of stability and progress. In this high office, which he assumed in circumstances of unusual difficulty, he displayed statesmanship of the highest order,

setting an example to the whole Empire in the matter of progressive administration. Recognizing the necessity for educational and administrative reform, he surrounded himself with the ablest of the foreign-educated Cantonese, and consistently advised the Throne to adopt a reasonably liberal policy in the direction of constitutional Government.

In September, 1907, he relinquished the post of Viceroy of Chihli to become the administrative head of the Foreign Office at Peking and a member of the Grand Council. Never have China's foreign relations been more ably conducted than during Yuan's term of office at the Wai-wu-pu. Foreigners trusted and respected him to an extent which greatly facilitated the transaction of diplomatic business; his independence, fair dealing, and willingness to accept responsibility were new features in the diplomacy of the Chinese Government. When, after the death of the Empress Dowager, he was dismissed from office by the purblind folly of the Manchu cabal he took with him the respect and sympathy of all who knew him. He retired to his home in Honan with the same philosophical dignity which distinguished his administration of affairs.

ELECTED PRESIDENT.

Recalled to office at the crisis of the Revolution in October, 1911, he was appointed President of the Council of Ministers on November 1, and became Prime Minister a fortnight later. He was elected Provisional President of the Chinese Republic on February 15, 1912, and on October 6, 1913, was elected President. Four days later he declared that China undertook to observe all the Treaties which had been entered into and all the obligations which China had incurred during the regimen of the Manchu Dynasty. During the summer and autumn of 1913 the revolt which originated in the defection of the T'utuh of Kiangsi spread rapidly and was overcome, but the situation was not satisfactory, owing to the failure of the Government to take full advantage of its successes.

The President abolished the Kuo Ming Tang, or Democratic Opposition Party, and deprived its members of their seats in Parliament. Subsequently Parliament itself was suspended and an administrative council formed to act until it should be reconstituted. The Convention appointed to amend the Provisional Constitution had completed its task by the spring of 1914. Extensive powers were conferred upon the President; a new Cabinet was also formed, the members of which were described as merely departmental chiefs. Yuan Shih-kai appeared to be master of the situation, and the general outlook showed signs of improvement. In pursuance of his policy to obtain control of the Army the President abolished the military governors; he also created new finance departments under the direct control of Peking with the object of smoothing the way to a maintenance of his control over the country.

THE MONARCHICAL MOVEMENT.

The late summer of 1915 was marked by a movement in Peking for the restoration of monarchical government, and the State Council passed a Bill providing for the constitution of a special body to pronounce upon the question. By November most of the provinces had voted for a Monarchy with Yuan Shih-kai as Emperor. Yuan declared that while he regarded it as necessary to bow to the will of the people in regard to a change of government, he felt that in view of the oath taken at the inauguration of the Republic he must decline the invitation to ascend the Throne. Immediately afterwards, in spite of the advice of the Powers, he announced that he had been "forced to submit to the people's will." His coronation was fixed for February 9, 1916, but once more provincial dissatisfaction with the President's methods began to take serious shape and Yuan announced that he had abandoned the proposal for a Monarchy. This did not satisfy the South; the provinces which had revolted formed a Provisional Government at Canton, declared that Yuan had forfeited his position by his acceptance of the Throne and proclaimed the Vice-

EARLY YEARS.

Yuan Shih-kai was born at Hsiang Cheng, in Honan, on September 16, 1859. His family had long been distinguished in the service of the State. His grandfather, Yuan Chia-san, gained great distinction in the suppression of the Taiping Rebellion, and died, in 1864, with the rank of Imperial Commissioner and Provincial Commander-in-Chief. Early in life, after qualifying for the bachelor degree, Yuan Shih-kai devoted himself to the (then despised) military profession, and at the age of 20 became aide-de-camp to General Wu Chang-ching, then commanding in Eastern Shantung. His first notable opportunity came in July, 1882, when he became attached to the expeditionary force sent by Li Hung-chang to assist the King of Korea in quelling the rebellion which had broken out against him. In 1884 Yuan was given the command of the Chinese garrison of Korea. In the following year Yuan was appointed Imperial Resident. Thereafter, for nine years, he was the *de facto* ruler of Korea, loyally and ably assisted by Mr. (now Sir J.) McLeavy Brown.

Yuan's autocratic methods and uncompromising attitude involved him in continual difficulties with the Japanese at Seoul. In 1893 came the Tonghak rebellion, followed by an organized movement of the Nationalist Party at Seoul. Again, China, appealed to by the King, sent troops to assist him. Then came the sinking of the Kowshing and the first humiliating demonstration of China's military weakness. Yuan, protected by British blue-jackets, escaped from Seoul to the coast.

After the restoration of peace, influenced by his advice, Li Hung-chang entrusted him with the command of a new force of 5,000 men, to be trained experimentally by Western methods at a camp near Tientsin. This was the beginning of China's modern army. Yuan ruled his force with a rod of iron, and showed what could be achieved by regular and efficient training; yet, as events have since proved, even he could not instill into his troops the spirit of discipline and loyalty requisite for the making of a nation in arms.

Yuan's military reputation and forces became an all-important factor in the *coup d'état* of 1898, in the subsequent resumption of power by the Empress Dowager, and the humiliation of the unfortunate Emperor Kuang Hsi. By Yuan's own statement he failed the Emperor-reformer in his hour of need only because the Imperial orders brought to him secretly by T'an Tzu-tung were a copy, written with black, instead of the Imperial vermilion, ink. The reformers to a man asserted, and the Emperor himself declared to the last, that it was Yuan who betrayed the reformers' plot to Jung Lu; certainly the Emperor's brothers and family held the opinion, and acted upon it, when, after the death of Tzu Hsi, the Regent seized an early opportunity to strip Yuan of all his high offices and to drive him ignominiously into retirement. When all is said and done, Yuan knew the reformers' plans and could have saved the Emperor had he so desired. He preferred to throw in his lot with the Old Buddha and his blood-brother, Jung Lu.

VICEROY OF CHIHLI.

Whatever Yuan's part in the *coup d'état*, there is no doubt as to the courage and intelligent patriotism of the part which he subsequently played throughout the Boxer rising. His action in preventing the "mid-summer madness" from spreading southwards and east from Chihli, and in co-operating with the Yangtze Viceroys for the maintenance of law and order, undoubtedly saved the Empire and countless lives. His subsequent appointment to the Viceroyalty of Chihli (November, 1901) was welcomed by Chinese and foreigners alike as the best guarantee for the restoration of stability and progress. In this high office, which he assumed in circumstances of unusual difficulty, he displayed statesmanship of the highest order, successfully maintaining China's sovereign rights in his relations with the Allied forces, then in garrison at Tientsin, and at the same time

the ablest of the foreign-educated Cantonese, and consistently advised the Throne to adopt a reasonably liberal policy in the direction of constitutional Government.

In September, 1907, he relinquished the post of Viceroy of Chihli to become the administrative head of the Foreign Office at Peking and a member of the Grand Council. Never have China's foreign relations been more ably conducted than during Yuan's term of office at the Wai-wu-pu. Foreigners trusted and respected him to an extent which greatly facilitated the transaction of diplomatic business; his independence, fair dealing, and willingness to accept responsibility were new features in the diplomacy of the Chinese Government. When, after the death of the Empress Dowager, he was dismissed from office by the purblind folly of the Manchu cabal he took with him the respect and sympathy of all who knew him. He retired to his home in Honan with the same philosophical dignity which distinguished his administration of affairs.

ELECTED PRESIDENT.

Recalled to office at the crisis of the Revolution in October, 1911, he was appointed President of the Council of Ministers on November 1, and became Prime Minister a fortnight later. He was elected Provisional President of the Chinese Republic on February 15, 1912, and on October 6, 1913, was elected President. Four days later he declared that China undertook to observe all the Treaties which had been entered into and all the obligations which China had incurred during the regimen of the Manchu Dynasty. During the summer and autumn of 1913 the revolt which originated in the defection of the T'utuh of Kiangsi spread rapidly and was overcome, but the situation was not satisfactory, owing to the failure of the Government to take full advantage of its successes.

The President abolished the Kuo Ming Tang, or Democratic Opposition Party, and deprived its members of their seats in Parliament. Subsequently Parliament itself was suspended and an administrative council formed to act until it should be reconstituted. The Convention appointed to amend the Provisional Constitution had completed its task by the spring of 1914. Extensive powers were conferred upon the President; a new Cabinet was also formed, the members of which were described as merely departmental chiefs. Yuan Shih-kai appeared to be master of the situation, and the general outlook showed signs of improvement. In pursuance of his policy to obtain control of the Army the President abolished the military governors; he also created new finance departments under the direct control of Peking with the object of smoothing the way to a maintenance of his control over the country.

THE MONARCHICAL MOVEMENT.

The late summer of 1915 was marked by a movement in Peking for the restoration of monarchical government, and the State Council passed a Bill providing for the constitution of a special body to pronounce upon the question. By November most of the provinces had voted for a Monarchy with Yuan Shih-kai as Emperor. Yuan declared that while he regarded it as necessary to bow to the will of the people in regard to a change of government, he felt that in view of the oath taken at the inauguration of the Republic he must decline the invitation to ascend the Throne. Immediately afterwards, in spite of the advice of the Powers, he announced that he had been "forced to submit to the people's will." His coronation was fixed for February 9, 1916, but once more provincial dissatisfaction with the President's methods began to take serious shape and Yuan announced that he had abandoned the proposal for a Monarchy. This did not satisfy the South; the provinces which had revolted formed a Provisional Government at Canton, declared that Yuan had forfeited his position by his acceptance of the Throne, and proclaimed the Vice-President, General Li Yuan-hung as President, but he was not generally recognized.

Signatur: *HL*

Datum: 7 Juni 1916

Rheinisch-Westfälische Zeitung (Essen)

Nr. 443 vom

7 Juni

1916

Juanischikai.

SE Haag, 7. Juni. (Eig. Drahtb.) Reuter meldet aus Peking: Die Ursache von Juanschikais Tod ist Mraemie. Vizepräsident Juanhung ist zum vorläufigen Präsidenten ernannt worden.

*

Aus dem großen Reiche der Mitte erreicht uns die Kunde, daß der Präsident Juanschikai gestorben sei. Wenn auch bisher über den Tod dieses Mannes keine näheren Nachrichten zu uns gelangt sind, so liegt doch trotz der Erklärung über die natürliche Todesursache Juanschikais die Vermutung nahe, daß der Präsident ein Opfer seiner Feinde geworden ist.

Das alte China, welches sich so lange von der europäischen Kultur abgeschlossen hatte, konnte den drängenden Anforderungen der neuen Zeit auf die Dauer nicht widerstehen, und es war unausbleiblich, daß es in der Folge zu Rückwirkungen auf die gesamten innerpolitischen Verhältnisse Chinas führen mußte, Rückwirkungen, die Umwälzungen zeitigen sollten, die in diesem millionenstarken und in vieltausendjähriger, eigenartiger Kultur erwachsenem Volke ungeheure Veränderungen hervorrufen mußten. Unseren unendlich viel kleineren europäischen Verhältnissen erscheinen die Vorgänge in dem chinesischen Riesentreiche oft in einem gänzlich falschen Lichte, und es ist besonders mit dem chinesischen Nationalbegriff ein Spiel getrieben worden, welches die Wirklichkeiten auf den Kopf zu stellen geeignet war. Das Chinesische Reich bestand aus einzelnen Teilen, sogenannten Provinzen, die unter sich nur durch die kaiserliche Zentralregierung in Peking zusammenhingen, sich im übrigen aber so fremd waren, daß sie gegenseitig ihre Sprache nicht verstanden, und nicht einmal bei der Verteilung des Reiches die Verpflichtung zur gemeinsamen Hilfe empfanden. Man mag sich vorstellen, welche Umwälzungen in diesem Lande schon dadurch stattfinden mußten, daß anstelle eines tausendjährigen Länderdienstes der moderne Telegraph oder die Eisenbahn traten. Die besten Kenner Chinas sind sich darüber einig, daß von allen Neuerungen, die im Laufe der Zeit ihren Weg nach China fanden, keine von so einschneidender Bedeutung waren, wie gerade die modernen Verkehrsmittel, da diese mit der raschen Überwindung der trennenden Riesenenfernungen und mit der dadurch bewirkten plötzlichen Verührung der verschiedensten Volksteile die bleierne Ruhe des Landes störten. Es entstand ein neues China, in welchem zum ersten Mal eine bewußte Vorstellung von der nationalen Einheit des Reiches erwuchs, und da die Träger dieses Gedankens ihre Bildung und ihr Wissen aus den verschiedenartigsten Staatsformen europäischer Kultur erworben hatten, konnte die erste Folge nur eine politische Verwirrung in allen Lagern sein. Nur eins wurde von allen Parteien und Vereinen der neuen Richtung betont, und das war die staatliche Zusammenfassung des gesamten Landes. In dem Kampf zwischen Altem und Neuem wurde die herrschende Dynastie gestürzt, und an ihre Stelle trat die chinesische Republik, mit dem Präsidenten Juanschikai an der Spitze.

Niemand traute der neuen Staatsverfassung Chinas eine lange Dauer zu. Selbst in der extremsten Beurteilung des Auslandes sah man in der Übertragung des amerikanischen Verfassungsmusters auf ein so ganz nach Herkommen und Lebensart verschiedenes Volk nur ein Uebergangsstadium, und Juanschikai selbst, der die Notwendigkeit erkannte, die chinesischen Provinzen in einer starken Zentralregierung zusammenzuhalten, glaubte, daß eine Lösung der Aufgabe nur in der Diktatur oder einer neuen, von ihm selbst begründeten kaiserlichen Dynastie gefunden werden könnte. Er war auf dem Wege, die Widerstände zu brechen, und in rastloser Organisationsarbeit die Grundlagen für das neue chinesische Staatswesen zu schaffen, als der Ausbruch des Weltkrieges den Japanern Gelegenheit gab, das Werk Juanschikais zu stören, wenn nicht zu vernichten, und wenn Juanschikai sein Leben vorzeitig beschließen mußte, dann war dabei sicherlich die japanische Hand im Spiele.

Juanschikai wurde am 20. September 1859 als Sohn eines kleinen Beamten im Tschanghing in der Provinz Honang geboren. Sein Vater und später sein Adoptivvater starben, als er noch mit den Studien beschäftigt war, die ihn nach deren Willen im Leben vorwärts bringen sollten. Anscheinend hat der chinesische Studiengang mit seiner ganzen formal-literarischen Bildung dem praktischen Kopfe Juanschikais wenig zugesagt, da er im Jahre 1876 bei der Prüfung im sogenannten Provinzialexamen in Kaifeng, der Hauptstadt von Honang, durchfiel. Da ihm zunächst weitere Mittel zum Studium nicht zur Verfügung standen, wurde er bei einem Verwandten Sekretär. Als er dann auch bei dem zweiten Anlauf im Jahre 1879 durchs Examen gefallen war, trat er als verllorener Sohn als gemeiner Soldat in das chinesische Heer ein. Hier hatte er mehr Glück, und er wurde als bereits mehrfach Beförderter in Tientsin dem berühmten Vizekönig Li Hungtschang vorgestellt, in dessen Auftrage er 1882 mit einer Besatzungstruppe in Korea weilte. Nach drei Jahren wurde er bereits chinesischer Resident in Seoul und geriet in dieser Stellung naturgemäß in starken Gegensatz zu den Japanern, weshalb er beim Ausbruch des chinesisch-japanischen Krieges in Ungnade von der kaiserlichen Witwe zurückgerufen wurde. Im Jahre 1898 betraute ihn der Kaiser Kwansü mit dem Auftrage, die Kaiserin-Witwe gefangen zu setzen, um den Reformen der neuen chinesischen Richtung Geltung verschaffen zu können. Juanschikai verriet aber den Kaiser und lud sich damit für alle Zeit einen folgenschweren Haß in China auf. Die chinesischen Wirren brachten den von dem Regenten verbannten Mann wieder an die Spitze der Geschäfte und Juanschikai verstand es, mit eiserner Faust die Zügel der Regierung zu halten, bis er nun anscheinend, da er vor den japanischen Intrigen stand hielt, vor dem japanischen Gifte weichen mußte.

Hamburger Nachrichten

Nr. *286* vom *7. Juni* 1916

Yuanfchikail †.

Schanghai, den 6. Juni.

Yuanfchikail ist Montag früh gestorben.

Der Präsident der Republik China, eine kurze Zeit lang sogar designierter Kaiser, ist verstorben. China hat seinen einzigen Mann, der imstande war, das Riesenreich durch all die Gefahren der Gegenwart sicher hindurch zu steuern, verloren. Das Reich der Mitte ist ein Rumpf ohne Kopf geworden und den habgierigen Nachbarmächten schutzlos und willenlos preisgegeben. Jüngst meldete uns ein Drahtbericht, daß Yuanfchikail an einer Vergiftung erkrankt sei. Freiwillig wird er das Gift nicht genossen haben. Sein Dasein war seit dem Sturz der Mandschu-Dynastie und besonders seitdem er die Kuomintang-Partei niedergeworfen, die Revolutionäre mit dem Dr. Sunjatsen, die zwar zertrümmern, aber nicht aufbauen, sondern nur für ihr Wohlbehagen wirken konnten, verbannt hat, stets gefährdet. Anschläge auf ihn wurden mehrfach durch den Draht gemeldet, noch weit mehr mögen verübt sein. Yuanfchikail hat sich stets davor zu wahren gewußt und wird nicht leichtsinnig und selbstsüchtiger sich den Mordlustigen überantwortet haben. Aber Japan ist in solchen Dingen durch alte Schulung gewitzt und hat sich die Nachahmung europäischen Wissenschaft flink zu eigen gemacht. Yuanfchikail war den Japanern immer im Wege, an Diplomatsenschläue ihnen gewachsen, an Klugheit und persönlichem Mut ihnen überlegen; Revolver, Dolch und Bomben wußte er zu vermeiden. Doch die Chemie mag dem alten Kriegsmann ferner gelegen haben. Der Vergiftungsversuch scheint geglückt zu sein. Wenn Yuanfchikail der Vergiftung, an der er jüngst erkrankte, erlegen ist, so weisen alle Spuren der Urheberchaft nach Japan. Dort haben die Sunjatsen und die Kuomintang ihre Zuflucht gefunden, von dort wurde, während die europäischen Mächte im Krieg liegen, China unablässig bedrängt. Japan schürte die Aufrührerbewegung in Süchina und hatte das nötige Geld dazu von England für seinen Raubüberfall auf das deutsche Kiautschou, von Rußland für seine Waffenlieferungen erhalten. Mit diesen Mitteln wird es auch die Mörder gedungen haben, die Yuanfchikail beseitigten und China den japanischen Räuberbegierden öffneten. Nun mag das Chinesenvolk sehen, welches Schicksal ihm erblüht. Glimpflich wird es nicht sein, aber auch nicht unverschuldet. Seit lange haben die Chinesen darauf verzichtet, sich gegen äußere Feinde wehrhaft zu halten, in sich waren sie uneins, nur auf den kleinen persönlichen Augenblicksvorteil bedacht und die Klügeren vertrauten auf die Eifersucht der Mächte und auf papierne Verträge, die Chinas „Integrität“ sichern sollten. Diese Sicherung wird nunmehr ein warnendes Exempel für alle Völker, erkannt werden. Japan, das alle die Verträge unterzeichnet hat, wird die Zeit nutzen, um seinen Gelüsten in dem weiten Reich zu frönen, da die Mitunterzeichner in schwerem Krieg Wichtigeres zu tun haben, als sich um China zu kümmern; und die Vereinigten Staaten — müssen in den europäischen Krieg dreinreden und einen neuen Präsidenten wählen. China liegt, seines einzigen

klugen, tapferen Staatsmannes und Heerführers beraubt, dem Ehrgeiz und der Goldgier etlicher Mandarinen überlassen, schutzlos und hilflos vor Japans Füßen.

Yuanfchikail war nach der in China üblichen Beamtenvorbereitung mit 23 Jahren als Vertreter seines Staates nach Korea entsandt worden und hatte sich dort die ersten diplomatischen Sporen im ausdauernden Kampf gegen japanische Einflüsse erworben. Zwölf Jahre später zog er sich zurück, wurde Justizkommissar in Tschili, Befehlshaber eines Armeekorps, Arbeitsminister und Gouverneur von Schantung, das er vor dem Völkeraufstand bewahrte und in Ruhe hielt. Er versuchte, da in ihm der Soldat den Staatsmann überwog, mit Erfolg eine Organisation der chinesischen Armee. Später wurde er Eisenbahnminister, Großkanzler und Prinzenerzieher und zeigte sich in all diesen verschiedenenartigen Ämtern brauchbar, teilweise sogar tüchtig, immer als einen Mann von hervorragender Begabung. Welche Rolle er bei den Reformbestrebungen des jungen Kaisers Kuangfui gespielt hat, ist nicht ganz klar. Jedenfalls erwarb er, als die Sache schief ging, das Vertrauen der Kaiserin-Lante Tschi, die den Kaiser unter ihre festen Hände nahm, der Revolution von oben ein schnelles Ende bereitete, aber Yuanfchikail einen Vertrauensposten gab. Nach dem Tode der alten Kaiserin, der auch der unglückliche junge Kaiser ins Jenseits folgen mußte, wurde Yuanfchikail, den hinarichten das Testament des jungen Kaisers empfahl, im Jahre 1909 verbannt. Doch zwei Jahre später rief ihn die Dynastie zurück. Jetzt ging es ihr selbst ans Leben; Dr. Sunjatsen machte seine Revolution und stürzte das Kaiserhaus. Yuanfchikails klugem Eingreifen war es zu danken, daß diese Umwälzung ohne Blutvergießen verlief und die entthronte Mandschu-Dynastie ihr Dasein weiterfristen konnte. Im Jahre 1912 wählte ihn die Nationalversammlung in Nanking zum provisorischen Präsidenten der Chinesischen Republik. Im selben Jahre kreierte unter seinem Wagen eine Bombe; Yuanfchikail zeigte seinen persönlichen Mut und erwarb die allgemeine Achtung, da er kaltblütig seine Zigarette weiter rauchte. Mit gleichem Mut stürzte er die Partei der Revolutionäre und jagte den Dr. Sunjatsen mit seinem Anhang aus dem Lande. Am 6. Oktober 1913 wurde Yuanfchikail endgültig zum Präsidenten der Republik auf fünf Jahre gewählt. Er setzte nun die Organisation der chinesischen Armee fort und wußte durch die ihm zugetanen Generale die von Japan durch Sunjatsens Vermittlung in Süchina entfesselte Revolution zu bändigen. Als der Weltkrieg ausgebrochen war, sah Yuanfchikail ein, daß er noch nicht die erforderliche Seeresmacht hatte, um Japan entgegenzutreten zu können; deshalb gab er den japanischen Ansprüchen nach, ohne sie vollständig zu erfüllen, und Polizei-, Berg- und Verkehrsweisen und die Seeresleitung dem begehrtlichen Inselreich auszuliefern. Yuanfchikails Anhänger erkannten nach diesen klug geführten Verhandlungen, daß er der einzige Mann war, der China vor der völligen Unterwerfung unter Japans Geleiste bewahren konnte und schlugen ihm vor etlichen Monaten vor, die Kaiserwürde anzunehmen. Nach einigem Zögern zeigte sich Yuanfchikail dazu bereit. Aber inzwischen hatte Japan die ausreichenden Geldmittel erworben, um diese Pläne zu durchkreuzen. Der Süden erhob sich gegen den Norden, und Yuanfchikail erkannte, daß seine Zeit noch nicht gekommen war. Darum legte er vor kurzem die Kaiserwürde nieder. Die neue Revolution gegen dieses Kaisertum, die natürlich von Japan ausgerufen war, scheint ungefährlich verlaufen zu sein. Soeben war Yuanfchikail im Begriff, den Aufruhr der südlichen Provinzen, die sich für selbständig erklärt hatten, zu beschwichtigen: da erkrankte er an einer Vergiftung, und jetzt ist er, wahrscheinlich an den Folgen dieser Erkrankung, gestorben. Japan hat durch Meuchelmod gesiegt. Für China ziehen schwere Zeiten herauf.

Signatur: *H. P. Manchukai*
Datum: *7. Juni* 1916**The Times (London)**Nr. *484* vom *7. Juni* 1916**President Yuan Dead.**

The untimely death of PRESIDENT YUAN SHIH-KAI leaves the Chinese Republic without a single statesman capable of commanding the support of the whole country. PRESIDENT YUAN owed his position to the fact that he was almost the only prominent Chinese who combined wide experience of affairs with practical military knowledge. He was the creator of China's new Army, and for a long time could count upon its support, though in the end he found that the personal allegiance of the soldiers he had trained was not proof against temptation and intrigue. He used his troops to restore order and to enforce obedience, but it may be said of him that in his later years he was neither a dictator nor a tyrant. He employed force when force was necessary, largely because he realized that no other means would suffice to prevent the Republic from falling to pieces. His long quarrel with the doctrinaire Cantonese was the outcome of his conviction that their methods and aims were unpractical, and that China needed firm personal rule. The same conviction, sincerely held, led him at length to make the mistake of attempting to become Emperor and to found a new dynasty. His decision was a mistake, because he could not carry public opinion with him, and because he was not strong enough to enforce his will. In the last few months he seems to have undergone a physical breakdown, for the second time in his career, and his condition accounts for the comparative feebleness of his control towards the end. Though PRESIDENT YUAN tried to restore the monarchical principle, he was no mere reactionary. He was far more enlightened and progressive than many of his associates, with the further difference that his reforms always took a practical shape. He had great strength of mind, and much courage and determination, and he was a patriot in a land where patriotism in the Western sense is at a discount. He was an intense believer in the Chinese race and in China, and never lost faith in his country's destinies.

Signatur: *H. p.*Datum: *8. Juni* 1916

Frankfurter Zeitung

Nr. *154* vom *7. Juni* 1916

Yüan Shi-kai gestorben?

(In einem Teil der letzten Ausgabe schon mitgeteilt.)

Schanghai, 6. Juni. (W. B.) Meldung des Reuterschen Bureaus. Yüan Shi-kai ist Montag früh gestorben.

Es entspricht einer allgemeinen chinesischen Gepflogenheit, den Tod höchster Persönlichkeiten nicht sofort bekannt zu geben. Die Nachricht, daß Yüan Shi-kai am 5. ds. Mts. gestorben sei, hat Schanghai und von dort Europa überraschend früh erreicht. Yüan ist schon öfters tot gesagt worden. Man muß also auch der heutigen Meldung über den Tod, trotz ihrer Zweifel scheinbar nicht duldbarer Kürze, einstweilen mit Vorsicht entgegentreten. Wie wir erfahren, liegt der chinesischen Gesandtschaft in Berlin noch keine eigene Nachricht über den angeblichen Tod des Präsidenten vor. Auch wird die Neutermeldung von dieser amtlichen Vertretung Chinas für unwahrscheinlich gehalten.

Nr. 154 v. 7. Juni 1916

Yüan Schih-kai.

Peking, 6. Juni. (W. B.) Meldung des Reuterschen Bureaus. Yüan Schih-kai ist an Urämie gestorben. Lihüang Hung hat zeitweilig die Präsidentenschaft übernommen.

(Durch diese zweite Neutermeldung wird, zumal sie aus Peking stammt, wahrscheinlicher gemacht, daß der Tod Yüan Schih-kais wirklich erfolgt ist. Allerdings liegt bis zur Stunde eine amtliche chinesische Bestätigung nicht vor, was immerhin auffällig ist. — Lihüang Hung ist der bisherige Vizepräsident der Republik, dessen Berater im allgemeinen als japanfreundlich gelten. D. Red.)

WIENDEN!

Yüan Schih-kais Tod.

Yüan Schih-kai ist gestorben, ein schwerer Schlag für China in einer kritischen Zeit. Wiederholt hat man in den letzten Monaten von Attentaten gegen Yüans Leben gehört. Das läßt darauf schließen, daß Mörder ihn eng umdrängten und daß sein jetzt eingetretener Tod ein gewaltsamer gewesen sei. Aber es ist leicht, Mord zu vermuten und des Mordes zu zeihen, aber schwer, den Beweis dafür anzutreten. Einstweilen wollen wir es glauben, daß Yüan Schih-kai einer Krankheit erlegen sei. Der kaum Sechzigjährige erfreute sich einer guten Gesundheit, aber wer die Chinesen kennt, der weiß, daß gerade sie in vorgerücktem Alter oft schweren Enttäuschungen nicht zu widerstehen vermögen. In der Nacht vom 29. Februar zum 1. März 1912, als sich die 3. Division in Peking empörte, alterte Yüan Schih-kai um Jahre, und man kann sich sehr wohl denken, daß er unter den harten Schicksalsschlägen, die ihn in den letzten Monaten getroffen haben, zusammengebrochen sei.

Es ist eine merkwürdige Tatsache, daß die größten Männer in dem bis vor wenigen Jahren autokratisch regierten China meist Söhne des Volkes waren, daß sich in diesem Lande das Talent nach seinem wahren Wert und weniger nach der Herkunft der Betreffenden bis zu den höchsten Ämtern Bahn brechen konnte. Auch Yüan Schih-kai war nicht hoher Herkunft. Er verfügte auch nur über eine mittelmäßige Bildung, und noch als er Präsident war, wurde seine kalligraphisch nicht einwandfreie Handschrift von den strengen Literaten Chinas belächelt. Was Yüan Schih-kai weit über den Durchschnitt erhob, war sein ungemein gesunder Menschenverstand, sein scharfer Blick für das Notwendige und Nützliche und die Kunst, geeignete Mitarbeiter heranzuziehen und sie erhalten zu erhalten. Yüan war kein Gewaltmensch; er hat nie versucht, das Schicksal zu zwingen, er war kein Steuermann, der gegen den Strom anging. Aber er nutzte die Strömungen aus, und das Ziel, das er auf diese Weise erreichte, war meist gut.

Der Lebensgang dieses großen Chinesen ist hinreichend bekannt. Es sei hier nur auf zwei dunkle Abschnitte in seiner Laufbahn hingewiesen, auf welche spätere Forschung wohl ein klares Licht werfen wird. Yüan Schih-kai ist oft beschuldigt worden, daß er aus Opportunitätsgründen im Jahre 1898 den Kaiser Kwang Hsi, der auf ihn seine ganze Hoffnung gesetzt hatte, verraten habe. Der junge Kaiser wollte damals die Kaiserinwitwe mit Hilfe der Truppen des Generals Yüan gefangen nehmen lassen, um ungehindert dem Lande die notwendigen Reformen geben zu können. Yüan erstattete seinem Chef, Hung Yu, dem Vizekönig von Tschili, von den Plänen des Kaisers Meldung, der sofort der Kaiserin den ganzen Anschlag aufdeckte. Die Reformisten haben damals den Verräter Yüan Schih-kai verdammt, aber die Ereignisse, die der großen chinesischen Revolution folgten, haben gezeigt, daß in China plötzliche Reformen gefahrbringend sind. Der Zusammenbruch des Jahres 1912 wäre fraglos schon im Jahre 1898 eingetreten, wenn Yüan Schih-kai damals die Pläne des Kaisers nicht verraten hätte, und man kann heute wohl das Urteil fällen, daß Yüan im Jahre 1898 aus Vaterlandsliebe und dem Bewußtsein seiner schweren Verantwortung gehandelt hat. Der andere dunkle Abschnitt seiner Laufbahn umfaßt die letzten Monate seines Lebens. Yüan Schih-kai hat die Hand nach der Kaiserkrone ausgestreckt. Einen mißglückten Staatsstreich dieser Art pflegt die Geschichte zu verurteilen. Sicherlich hat persönlicher Ehrgeiz den sonst so klaren Blick Yüans in dieser Frage getrübt, aber es ist schon jetzt erwiesen, daß er ursprünglich nicht nach der Kaiserwürde gestrebt hat. Yüan Schih-kai war Monarchist. Noch in den letzten Tagen der Mandschus hat er versucht, diesen den Kaiserthron zu erhalten, indem er in Schanghai, wo damals die Kaiserlichen und Republikaner berieten, eine großartige Presseagitation zugunsten der monarchischen Regierungsform einleitete. Yüan hatte selbst mit der Absicht, der Mandschus nichts zu tun. Er hat seinen Herrscher nicht vom Thron gestoßen, um selbst zu herrschen. Erst später, als eine starke Partei die Rückkehr zur Monarchie verlangte, beschloß er, sein eigenes Schicksal mit dem des Landes zu verbinden, indem er sich bereit erklärte, die Kaiserwürde anzunehmen. Aber auch bei der Erstrebung dieses hohen Ziels wurde er allem Anschein nach von Vaterlandsliebe geleitet. Denn fraglos hätte er das Ziel erreicht, wenn er zum Kaiser

Yüan Schih-kai war kein ausgesprochener Freund der Deutschen. Er kannte uns wenig. Dennoch hätte sein gutes Urteilsvermögen ohne Zweifel nach dem Kriege erkannt, wie sehr deutsche Leistungsfähigkeit China bei seiner wirtschaftlichen Entwicklung nützlich zu sein vermag. Für Deutschland ist deshalb der plötzliche Tod Yüan Schih-kais ein Verlust. Für England und Amerika ist er ein empfindlicher Schlag. Denn auf diese beiden Länder hat der verstorbene Präsident stets gebaut. Er hat englische und amerikanische Berater in großer Zahl angestellt und alles getan, um die englischen und amerikanischen Handelsinteressen in China zu fördern, weil er hoffte, dadurch Schutz gegen Japan zu erhalten. Japan hat allen Grund, sich zu Yüans Tod zu beglückwünschen.

Wie sich die Dinge in China nun gestalten werden, ist unabsehbar. Das Ansehen des Namens Yüan Schih-kai hat nach dem Sturz der Mandschus allein vermocht, die Provinzen des Reiches wieder unter einem Banner zu vereinigen und die modernen Truppen des Landes im Gehorsam zu halten. Die Lage hat sich heute zwar insofern geändert, als die Aufständischen des Südens behaupteten, daß nur die Persönlichkeit des Präsidenten sie daran hindere, in den Staatsverband zurückzukehren. Andererseits erblickten bis heute noch die Provinzen des Nordens das Heil des Landes in der Amtstätigkeit Yüan Schih-kais. Wenn sich Norden und Süden mit der neuen Sachlage abfinden, wenn sich die Führer im Bewußtsein der äußeren und inneren Gefahren einmütig zusammentun, um einen Ersatz für den Toten zu schaffen, dann mag das Hinscheiden Yüan Schih-kais zur Versöhnung der Gegensätze beitragen. Verfassungsgemäß tritt Li Yüan-hung, der Vizepräsident, provisorisch die Regierung an, bis ein neuer Präsident durch das Parlament gewählt ist. Li ist der Genera, der, von den Japonettstippen seiner Soldaten gedrängt, im Oktober 1911 in Wutschang (Hankau) die Fahnen der Rebellion gegen die Mandschus erhob. Er wurde dann Tatu von Hupeh und wäre wohl der erste von den Sübprovinzen gewählte Präsident der chinesischen Republik geworden, wenn Sun Yatzen nicht plötzlich auf der Bildfläche erschienen wäre. Als Yüan Schih-kai Nord und Süd als zweiter Präsident vereinigte, wurde Li als Vizepräsident und zugleich Generalgouverneur von Hupeh und Chef des Großen Generalstabs bestätigt. Li Yüan-hung blieb zunächst in Wutschang, das, so lange er dort regierte, als starker republikanischer Gegenpol gegenüber den monarchistischen Tendenzen der Peking-er Stellen galt. Als Li später auf Zureden des Präsidenten seinen Wohnsitz nach Peking verlegte, hörte er auf, eine aktive politische Rolle zu spielen. Der neue provisorische Präsident gilt als sympathischer, biederer, aber nicht sehr bedeutender Mann. Er erfreut sich zur Zeit in China einer großen Beliebtheit. Als Führer der Tsching-tang, der Fortschrittspartei, die gegenwärtig wohl die stärkste organisierte Partei in China ist, verfügt er über ein gewisses Ansehen, obgleich er keineswegs die Macht hat, die Yüan Schih-kai besaß. Von den rebellischen Provinzen des Südens ist Li bereits als Präsident außersehen worden, und es ist wahrscheinlich, daß auch der Norden der Einheit wegen seine provisorische Nachfolge gutheißen wird. Ob sich jedoch die ehrgeizigen Parteiführer von Nord und Süd dauernd der Autorität des an und für sich wenig starken Mannes unterwerfen werden, ist einstweilen fraglich. Das Parlament ist noch nicht einberufen worden, ja es gibt noch nicht einmal ein Wahlgesetz, das republikanischen Auffassungen entspricht. Die Wahl des endgültigen Nachfolgers Yüan Schih-kais wird darum großen Schwierigkeiten begegnen.

Als Li Yüan-hung Generalgouverneur von Hupeh war, gelang es den Japanern, ihre Stellung in Hankau und im ganzen Yangtseki zu erweitern. Li war damals mit Japan freundlich gesinnt. Deshalb hat Li Yüan-hung selbst den Ruf, den Japanern nicht abgeneigt zu sein. Die Kandidatur bis ist also der japanischen Regierung durchaus genehm. Es ist wohl anzunehmen, daß Li die Herstellung freundschaftlicher Beziehungen zu Japan begünstigen wird. Wenn die Japaner jedoch fortfahren, China zu demütigen und zu schädigen, würde ihnen auch der provisorische Nachfolger Yüan Schih-kais Widerstand bieten müssen, denn das chinesische Volk ist Japan gegenüber argwöhnisch geworden. Es fürchtet für China das Schicksal Koreas.

Yüan Schih-kai ist gestorben, ein schwerer Schlag für China in einer kritischen Zeit. Wiederholt hat man in den letzten Monaten von Attentaten gegen Yüans Leben gehört. Das läßt darauf schließen, daß Mörder ihn eng umdrängten und daß sein jetzt eingetretener Tod ein gewaltsamer gewesen sei. Aber es ist leicht, Mord zu vermuten und des Mordes zu zeihen, aber schwer, den Beweis dafür anzutreten. Einstweilen wollen wir es glauben, daß Yüan Schih-kai einer Krankheit erlegen sei. Der kaum Sechzigjährige erfreute sich einer guten Gesundheit, aber wer die Chinesen kennt, der weiß, daß gerade sie in vorgerücktem Alter oft schweren Enttäuschungen nicht zu widerstehen vermögen. In der Nacht vom 29. Februar zum 1. März 1912, als sich die 3. Division in Peking einpörlte, altete Yüan Schih-kai um Jahre, und man kann sich sehr wohl denken, daß er unter den harten Schicksalsschlägen, die ihn in den letzten Monaten getroffen haben, zusammengebrochen sei.

Es ist eine merkwürdige Tatsache, daß die größten Männer in dem bis vor wenigen Jahren autokratisch regierten China meist Söhne des Volkes waren, daß sich in diesem Lande das Talent nach seinem wahren Wert und weniger nach der Zukunft der Betreffenden bis zu den höchsten Amtsstellen Bahn brechen konnte. Auch Yüan Schih-kai war nicht hoher Abkunft. Er verfügte auch nur über eine mittelmäßige Bildung, und noch als er Präsident war, wurde seine kalligraphisch nicht einwandfreie Handschrift von den strengen Literaten Chinas belächelt. Was Yüan Schih-kai weit über den Durchschnitt erhob, war sein ungemein gesunder Menschenverstand, sein scharfer Blick für das Notwendige und Nützliche und die Kunst, geeignete Mitarbeiter heranzuziehen und sie erhalten zu erhalten. Yüan war kein Gewaltmensch; er hat nie versucht, das Schicksal zu zwingen, er war kein Steuermann, der gegen den Strom anging. Aber er nutzte die Strömungen aus, und das Ziel, das er auf diese Weise erreichte, war meist gut.

Der Lebensgang dieses großen Chinesen ist hinreichend bekannt. Es sei hier nur auf zwei dunkle Abschnitte in seiner Laufbahn hingewiesen, auf welche spätere Forschung wohl ein klares Licht werfen wird. Yüan Schih-kai ist oft beschuldigt worden, daß er aus Opportunitätsgründen im Jahre 1898 den Kaiser Kwang Hsi, der auf ihn seine ganze Hoffnung gesetzt hatte, verraten habe. Der junge Kaiser wollte damals die Kaiserintimie mit Hilfe der Truppen des Generals Yüan gefangen nehmen lassen, um ungehindert dem Lande die notwendigen Reformen geben zu können. Yüan erstattete seinem Chef, Tung Zu, dem Vizekönig von Tschili, von den Plänen des Kaisers Meldung, der sofort der Kaiserin den ganzen Anschlag aufdeckte. Die Reformisten haben damals den Verräter Yüan Schih-kai verdammt, aber die Ereignisse, die der großen chinesischen Revolution folgten, haben gezeigt, daß in China plötzliche Reformen gefahrbringend sind. Der Zusammenbruch des Jahres 1912 wäre fraglos schon im Jahre 1898 eingetreten, wenn Yüan Schih-kai damals die Pläne des Kaisers nicht verraten hätte, und man kann heute wohl das Urteil fällen, daß Yüan im Jahre 1898 aus Vaterlandsliebe und dem Bewußtsein seiner schweren Verantwortung gehandelt hat. Der andere dunkle Abschnitt seiner Laufbahn umfaßt die letzten Monate seines Lebens. Yüan Schih-kai hat die Hand nach der Kaiserkrone ausgestreckt. Einen mißglückten Staatsstreich dieser Art pflegt die Geschichte zu verurteilen. Sicherlich hat persönlicher Ehrgeiz den sonst so klaren Blick Yüans in dieser Frage getrübt, aber es ist schon jetzt erwiesen, daß er ursprünglich nicht nach der Kaiserwürde gestrebt hat. Yüan Schih-kai war Monarchist. Noch in den letzten Tagen der Mandschus hat er versucht, diesen den Kaiserthron zu erhalten, indem er in Schanghai, wo damals die Kaiserlichen und Republikaner berieten, eine großzügige Presseagitation zugunsten der monarchischen Regierungsform einleitete. Yüan hatte selbst mit der Absetzung der Mandschus nichts zu tun. Er hat seinen Herrscher nicht vom Thron gestoßen, um selbst zu herrschen. Erst später, als eine starke Partei die Rückkehr zur Monarchie verlangte, beschloß er, sein eigenes Schicksal mit dem des Landes zu verbinden, indem er sich bereit erklärte, die Kaiserwürde anzunehmen. Aber auch bei der Erstrebung dieses hohen Ziels wurde er allem Anschein nach von Vaterlandsliebe geleitet. Denn fraglos hätte er das Ziel erreicht, wenn er zum Schanden seines Landes den Japanern willfährig gewesen oder, wie die Engländer es forderten, der Entente im Kampf gegen Deutschland beigetreten wäre.

Yüan Schih-kai ist gestorben, ein schwerer Schlag für China in einer kritischen Zeit. Wiederholt hat man in den letzten Monaten von Attentaten gegen Yüans Leben gehört. Das läßt darauf schließen, daß Mörder ihn eng umdrängten und daß sein jetzt eingetretener Tod ein gewaltsamer gewesen sei. Aber es ist leicht, Mord zu vermuten und des Mordes zu zeihen, aber schwer, den Beweis dafür anzutreten. Einstweilen wollen wir es glauben, daß Yüan Schih-kai einer Krankheit erlegen sei. Der kaum Sechzigjährige erfreute sich einer guten Gesundheit, aber wer die Chinesen kennt, der weiß, daß gerade sie in vorgerücktem Alter oft schweren Enttäuschungen nicht zu widerstehen vermögen. In der Nacht vom 29. Februar zum 1. März 1912, als sich die 3. Division in Peking einpörlte, altete Yüan Schih-kai um Jahre, und man kann sich sehr wohl denken, daß er unter den harten Schicksalsschlägen, die ihn in den letzten Monaten getroffen haben, zusammengebrochen sei.

Wie sich die Dinge in China nun gestalten werden, ist unabsehbar. Das Ansehen des Namens Yüan Schih-kai hat nach dem Sturz der Mandschus allein vermocht, die Provinzen des Reiches wieder unter einem Banner zu vereinigen und die modernen Truppen des Landes im Gehorsam zu halten. Die Lage hat sich heute zwar insofern geändert, als die Aufständischen des Südens behaupteten, daß nur die Persönlichkeit des Präsidenten sie daran hindere, in den Staatsverband zurückzukehren. Andererseits erblickten bis heute noch die Provinzen des Nordens das Heil des Landes in der Amtstätigkeit Yüan Schih-kais. Wenn sich Norden und Süden mit der neuen Sachlage abfinden, wenn sich die Führer im Bewußtsein der äußeren und inneren Gefahren einmütig zusammenschließen, um einen Ersatz für den Toten zu schaffen, dann mag das Hinscheiden Yüan Schih-kais zur Versöhnung der Gegensätze beitragen. Verfassungsgemäß tritt Li Yuan-hung, der Vizepräsident, provisorisch die Regierung an, bis ein neuer Präsident durch das Parlament gewählt ist. Li ist der Genera, der, von den Bajasettipigen seiner Soldaten gedrängt, im Oktober 1911 in Wutschang (Hankau) die Fahnen der Rebellion gegen die Mandschus erhob. Er wurde dann Lulu von Hupeh und wäre wohl der erste von den Sübprovinzen gewählte Präsident der chinesischen Republik geworden, wenn Sun Yatzen nicht plötzlich auf der Bildfläche erschienen wäre. Als Yüan Schih-kai Nord und Süd als zweiter Präsident vereinigte, wurde Li als Vizepräsident und zugleich Generalgouverneur von Hupeh und Chef des Großen Generalstabs bestätigt. Li Yuan-hung blieb zunächst in Wutschang, das, so lange er dort regierte, als starker republikanischer Gegenpol gegenüber den monarchistischen Tendenzen der Peking-er Stellen galt. Als Li später auf Zureden des Präsidenten seinen Wohnsitz nach Peking verlegte, hörte er auf, eine aktive politische Rolle zu spielen. Der neue provisorische Präsident gilt als sympathischer, biederer, aber nicht sehr bedeutender Mann. Er erfreut sich zur Zeit in China einer großen Beliebtheit. Als Führer der Tschiputang, der Fortschrittspartei, die gegenwärtig wohl die stärkste organisierte Partei in China ist, verfügt er über ein gewisses Ansehen, obgleich er keineswegs die Macht hat, die Yüan Schih-kai besaß. Von den rebellischen Provinzen des Südens ist Li bereits als Präsident aussersehen worden, und es ist wahrscheinlich, daß auch der Norden der Einigkeit wegen seine provisorische Nachfolge gutheißen wird. Ob sich jedoch die ehrgeizigen Parteiführer von Nord und Süd dauernd der Autorität des an und für sich wenig starken Mannes unterwerfen werden, ist einstweilen fraglich. Das Parlament ist noch nicht einberufen worden, ja es gibt noch nicht einmal ein Wahlgesetz, das republikanischen Auffassungen entspricht. Die Wahl des endgültigen Nachfolgers Yüan Schih-kais wird darum großen Schwierigkeiten begegnen.

Als Li Yuan-hung Generalgouverneur von Hupeh war, gelang es den Japanern, ihre Stellung in Hankau und im ganzen Yangtseetal zu erweitern. Li war damals mit Japan umgeben, die in Japan studiert hatten und Japan freundlich gesinnt waren. Deshalb hat Li Yuan-hung selbst den Ruf, den Japanern nicht abgeneigt zu sein. Die Kandidatur Lis ist also der japanischen Regierung durchaus genehm. Es ist wohl anzunehmen, daß Li die Herstellung freundschaftlicher Beziehungen zu Japan begünstigen wird. Wenn die Japaner jedoch fortfahren, China zu demütigen und zu schädigen, würde ihnen auch der provisorische Nachfolger Yüan Schih-kais Widerstand bieten müssen, denn das chinesische Volk ist Japan gegenüber argwöhnisch geworden. Es fürchtet für China das Schicksal Koreas.

— Berlin, 8. Juni. (Priv.-Tel., ff.) Die chinesische Gesandtschaft hat nun eine Bestätigung der Meldung über den Tod Yüan Schih-kais erhalten. Sie teilt uns folgendes mit: „Der Präsident ist am Dienstag früh um 11 Uhr gestorben. Der Vizepräsident Li Yuan-hung hat verfassungsgemäß die Regierung übernommen.“

Frankfurter Zeitung

Nr. *159* vom *9 Juni* 1916

Yüan Schih - tai.

Es war der erste Jahrestag der Revolution. Die Truppen defilierten in Gruppenkolonnen vor dem Kriegsministerium in Peking, das in dem ersten Jahre der Republik als Präsidenschaftspalais eingerichtet war. Yüan Schih-tai stand, umgeben von seinen Generalen, vor dem Portal des Gebäudes und nahm die Parade ab. Ich war ganz in seiner Nähe und hatte deshalb die beste Gelegenheit, bei dieser Bestätigung mir sein Bild einzuprägen: nichts an ihm drückte das Geiraitige seiner Persönlichkeit aus. Man glaubte einen chinesischen Bauer zu sehen, der sich in eine europäische Generaluniform gekleidet hatte. Die kurzen, dicken Beine, mit den faltenreichen, schledrigen Hosen, die unten in niedrigen Reiterstiefeln endeten; der gedrungene Körper im goldbetrehten Generalsrock und darüber das simple Bauerngezicht: da war manches, was nicht zueinander stimmen wollte. In dem glühenden Kreis seines Gefolges machte er einen fast verlegenen Eindruck; aber die kleinen, klugen Augen des Präsidenten gingen lebhaft hin und her. Es entging ihnen nichts, und man sah in ihnen deutlich das Gefühl des Stolzes, der Befriedigung oder der Mißbilligung, je nachdem sich gerade die vorbeimarschierende Truppe präsentierte. Das Leben der Augen verriet, daß dieser Kopf schnell und klar aufzufassen und die Gedanken rasch zu ordnen vermochte, und dadurch erhielt das Gesicht den Ausdruck bewundernswerter Urteilskraft; man hatte das Gefühl, es mit einem ungemein gewiegten Schachspieler zu tun zu haben. Ein gewiegter Schachspieler ist Yüan ja auch sein Leben lang gewesen. Er hat die Figuren rücksichtslos verschoben, wie es ihm für die Zwecke, denen er diente, am geeignetsten erschien. Sentimentalität darf einem Schachspieler keine Hemmungen auferlegen, mag er auch sonst ein gutmütiger Mensch sein. So hat auch der Politiker Yüan Schih-tai Rücksichten nicht gekannt, wenn es galt, hohe Ziele zu erreichen, aber dabei blieb er doch ein gutmütiger Mensch. Die Politik hat nun einmal nichts mit dem Privatleben zu tun, besonders nicht in einem asiatischen Land.

In seiner Häuslichkeit war Yüan Schih-tai der behäbige Chinese, der seinem Körper nichts versagte. Er hatte einen gesunden Appetit, und sein vertrauter Privatsekretär berichtet mir einmal, daß die Zahl der Eier bei seinem Frühstück das Duzend meist überschreite. Auch liebte er besonders Klöße und das chinesische Brot, Mantou genannt. Yüan, der mehrere Frauen hatte, folgte darin nur der Sitte des Landes. Seine erste Frau, die nach chinesischem Gesetz ja als die eigentliche Gattin gilt, hielt er besonders hoch, und Mrs. Yüan Schih-tai, wie die Engländer zu sagen pflegten, spielte ihre Rolle bei den diplomatischen Empfängen in Peking zwar nicht mit großer Gewandtheit, jedoch mit Würde und Grazie. Yüans Kinderschar übersteigt, wenn ich nicht irre, ein Viertelhundert. Der Himmel hat ihn also nach chinesischer Auffassung für seine Tugendhaftigkeit reich belohnt. Der große Staatsmann liebte Blumen über alles. Als er sich nach dem Tode der Kaiserin-Witwe auf seinen Heimatsitz in Tschangtsch zurück-

ziehen mußte, lebte er fast ausschließlich der Pflege seiner Pflanzen. Er hat auch den Winterpalast in Peking mit seinen einzig schönen Partanlagen, Seen und Inseln den kalten Steinmauern der „Verbotenen Stadt“, die er den Mandschus überließ, als Wohnsitz vorgezogen.

Yüan Schih-tai war als Mensch eine durchaus sympathische Persönlichkeit. Politische Gegner haben versucht, sein Charakterbild zu entstellen, aber die Geschichte wird diesem Mann, der so viel für sein Vaterland getan hat, Gerechtigkeit widerfahren lassen.

D.

WENDEN!

nr. 159 v. 9. Juni 1916

Yüan Schih-Kai.

t Haag, 9. Juni. (Priv.-Tel., ff.) Ueber den Tod Yüan Schih-Kais liegt folgende von der „Times“ wiedergegebene Neutermeldung aus Peking vor:

Yüan Schih-Kai starb an Urämie, die durch nervösen Zusammenbruch veranlaßt worden war. Drei französische Aerzte und eine Anzahl chinesischer Doktoren leisteten ihm während seiner Krankheit Beistand. Nach der Meinung der französischen Aerzte, die am 2. Juni ausgesprochen wurde, war keine Gefahr vorhanden. Aber kurz darauf verschlimmerte sich der Zustand des Präsidenten rasch und ohne Zweifel entstanden Komplikationen durch die verschiedenen Behandlungsarten, die ganz gegen die Anordnung der französischen Aerzte erfolgten. Die Nachricht von dem Tode des Präsidenten hat Besorgnis und die Befürchtung einer Truppenrevolte ausgelöst, auch befürchtete man Ausbrüche bei den ärmeren Klassen, deren Erregung durch die Härte des Moratoriums gestiegen ist und die auch durch die Steigerung der Lebensmittelpreise erregt sind. Die Minister der Entente waren am Nachmittag bei Tuan-Chi-Tsi. Der englische Gesandte Jordan hielt die Rede. Er drückte die Sympathien der Entente mit der Regierung anlässlich des Todes Yüan Schih-Kais aus und fragte, welche Maßregeln getroffen worden seien, um die Ordnung aufrecht zu erhalten. Der erste Minister antwortete, daß alle Maßregeln getroffen worden seien, um die Ordnung aufrecht zu erhalten, und man hoffe, daß die Ernennung des Generals Li-Huan-Sung zum vorläufigen Präsidenten die unabhängigen Provinzen zur Rückkehr unter die Machtbefugnis der Zentralregierung bewegen werde, obgleich er sagen müsse, daß die Revolution eine Anzahl unerwünschter Elemente an die Spitze getrieben habe, die wahrscheinlich fortfahren würden, während der nächsten Zeit Unruhen zu stiften.

Europäische Staats -
u. Wirtschafts - Zeitung (München)
Nr. 14 vom 17. Juni 1916.Yuanschikai.

Von Dr. A. Wirth, Privatdozent, München.

Nur der Weltkrieg hat es den Japanern ermöglicht, ihre Pläne in so weitgehender Art zu fördern, wie wir es gegenwärtig erleben. Der Mikado will das himmlische Reich zu einem Vassallenstaate herabdrücken. Dadurch wird auch China in die Weltkrisis mit einbezogen. Erwägt man außerdem, daß das gesamte Ostasien ein Viertel bis ein Fünftel der Menschheit beherbergt, und ferner, daß von Kennern die Aufgaben, die der Schwerindustrie in den nächsten fünf Jahren für Eisenbahnen, Werfte, Brücken, Ausrüstung von Bergwerken und elektrische Anlagen im Reiche der Mitte harren, auf nicht weniger als 60 Milliarden Mark bewertet worden sind: so erhellt ohne weiters, von welcher Tragweite ostasiatische Vorgänge seien. Selbst für Leute, die vollkommen mit Kämpfen in Flandern, Kurland, Galizien und den Alpen sowie mit Seeschlachten in der Nordsee und mit dem Verhältnisse zu Amerika beschäftigt sind, dürfte es sich rechtfertigen, wenn sie einen Teil ihrer Aufmerksamkeit den grundstürzenden Veränderungen zuwenden, die sich augenblicklich im fernen Osten anbahnen. Yuanschikai ist dahin. Er, der erfolgreichste Anbahner neuzeitlicher Zustände in dem alten Riesenreiche, er, unter dessen Leitung die Mandschudynastie gestürzt wurde, und der schon selbst die Hand nach dem Purpur ausstreckte, er ist gestorben, bevor er das Ziel seines Ehrgeizes erreichte. Dadurch wird das Reich in frische, unabsehbare Wirren gestoßen. Den Japanern aber winkt die Palme des Sieges.

Occisus Cäsar — man kennt den berühmten Satz des Tacitus. Die Einen hielten die Ermordung des großen Usurpators für eine herrliche Tat, die anderen erachteten sie für einen Frevel und unsägliches Unglück. Ähnlich ist es bei dem Verschwinden Yuanschikais. Die Republikaner Südschinas jauchzen, und einige Feinde Deutschlands atmen auf; für uns dagegen und außerdem für die Vereinigten Staaten ist dies Ereignis keineswegs erfreulich und erscheint von vorneherein als ein schweres Unglück. Das Leben des Verstorbenen war zugleich ein großes Stück von dem jüngsten Werdegange Chinas. Yuanschikai stammt aus einer alten Soldatenfamilie. Viele Geschlechter hindurch hatten sich seine Ahnen dem militärischen Beruf gewidmet. Zu dem Vorteil, den ihm die Überlieferung seines Hauses brachte, fügte er persönliche Vorzüge hinzu, ungemeine Kräfte des Leibes und Geistes. Der große stattliche Mann konnte sich einer überaus schnellen Beförderung, einer glänzenden Laufbahn erfreuen. Nur 25 Jahre alt, wurde er von Lihungtschang nach Korea geschickt, wo 1883/84 gefährliche Unruhen ausgebrochen waren. Die Unruhen, deren Mittelpunkt die

gängen in Verbindung. Die Semiramis des Ostens, die ehrgeizige Königin von Korea, hatte sich durch ihre Herrschsucht so unbeliebt gemacht, daß man sie ermorden wollte. Eine Hofdame opferte sich jedoch für sie und wurde statt der Königin, die entfliehen konnte, getötet, indem sie die Tracht ihrer Gebieterin annahm und sich für sie ausgab. Die Japaner wollten die Wirren benutzen und brachten denn auch einige Staatsmänner, die ihnen mißliebig waren, zu Falle. Nun richtete sich die Stimmung des Volkes gegen die Japaner und zugleich gegen andere Fremde, gegen Amerikaner und Europäer, die sich in dem bisher verschlossenen Lande des Morgenstrahles einnisten wollten. Dieser Lage bediente sich mit Klugheit Yuanschikai, um die Schutzherrschaft der Mandschu wieder nachdrücklicher zu betonen. Da er sich so gut bewährte, wurde er zwei Jahre später zum Generalresidenten in Söul ernannt. Ich hörte von Ausländern, die damals in Söul waren, daß Yuanschikai bei Hofe und in der diplomatischen Gesellschaft großes Ansehen genoß und auch gesellschaftliche Talente entwickelte. Seine ruhige Würde und ein läßlicher Humor verließ ihn selbst nicht in kitzlichen Augenblicken. Ein solcher war es zum Beispiel, als einmal im Klub ein europäisches Gesellschaftsspiel beliebt wurde, dessen Gesetze den Gefühlen eines Ostasiaten besonders zuwider sein müssen. Der Herr Generalresident soll sich jedoch dabei der ihm gewordenen Aufgabe, einen Solotanz aufzuführen, ganz gut entledigt haben. Trefflich erkannte er die Absichten der Japaner und berichtete nach Peking, daß diese nach der Herrschaft in Korea trachteten. Zunächst schenkte man seinen Berichten keinen Glauben. Als man endlich auf seine Anschauungen einging und Maßregeln zur Abwehr vorbereitete, da war es zu spät. Im Juli 1894 brach der Krieg zwischen beiden Kaiserreichen aus, und zwar um Korea. Yuanschikai selbst konnte gerade noch zu rechter Zeit entfliehen und nach Peking zurückkehren. Dort wurde er zum Justizkommissar ernannt. Hierauf entsandte man ihn als Vizekönig nach Schantung. Hier blieb er mehrere Jahre, nicht ohne häufig nach der Reichshauptstadt zu reisen und die Fühlung mit den maßgebenden Kreisen aufrecht zu erhalten. Insofern hatte er wiederum Glück, als er vor unserer Fußfassung in Kiautschau seinen Posten verließ, denn sie kostete begreiflicherweise dem höchsten Beamten der Provinz Schantung Ansehen und Stellung. Über die damalige Verwendung Yuanschikais bin ich nicht unterrichtet. Er scheint einige Jahre mehr oder weniger in der Verborgenheit sich für künftige Kämpfe und Aufgaben gekräftigt zu haben. Auch scheint nichts genaueres darüber be-

Yuanschikai.

Von Dr. A. Wirth, Privatdozent, München.

Nur der Weltkrieg hat es den Japanern ermöglicht, ihre Pläne in so weitgehender Art zu fördern, wie wir es gegenwärtig erleben. Der Mikado will das himmlische Reich zu einem Vassallenstaate herabdrücken. Dadurch wird auch China in die Weltkrisis mit einbezogen. Erwägt man außerdem, daß das gesamte Ostasien ein Viertel bis ein Fünftel der Menschheit beherbergt, und ferner, daß von Kennern die Aufgaben, die der Schwerindustrie in den nächsten fünf Jahren für Eisenbahnen, Werfte, Brücken, Ausrüstung von Bergwerken und elektrische Anlagen im Reiche der Mitte harren, auf nicht weniger als 60 Milliarden Mark bewertet worden sind: so erhellt ohne weiters, von welcher Tragweite ostasiatische Vorgänge seien. Selbst für Leute, die vollkommen mit Kämpfen in Flandern, Kurland, Galizien und den Alpen sowie mit Seeschlachten in der Nordsee und mit dem Verhältnisse zu Amerika beschäftigt sind, dürfte es sich rechtfertigen, wenn sie einen Teil ihrer Aufmerksamkeit den grundstürzenden Veränderungen zuwenden, die sich augenblicklich im fernen Osten anbahnen. Yuanschikai ist dahin. Er, der erfolgreichste Anbahner neuzeitlicher Zustände in dem alten Riesenreiche, er, unter dessen Leitung die Mandschudynastie gestürzt wurde, und der schon selbst die Hand nach dem Purpur ausstreckte, er ist gestorben, bevor er das Ziel seines Ehrgeizes erreichte. Dadurch wird das Reich in frische, unabsehbare Wirren gestoßen. Den Japanern aber winkt die Palme des Sieges. Occisus Cäsar — man kennt den berühmten Satz des Tacitus. Die Einen hielten die Ermordung des großen Usurpators für eine herrliche Tat, die anderen erachteten sie für einen Frevel und unsägliches Unglück. Ähnlich ist es bei dem Verschwinden Yuanschikais. Die Republikaner Südchinas jauchzen, und einige Feinde Deutschlands atmen auf; für uns dagegen und außerdem für die Vereinigten Staaten ist dies Ereignis keineswegs erfreulich und erscheint von vorneherein als ein schweres Unglück. Das Leben des Verstorbenen war zugleich ein großes Stück von dem jüngsten Werdegange Chinas. Yuanschikai stammt aus einer alten Soldatenfamilie. Viele Geschlechter hindurch hatten sich seine Ahnen dem militärischen Beruf gewidmet. Zu dem Vorteil, den ihm die Überlieferung seines Hauses brachte, fügte er persönliche Vorzüge hinzu, ungemeine Kräfte des Leibes und Geistes. Der große stattliche Mann konnte sich einer überaus schnellen Beförderung, einer glänzenden Laufbahn erfreuen. Nur 25 Jahre alt, wurde er von Lihungtschang nach Korea geschickt, wo 1883/84 gefährliche Unruhen ausgebrochen waren. Die Unruhen, deren Mittelpunkt die Hauptstadt Söul, standen weniger mit dem gleichzeitigen Kriege Frankreichs mit China und mit japanischen Entwürfen als mit rein dynastischen Vor-

gängen in Verbindung. Die Semiramis des Ostens, die ehrgeizige Königin von Korea, hatte sich durch ihre Herrschsucht so unbeliebt gemacht, daß man sie ermorden wollte. Eine Hofdame opferte sich jedoch für sie und wurde statt der Königin, die entfliehen konnte, getötet, indem sie die Tracht ihrer Gebieterin annahm und sich für sie ausgab. Die Japaner wollten die Wirren benutzen und brachten denn auch einige Staatsmänner, die ihnen mißliebig waren, zu Falle. Nun richtete sich die Stimmung des Volkes gegen die Japaner und zugleich gegen andere Fremde, gegen Amerikaner und Europäer, die sich in dem bisher verschlossenen Lande des Morgenstrahles einnisten wollten. Dieser Lage bediente sich mit Klugheit Yuanschikai, um die Schutzherrschaft der Mandschu wieder nachdrücklicher zu betonen. Da er sich so gut bewährte, wurde er zwei Jahre später zum Generalresidenten in Söul ernannt. Ich hörte von Ausländern, die damals in Söul waren, daß Yuanschikai bei Hofe und in der diplomatischen Gesellschaft großes Ansehen genoß und auch gesellschaftliche Talente entwickelte. Seine ruhige Würde und ein läßlicher Humor verließ ihn selbst nicht in kitzlichen Augenblicken. Ein solcher war es zum Beispiel, als einmal im Klub ein europäisches Gesellschaftsspiel beliebt wurde, dessen Gesetze den Gefühlen eines Ostasiaten besonders zuwider sein müssen. Der Herr Generalresident soll sich jedoch dabei der ihm gewordenen Aufgabe, einen Solotanz aufzuführen, ganz gut entledigt haben. Trefflich erkannte er die Absichten der Japaner und berichtete nach Peking, daß diese nach der Herrschaft in Korea trachteten. Zunächst schenkte man seinen Berichten keinen Glauben. Als man endlich auf seine Anschauungen einging und Maßregeln zur Abwehr vorbereitete, da war es zu spät. Im Juli 1894 brach der Krieg zwischen beiden Kaiserreichen aus, und zwar um Korea. Yuanschikai selbst konnte gerade noch zu rechter Zeit entfliehen und nach Peking zurückkehren. Dort wurde er zum Justizkommissar ernannt. Hierauf entsandte man ihn als Vizekönig nach Schantung. Hier blieb er mehrere Jahre, nicht ohne häufig nach der Reichshauptstadt zu reisen und die Fühlung mit den maßgebenden Kreisen aufrecht zu erhalten. Insofern hatte er wiederum Glück, als er vor unserer Fußfassung in Kiautschau seinen Posten verließ, denn sie kostete begreiflicherweise dem höchsten Beamten der Provinz Schantung Ansehen und Stellung. Über die damalige Verwendung Yuanschikais bin ich nicht unterrichtet. Er scheint einige Jahre mehr oder weniger in der Verborgenheit sich für künftige Kämpfe und Aufgaben gekräftigt zu haben. Auch scheint nichts genaueres darüber bekannt zu sein, wann er in engere Beziehungen zu der Kaiserin trat. Zweifellos wurde er ihr Geliebter und hatte ihr, der Kaiserin, einen großen Teil seines

wachsenden Einflusses zu verdanken. Kraft dieser Eigenschaft als eines Vertrauten der Kaiserin brachte er es schließlich so weit, sogar Lihungtschang, der ihm vermutlich in dieser Eigenschaft vorausgegangen war, auszustecken. Sein Hauptfeind bei Hofe war jedoch Isü Hung Si. Dieser gelbe Ehrenmann mit dem pfeifenden Namen war bereits ein Pfahl im Fleische des berühmten Marquis Tseng, der in einem englisch geschriebenen Werke zwar nachzuweisen suchte, daß in China Moral und Politik und alles weit besser wie in Europa, aber doch im Grunde reformfreundlich war, derselbe Isü wurde beschuldigt, die für Korea geforderten Reformen verweigert und so den Krieg mit Japan heraufbeschworen zu haben, ebendenselben ward die russische Anleihe und die dadurch erfolgte Schädigung chinesischer Würde und chinesischer Interessen in die Schuhe geschoben; wiederum derselbe Unglücksrabe habe, so hieß es, die südchinesische Konzession an Frankreich auf dem Gewissen. Daher große Freude ob seines Falles. Den Nutzen von seinem Fall hatten allerdings zunächst Prinz Kung und Lihungtschang. Als aber die Lage ernster wurde und dunkle Wolken sich dräuend um den Drachenthron zusammenzogen, rief Tsühsü, die Kaiserin, ihren Freund Yuanschikai. Das war im September 1898. Inzwischen hatten nämlich die Reformer ihr Werk begonnen. Der Rebell Kang yu wei (der nachher nach Amerika entflohen ist und, so viel ich weiß, obgleich öfters totgesagt, noch leben soll) hatte den jungen Kaiser Kuangshü für seine liberalen Pläne gewonnen. Der Kaiser berief den General Yuanschikai nach Peking. Er forderte ihn dazu auf, den Vizekönig von Tschili, Jonglu, der des Kaisers Feind war, zu ermorden und statt seiner Vizekönig zu werden. Die Wichtigkeit dieser Aufforderung zu erläutern, müssen zwei Erklärungen gegeben werden. Jonglu war der Neffe der Kaiserin; folglich ging der Vorstoß gegen die Bevormundung durch die herrschsüchtige Tsühsü, gegen die Kaiserin selber. Tschili aber war und ist nicht nur die wichtigste Provinz des ganzen Reiches, sondern auch diejenige, deren Truppen damals allein in neuzeitlicher Art ausgebildet waren; diese verlässliche Heerschar sollte dem Kaiser zur Verfügung sein. Es war also hier dem Yuanschikai der Weg zu den höchsten Ehrenstellen eröffnet, war die Möglichkeit gegeben, Präfektus Prätorii zu werden. Und den unreifen, zwar an Plänen reichen, aber an Tatkraft armen Kaiser völlig in seine Gewalt zu bekommen. In diesem Dilemma faßte Yuanschikai einen überraschenden Entschluß. Er ging scheinbar auf den Plan ein und begab sich bereits auf den Marsch. Inzwischen ließ er jedoch dem Jonglu mitteilen, daß man ihn ermorden wolle. So konnte dieser entweichen und den ganzen Plan der Kaiserin-Witve verraten. Kuangshü, der Reformer auf dem Throne, wurde auf einer Insel der kaiserlichen Gärten, in der Nähe der verbotenen Stadt, interniert, und die Familie seines Ratgebers Kang yu wei wurde vertilgt. Die Kaiserin, die selbst die Zügel an sich riß, machte alle Reformen rückgängig und dachte

daran, alle Fremden auszurotten. Auch erließ sie ein Edikt, die Verordnungen früherer Herrscher gegen Ketzerei streng zu beachten. Es folgte am 21. November 1898 ein Erlaß gegen die Fremden, die wie Tiger das Land verschlängen. Die Vizekönige wurden unmittelbar angewiesen, den Krieg gegen die Ausländer vorzubereiten. Erklärter Günstling der Kaiserin war hinfert Yuanschikai. Er soll der treibende Geist bei den Erlassen gewesen sein. Nun kam für ihn die Gelegenheit, sich als Meister der Diplomatie zu zeigen; es kam der Boxerkrieg. Gemäß seiner Vergangenheit hätte er für die Boxer sein müssen. Er verstand es jedoch, wiederum zum Statthalter von Schantung ernannt, sein Gesicht zu wahren. Er ließ seine Soldaten weder für noch gegen die Fremden marschieren. Er machte seine Sache so gut, daß er 1901 von Freund und Feind um Vermittlung angegangen wurde. Nun wurde er doch Vizekönig von Tschili. Statt sich aber, auf diesem Gipfel angelangt, nun Ruhe zu gönnen, offenbarte er erst recht eine ungeheure Tatkraft. Er führte eine zuverlässige Polizei ein, verbesserte die Verwaltung, schuf überall Schulen, die im Grunde im Geiste des Westens geleitet waren, und reorganisierte das Heer. Auch baute er Tientsin zu einer großen schönen Stadt aus und machte sich auch dadurch alle Fremden zu Freunden. Im übrigen gelang es ihm, auch in der großen Politik jede gefährliche Parteinahme zu vermeiden und das Reich davor zu bewahren, daß es irgend einer Großmacht zu sehr verpflichtet würde.

Wie noch manches im Leben des merkwürdigen Mannes, so ist auch namentlich die Geschichte seiner jähren Ungnade noch dunkel. Einige sagen, seine Haltung gegenüber dem jungen Kaiser habe ihn gestürzt. Da er doch die Veranlassung gewesen, daß Kuangshü in strenge Haft genommen wurde, so habe man solche Unehrerbietigkeit gegen ein Mitglied der Dynastie nicht ungestraft lassen können. Diese Ansicht ist jedoch nicht stichhaltig. Schon allein deshalb nicht, weil die Ungnade erst acht oder neun Jahre später Platz griff. Andere sagen, man habe ihn beschuldigt, er wolle selber Himmelssohn werden. Darob sei die Kaiserin-Witve in furchtbare Erregung geraten, habe den im Staube vor ihr Liegenden mit Füßen getreten, und ihren einstmaligen Günstling zum Tode verurteilt. Nun aber sei der Zauber des Bakschisch in die Erscheinung getreten. Da war ein Prinz Tsching, dem man starke Bestechlichkeit nachsagte. Yuanschikai habe ihm eine runde Summe überliefert, wie es heißt, neun Millionen Mark, das wäre ein hübsches Trinkgeld, wenigstens für die Begriffe des nahen Ostens, aber nicht für die des fernen Ostens. Hat doch Lihungtschang, gar nicht um eine besondere Gefahr abzuwenden, sondern lediglich, um sich eine freundliche Aufnahme zu sichern, als er einige Zeit nach dem Frieden von Schimonoseki zum ersten Male wieder nach Peking reiste, 20 Millionen an die verschiedenen Machthaber bei Hofe verteilt. Einerlei, Tsching sei für den Gestürzten eingetreten, und habe ihm das Leben gerettet. Yuanschikai mußte

aber bald danach Tientsin verlassen, und nach Peking übersiedeln, äußerlich als Minister und als Mitglied des Staatsrates, tatsächlich, um dort besser überwacht werden zu können. Am allerrätselhaftesten jedoch sind die Vorgänge vom Dezember 1908. Der Kaiser starb, und drei Tage nach ihm seine Muhme. Der Kaiser, das ist so gut wie sicher, wurde von seiner Muhme, der Regentin, gezwungen, Gift zu nehmen. Mit ihm starb freiwillig seine Gemahlin. Chronologisch, und vielleicht auch sonst ist damit die Anwesenheit des von Lhasa geflüchteten Dalai Lamas verknüpft. Wie die Kaiserin, und woran sie gestorben, ist in geheimnisvolles Dunkel gehüllt. An einen natürlichen Tod zu glauben, fällt schwer. Beinahe noch sonderbarer ist indessen, daß ausgerechnet Yuanschikai, den sie doch verworfen hatte, nunmehr von seinen Kollegen gezwungen wurde, in die Verbannung zu gehen. Es ist denkbar, daß er etwas gegen die einstige Freundin unternommen habe, daß man aber einen solchen Anschlag gegen ein geheiligtes Mitglied der Mandschusippe zum mindesten durch Verbannung sühnen zu müssen glaubte. Yuanschikai wurde aller seiner Würden und Ämter beraubt, und zog sich in seine Heimat — ich glaube Honan — zurück. Er lebte dort so still, daß man ihn ganz verschollen wähnte. Seine Verbannung geschah im Januar 1909. Zurückgerufen aus der Verbannung wurde er Oktober 1911 und zog als Triumphator mit einer Leibwache von vielen tausend Mann in Peking ein. Inzwischen waren die Reformer wieder zur Macht gekommen, also die Freunde Kang yu wei und seines hohen Gönners Kuangshüs. Regent ward Prinz Tschung.

Die Ereignisse der letzten fünf Jahre sind noch in guter Erinnerung. Trotz anfänglicher Reformfreundlichkeit lenkte der Prinzregent doch wieder in die Bahnen der Reaktion ein. Er bestimmte zum Beispiel, daß kein Chinese eine Ausländerin heiraten dürfe. Er verschob die versprochene Berufung eines Parlamentes. Um die Sache kurz zu machen: die Revolution brach aus. Ihr folgte der Bürgerkrieg auf dem Fuße. Yuanschikai überwand seinen Gegner, den Führer der Radikalen, Sunjatsen, und wurde Prä-

sident der Republik. Er ließ es zwar zu, daß die Mandschu abgesetzt wurden, setzte aber durch, daß dies in äußerst glimpflicher Form geschah, und fuhr persönlich fort, freundliche Beziehungen mit den Mandschu zu unterhalten. Im Herbst 1915 äußerte er den Entschluß, selbst Kaiser zu werden. Die Japaner waren dagegen, weil sie von der Ausführung des Entschlusses eine erhebliche, ihren eigenen Plänen ungünstige Befestigung Chinas besorgten, und fochten daher neuerdings einen Bürgerkrieg an. Das Ergebnis war doppelter Art: der Süden fiel ab, und Yuanschikai wurde aus dem Wege geräumt.

Von jeher ist, ähnlich wie in Frankreich, Spanien und Italien, wie in den Vereinigten Staaten bis vor einem Menschenalter so auch in China der Süden in einem mehr oder weniger scharfen Gegensatz zu dem Norden gewesen. Das Urchinesentum hat mehr seinen Sitz im Süden, das Nordchinesentum ist mit Tungusen und Tartaren gemischt. Der Norden ist genau wie in den entsprechenden Staaten Europas, monarchisch gesinnt, der Süden republikanisch. Eine derartige Spaltung der Gemüter kann durch eine feste Faust überbrückt, sie kann aber auch durch feindselige Einflüsse vertieft werden. Die Japaner machen sich die Spaltung zunutze, um das kontinentale Ostasien, in das sie ohnehin durch die Losreißung Koreas und der Südmandschurei Bresche gelegt haben, zu schwächen. Die Japaner haben offenkundig bei den Wirren, die 1911 anhoben, und abermals bei dem jüngsten Bürgerkriege den Süden mit Rat und Tat, mit Waffen, Offizieren und Diplomatie unterstützt. Sie schicken sich an, außerdem das Riesenreich der Mitte industriell und kommerziell zu unterjochen. Da die einzigen Europäischen Mächte, die ihnen bei diesem Vorhaben in den Arm fallen könnten, England und Rußland durch den Weltkrieg beschäftigt sind, und da Nordamerika weder gewillt noch gerüstet ist, um den gefährlichen Strauß mit Dai Nippon zu bestehen, so haben die Mannen des Mikado alle Aussicht darauf, ihre Absichten in Ostasien durchzudrücken. Der Tod Yuanschikais ist demnach wahrscheinlich der Anfang einer neuen Fremdherrschaft für China. (m)

Amerika und England 1812 und 1916.

Von Dr. Kurt Ed. Imberg, Berlin.

Wie vor 104 Jahren, so treibt auch heute England wieder sein Spiel mit den neutralen Vereinigten Staaten. Genau wie jetzt während des Weltkrieges unterband Albion auch während der napoleonischen Kriege am Ende des achtzehnten und zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts den Handel und die Schifffahrt seiner ehemaligen nordamerikanischen Kolonien, die sich 1776 vom Mutterlande losgerissen hatten.

Bereits zu Beginn der Revolutionskriege suchte England den amerikanischen Handel nach Frankreich zu verhindern. Von Interesse ist für diese Zeit ein vom

7. September 1793 datierter Brief des Präsidenten Thomas Jefferson an den amerikanischen Gesandten in London, Thomas Pinckney¹⁾, in dem der amerikanische Präsident aufs Entschiedenste gegen die englischen Übergriffe protestiert. „Der Kriegszustand“, heißt es dort, „der zur Zeit zwischen Großbritannien und Frankreich besteht, gibt kein Recht, die landwirtschaftliche Produktion der Vereinigten Staaten

¹⁾ Vgl. „The Writings of Thomas Jefferson: being his autobiography, correspondence, reports etc. Published by the order of the Joint Committee of Congress on the Library. By the editor H. A. Washington 1869“, Band IV Seite 58.

Zentralstelle des
Hamburgischen Kolonialinstituts.

Signatur: *[Signature]*

Datum: *24. Juni* 1916

I. Jahrgang

24. Juni 1916

Heft 6

CHINA-ARCHIV

Herausgegeben vom Deutsch-Chinesischen Verbands E.V.

Schriftleitung: Dr. W. Schrameier

Yuan schi-k'ai

von

Dr. Schrameier

Die Nachricht vom Tode des Mannes, dessen Name mit der Geschichte Chinas seit dem letzten Menschenalter aufs engste verknüpft ist, kam kaum überraschend. Sei es nun, daß ein körperliches Leiden seinem Leben ein Ende machte oder daß Sorge und Enttäuschung den Verfall beschleunigten, oder sei es, daß er Gift bekam oder nahm — seine Rolle war ausgespielt und damit seinem Leben der Inhalt genommen. Nachdem er keinen Rückhalt beim Volke mehr fand, seine eigenen Kreaturen wider ihn aufstanden, offener Hohn seinem Werben begegnete und an anderer Listen sein eigenes Ränkespiel scheiterte, waren die Möglichkeiten seines Wirkens erschöpft. Ob er weiterlebte oder nicht, war für die Geschichte ohne Bedeutung. Er war hinter der Entwicklung seiner Zeit zurückgeblieben, so schritt die Zeit über ihn hinweg.

Wie wenige Sterbliche hat Yuan den Wechsel alles Irdischen durchkostet. Vom einfachen Beamten und unbedeutenden Lagerkommandanten durchlief er alle Stufen bis zur höchsten Macht, die einem Menschen zuteil werden kann. Blindlings gehorchte ihm als Diktator die Schar der Heerführer; seiner Autorität beugten sich unweigerlich die Satrapen der Provinzen, deren Vorgänger im Amte sogar einem Kaiser oft genug die Gefolgschaft versagten; ohne Kontrolle und Aufsicht führte er die Zügel der Regierung; als fähigster Mann galt er seinen Landsleuten, als einziger wurde er von Ausländern verehrt oder umschmeichelt. Nur ein Gesetz kannte er für sich und sein Volk — seinen Willen!

Ein Gewaltmensch — so suchte er die Geschicke zu meistern. Schonungslos brachte er auf seinem Wege einen Kaiser, der ihm

wohlwollte und ihn ins Vertrauen zog, durch Verrat ins Unglück. Während der Boxerunruhen gebrauchte er eben die Gewalt, die ihm die Herrscherin verliehen, dazu, ihre Pläne zu durchkreuzen. Als ihr erster Ratgeber nötigte er sie zu Reformen, die ihrem innersten Wesen widerstanden. Ein Herrschergeschlecht zertrat er, das in äußerster Hilflosigkeit Schutz und Rettung von ihm begehrte. Die Volksvertretung, die seinem Wunsche ihr Dasein dankte, räumte er durch kecken Staatsstreich aus dem Wege, als sie ihm lästig wurde. Schlotternd wichen vor seiner unerbittlichen Grausamkeit die republikanischen Wühler, die ihn zum ersten Beamten des Reiches berufen hatten. Als Präsident machte er sich zum Diktator. Als Diktator versprach er dem Volke eine konstitutionelle Verfassung und erhielt aus seinen Händen, ohne daß Widerspruch sich regte, die Kaiserkrone.

Was Yuan unternahm, so gewagt es auch schien, erwarb ihm Beifall und wurde ein Trittbrett zum schwindelnden Aufstieg. Kein Einsichtiger hat seinen Entschluß von 1898 getadelt, dem Kaiser in die Arme zu fallen, als dieser sich zum willenlosen Werkzeuge eines chinesischen Lassalle hergab. Nur ein charakterfester Herrscher von eiserner Energie hätte die Reformen durchzusetzen vermocht, die vielleicht dem Volke gefrommt hätten; dazu aber fehlte dem schwachen Jüngling alles. Yuans Klugheit, die einem alle Züge der Unreife tragenden Staatsstreiche vorbeugte, rettete das Land vor einem Chaos. Eine andere Frage ist, ob das Chaos, das hinterher eingesetzt hat, nicht schlimmer war als das, was er vereitelte. Da Yuan selbst auswich, seinen Einfluß hinter seinen Monarchen zu stellen oder vielmehr, ein anderer Enver, vor ihn zu treten und sein Geschick mit ihm auf Gedeih oder Verderb zu verflechten, war die Sache aussichtslos. Er schlug sich auf die stärkere Gegenseite und sicherte sich deren Dankbarkeit, die ihn zur Höhe trug.

Ein Gewaltmensch, aber ohne jeden Zug des Heldenhaften; ein kluger und verschlagener Staatsmann, der klügste und listigste vielleicht seines Volkes, aber kein Genius; ein warmer Patriot mit einem Blick für die Schäden und Bedürfnisse seines Volkes, aber haftend an alten Methoden; ein verständiger Organisator, aber kein rücksichtsloser Reformator und Schöpfer. Wer die unendlichen Schwierigkeiten ermißt, die aus der Lage eines um Jahrhunderte zurückgebliebenen, vom Ausland überrannten und geknebelten, innerlich stagnierenden und zerrissenen Volkes erwachsen, wird nicht anstehen zu erklären, daß er Großes zuwege gebracht hat. Wie ihm zum genialen Herrscher die Anlage fehlte, so fehlte dem Volke der hinreißende Schwung und die zündende Begeisterung, einen über-

ragenden Herrscher zu ertragen und ihm zu folgen. Er war darauf angewiesen zu paktieren, zurückzudämmen, kleine Vorteile zu erlisten und verschlungene Wege einzuschlagen, um Katastrophen zu entgehen. Daß das große Reich nach all den Stürmen, die darüber hingefahren sind, noch zusammenhält, ist erstaunlich. Daß es kräftiger dasteht und innerlich gefestigter der Außenwelt gegenübertritt als zur Zeit, wo Yuans Laufbahn begann, läßt sich nicht entscheiden. Jedenfalls sind Yuans Verdienste um sein Volk dauernd; seine weise Beschränkung auf das Erreichbare hat manches Unheil abzuwehren verstanden.

Oder förderte er nicht das Beste des Landes, als er 1900, statt in Schantung die Boxerbewegung zur Bekämpfung der Ausländer auszunutzen, eine Schwenkung machte und den Aufstand auf seinen Herd zu beschränken unternahm? Keiner wird ihm sein Vorgehen mehr gedankt haben als die Kaiserin-Regentin, deren Weisungen er direkt entgegen handelte. Er vermochte sogar als Gouverneur von Schantung auf die Generalgouverneure in Wutschang, Nanking und Kanton einzuwirken, daß sie seinem Beispiele folgten. Als Generalgouverneur von Tschihli, wozu er nach den Boxerkämpfen gemacht wurde, offenbarte er zum ersten Male seine hohe staatsmännische Begabung. Es war eine gewisse Ironie des Geschicks, daß er der vornehmste Träger der reformatorischen Maßregeln werden sollte, die, den Anregungen des verbannten Freundes, des unglücklichen Kaisers, entsprungen, als Erlasse der Kaiserin-Regentin den Neubau Chinas zu einem modernen Staatswesen anbahnten. Schon damals suchte er als Gegengewicht gegen die Einmischung gewisser europäischer Mächte einen Rückhalt an Japan.

Man hat in Yuans Auftreten nach seiner Verbannung das systematische Streben nach Verwirklichung ehrgeiziger Pläne sehen wollen, die ihn schließlich selbst auf den Thron bringen sollten. Yuan schi-k'ai wird Ehrgeiz gehabt haben; keiner, der Außergewöhnliches leistet, ist ohne Ehrgeiz denkbar. Etwas anderes aber ist es, ob er persönliche Interessen seinen Pflichten überordnete, oder ob er in der Sorge um die höchsten Interessen des Reiches seiner Autorität das höchste Ziel setzte. Viele wagten, als er als Generalgouverneur von Tschihli der bei weitem mächtigste Mann im Reiche war, offen anzudeuten, daß er nach dem Höchsten strebe. Er hätte seine Macht benutzen können, die auf der Zuverlässigkeit seiner Truppen beruhte; nichts stand ihm damals im Wege. Statt dessen gab er sein Amt auf, ließ sich das Schwert aus der Hand winden und verzichtete während seiner Tätigkeit in Peking auf Macht und Glanz. Nach dem Tode seiner Gönnerin, der Kaiserin-Regentin, zog er ebenso

gelassen in die Verbannung, die die Kurzsichtigkeit des Prinzregenten ihm auferlegte. Hätte er sich empört, so ist es wohl möglich, daß der allgemeine Haß gegen die Mandschuregierung ihn getragen und eine Bewegung im Reiche hervorgerufen hätte, die ihn dem Höchsten nahe brachte. Doch vor dem letzten Schritte, der den ganzen Mann erforderte, schreckte er zurück.

Als die kaiserliche Familie in äußerster Not ihn zurückrief, war es zu spät. Die Aufrechterhaltung der Dynastie erwies sich als unmöglich; die Erniedrigungen, denen der Prinzregent sich unterzog, beschleunigten ihren Sturz. Belastet mit dem Fluche der Lächerlichkeit, als sie, um sich eine Rente zu sichern, zur Errichtung einer republikanischen Regierung ihre Vollmacht und ihren Segen gab, sank sie in ein unrühmliches Grab.

Yuan schi-k'ai wurde der erste Lenker der Republik. Nur mit Mühe gelang es, die Ordnung wiederherzustellen. Hier offenbarte sich die ganze Größe seiner niemals verlegenen Gewandtheit. Wie er das Parlament abwirtschaften und durch sich selbst um alle Anerkennung und Achtung bringen ließ, ehe er kurzer Hand es auflöste, verriet den Menschenkenner und Meister der Menschenbehandlung. Wohl kein Schritt hat ihm soviel Zustimmung eingetragen als dieser Staatsstreich. Den Revolutionshelden wurde Gelegenheit gegeben, sich in ihrer ganzen Unfähigkeit und Verkommenheit bloßzustellen; soweit sie nicht gewaltsam entfernt wurden, hielten sie es selbst für geraten, ins Dunkel, aus dem sie entsprungen, wieder unterzutauchen.

Aber so bewundernswert auch die Leistungen und Erfolge des Präsidenten waren, so gelang es ihm doch nicht, das Vertrauen des Volkes zu erwerben. Nur als Diktator konnte er sich behaupten; trotz der vielen Ansätze zur Erneuerung des Verwaltungssystems versagte er in der Erneuerung des Volksgeistes, der die Formen belebt und lebensfähig erhält. Seine Methoden waren nicht viel von denen des gesunkenen Herrschergeschlechtes verschieden; Gewaltsamkeit und Bestechung hielten seine Anhängerschaft zusammen. Ihm daraus einen Vorwurf zu machen, wäre ungerecht; er hatte mit den Menschen zu rechnen, die er fand und auf die er sich stützen mußte. Ein Volksgeist läßt sich nicht im Handumdrehen wandeln.

So versuchte er es auch in der äußeren Politik mit dem alten Schema des Ausspielens eines gegen den anderen. Das ungeheure Reich hat in den letzten 50 Jahren seiner Geschichte fast jeden Rest von Selbständigkeit eingebüßt. Die Europäer bilden einen Staat im Staate; Zoll- und ein Teil der Steuererhebung liegen in fremden Händen; keine Maßregel von irgendwelcher Bedeutung kann im

Reiche ohne Zustimmung der Ausländer ausgeführt werden. Je mehr die Regierung gegen die Bevormundung sich sträubt, um so stärker wächst der Widerstand und um so mehr zieht sich das Netz zusammen, in das sie verstrickt wird. Allein scheinbare Nachgiebigkeit und Schürung gegenseitigen Mißtrauens kann den Druck heben, der von außen geübt wird. Besorgt, beim Überwiegen fremden Einflusses in den Sturz des gewaltigen Völkergemisches hineingezogen zu werden, sucht Japan die schwache Masse zu stützen und ihr inneren Halt zu verleihen. Wie weit Yuan schi-k'ai sich mit Japan eingelassen hat, ist nicht ersichtlich. Hat er sich zu Konzessionen verstanden, die der Japan von England und Rußland vertraglich zugebilligten freien Hand in China entsprachen, oder hat er nur zum Scheine eine Verständigung mit Japan gesucht — jedenfalls fand er plötzlich den Volkswillen gegen sich, der mit elementarer Wucht ausbrach. Keine Konzessionen an Japan! wurde das Schlagwort, mit dem Tsaiwo den Aufruhr Yünnans einleitete. Nachträgliche Beruhigungen der Regierung fanden keine Beachtung und Glauben. Japan aber, des langen Wartens müde, ließ Yuan seine Schwäche und Einflußlosigkeit beim Volke entgelten.

Damit war das Spiel verloren. Die Kaiserwürde hatte Yuan sich antragen lassen, und er war bereit, sie anzunehmen, sicherlich in der Überzeugung, damit seinem Lande einen Dienst zu erweisen und dessen Zukunft nach besten Kräften zu sichern. Er übersah, daß das Vorrecht der Gründung einer Dynastie keinem Sterblichen zuteil geworden ist, der nicht sein Alles in offener Schlacht angesetzt und den Siegerpreis davongetragen hätte! Aber vor dem höchsten Opfer bebte Yuan seinem ganzen Wesen nach auch dieses Mal zurück. Japan griff ein, und die politisch ungeschulte Masse des chinesischen Volkes ging zum Aufruhr über. Es zeigte sich, wie wenig Lebenskraft ein System besaß, das auf Versprechungen und Bestechungen sich gründete. In der Not versagte das Vertrauen. Ein Kabinett wurde berufen, dessen Geschäftsordnung den Präsidenten als Schatten seiner selbst zurückließ. Mit dem nachträglichen Verzicht auf die Kaiserwürde erhielt Yuans Laufbahn einen Abschluß, dem das Komödienhafte nicht ganz fehlte. Eine solche Lösung konnte ein Yuan schi-k'ai nicht überleben.

Für China ist der Tod seines fähigsten Mannes ohne Zweifel ein großer Verlust. Das Volk ist nicht reich an tüchtigen Staatsmännern von Kenntnis und Energie. Vor allem fehlt es der Masse selbst an politischem Takt und Verständnis, ohne die auch der größte Staatsmann vergeblich lebt und arbeitet.

40724 + 00051 - 000

Zentralstelle des
Hamburgischen Kolonialinstituts.

Signatur: *Yuan*

Datum: *24. Juni* 1916

CHINA ARCHIV (Berlin)

Nr. 6

v. *24. Juni* 1916

Man wird, wenn man den Mann gerecht beurteilen will, sich davor hüten müssen, ihn mit kleinbürgerlichem Maße messen zu wollen. Man wird sich auch, soweit das möglich ist, auf orientalische Anschauungsweise einstellen müssen. Yuan schi-k'ai ist durchaus Staatsmann im Sinne des Orients. Was an ihm imponiert, ist eine ungeheure Tatkraft und die Gabe, den rechten Augenblick zu ergreifen. Das hat er im Jahre 1898 nicht weniger bewiesen als 1911. Namentlich während seiner Präsidentschaft hat er mit erstaunlicher Kraft leidliche Ruhe im Lande herzustellen gewußt; ohne Zweifel ein Staatsmann von ganz hervorragenden Fähigkeiten und auch als Organisator glänzend bewährt. Ist er es doch gewesen, der als erster eine chinesische Armee ausgebildet hat, die den Anforderungen des modernen Krieges entsprach. Mit ihm scheidet aus der chinesischen Politik ein Faktor, mit dem jeder dort rechnen mußte.

(Der Bund. Bern, 8. Juni 1916.)

40724 + 00052 -000

Yüan hi kai

Zentralstelle des
Hamburgischen Kolonialinstituts.

Signatur:

H. p.

Datum: 30. Juni 1916

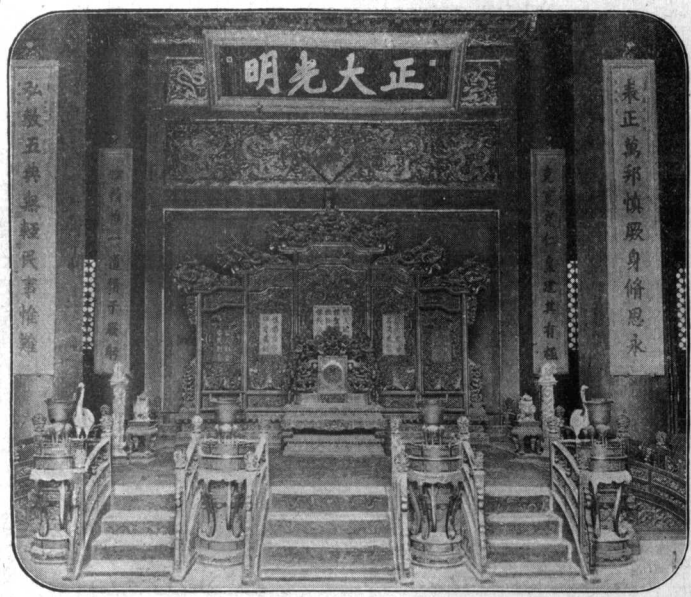
Frankfurter Zeitung

Nr. 179 vom 30. Juni 1916

y Basel, 29. Juni. (Priv.-Tel., ff.) Nach einer Tages-
meldung aus Peking wurde der Leichnam Juan - Schih-
lais nach Tschengtjefu gebracht.

Kolonie und Heimat (Berlin)

Nr. *40* vom *30 Juni* 1916



Der kaiserliche Thron in Peking.

Zum Tode Jüan- schikais.

als Vizekönig nach Tschili und erhielt den Titel erst des jüngeren, dann des älteren Prinzen-erziehers. Als solcher bekam er die hohe Auszeichnung der



Triumphbogen im Kaiserpalast in Peking

Am Dienstag, den 6. Juni, hat Jüanschikai seine Augen für immer geschlossen. Damit ist der Traum des Kaisertums Jüanschikais jäh und für immer beendet. Ob er eines natürlichen Todes starb oder, wie jüngst gemeldet wurde, vergiftet worden ist, sagen die Meldungen nicht. Die mancherlei Gerüchte über Attentatsversuche und der plötzliche Tod lassen allerhand vermuten. Feinde hat er ja genug gehabt. Wiederholt hat sich der starke Mann, der Jüanschikai fraglos war, stärkeren Mächten beugen müssen. Japans Einfluß hatte ihn zuletzt noch gezwungen, der Kaiserkrone zu entsagen, die ihm Ende vorigen Jahres das Parlament angeboten hatte. Von hier ab ging die Laufbahn wieder abwärts, eine Laufbahn, die ihn in einer für die Neuzeit beispiellosen Weise bis beinahe zu dem höchsten Ziele, das menschlicher Ehrgeiz sich stecken mag, geführt hatte. Es sollte ihm, dem Sohne eines kleinen Honanesischen Beamten, nicht beschieden sein, der Ahnherr einer neuen Dynastie zu werden.

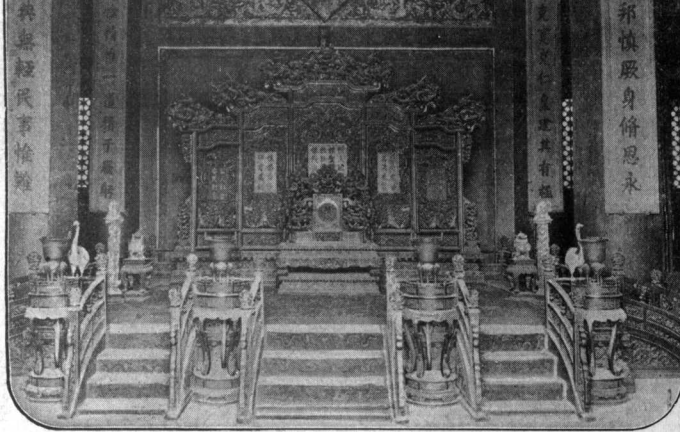


Jüanschikai, der verstorbene Präsident der Republik China.

Jüanschikais Geburt fällt in das Jahr 1859, er ist danach nur 57 Jahre alt geworden. Seine Laufbahn im Heere begann er als gemeiner Soldat. 23 Jahre alt, ging er als Chinesischer Vertreter nach Korea, nachdem Lihungshang auf den jungen Mann, der sich alsbald der Beamtenlaufbahn gewidmet hatte, aufmerksam geworden war. Hier verdiente er sich seine diplomatischen Spuren im diplomatischen Kampfe gegen die japanischen Einflüsse. Der für China unglückliche Krieg 1894/95 machte seiner Tätigkeit in Korea ein Ende. Er wurde in der Folge Justizkommissar in Tschili, dann 1898 Befehlshaber eines Armeekorps in Tientsin, wo er Hervorragendes als Reorganisator und Reformator der chinesischen Armee leistete, die beste aller chinesischen Truppen schuf. Das machte ihn zum Vertrauensmann der allmächtigen Kaiserin-Mutter Tschü. Nachdem war er Verwalter

gelben Jacke. Als beratender Ministerats herangezogen, öffnete sich ihm den höchsten Staatsämtern. Er wurde 1907 Präsident des Auswärtigen Amtes. Im September des gleichen Jahres wurde er Kronprinz. Mit dem Tode der Kaiserin-Mutter, der hohen Gönnerin, die er 1898 gegen die Reformideen des jungen Kaisers Kwangtong gestützt hatte, wurde Jüanschikai als ihr Günstling 1909 plötzlich aller seiner Ämter und Würden enthoben und zog sich ins Privatleben zurück. Bereits 1911 lebte er wieder in Amt und Würden als Vizepräsident und Höchstkommmandierender der chinesischen Streitkräfte. Ein Edikt vom 1. März 1912 verlieh ihm volle diktatorische Gewalt über die Tsing-Dynastie, die die Revolution niederwerfen sollte. Ende Oktober 1912 erklärte er die Abdankung des Kaisers und der Erklärung der Republik übernahm Jüanschikai als provisorischer Präsident die Regierung. Nachdem alle Schwierigkeiten überwunden waren, erfolgte am 6. März 1913 die endgültige Wahl Jüanschikais zum Präsidenten auf Lebenszeit. Sein ganzes Streben während seiner Amtszeit ging dahin, die chinesische Dynastie zu erhalten. Die von Japan verursachten Unruhen in den südlichen Provinzen wiederholte er, dass die chinesische Dynastie wiederholt gezeigt, dass sie ein Feind, dem er an Diplomaten fehlte, wachsend war, in ihm, dem ehemaligen Kaiser, das größte Hindernis für die chinesischen Pläne sah und die er nicht anwenden wollte, alle Mittel anzuwenden. Von dem Werk des genialen Mannes, der, trotzdem er ein Reformator im Sinne der Zeit war, großen Zielen die Abschaffung der Feudalgesellschaft, die Prüfungsschulen, sein Einfluss geht wahrscheinlich auf ihn zurück.





Der kaiserliche Thron in Peking.

Yuan-shi-kais.

als Vizekönig nach Tschili und erhielt den Titel erst des jüngeren, dann des älteren Prinzen-erziehers. Als solcher bekam er die hohe Auszeichnung der



Triumphbogen im Kaiserpalast in Peking

Am Dienstag, den 6. Juni, hat Yuan-shi-kais seine Augen für immer geschlossen. Damit ist der Traum des Kaisertums Yuan-shi-kais jäh und für immer beendet. Ob er eines natürlichen Todes starb oder, wie jüngst gemeldet wurde, vergiftet worden ist, sagen die Meldungen nicht. Die mancherlei Gerüchte über Attentatsversuche und der plötzliche Tod lassen allerhand vermuten. Feinde hat er ja genug gehabt. Wiederholt hat sich der starke Mann, der Yuan-shi-kais fraglos war, stärkeren Mächten beugen müssen. Japans Einfluß hatte ihn zuletzt noch gezwungen, der Kaiserkrone zu entsagen, die ihm Ende vorigen Jahres das Parlament angeboten hatte. Von hier ab ging die Laufbahn wieder abwärts, eine Laufbahn, die ihn in einer für die Neuzeit beispiellosen Weise bis beinahe zu dem höchsten Ziele, das menschlicher Ehrgeiz sich stecken mag, geführt hatte. Es sollte ihm, dem Sohne eines kleinen Honanesischen Beamten, nicht beschieden sein, der Ahnherr einer neuen Dynastie zu werden.

Yuan-shi-kais Geburt fällt in das Jahr 1859, er ist danach nur 57 Jahre alt geworden. Seine Laufbahn im Heere begann er als gemeiner Soldat. 23 Jahre alt, ging er als chinesischer Vertreter nach Korea, nachdem Li Hung-shang auf den jungen Mann, der sich alsbald der Beamtenlaufbahn gewidmet hatte, aufmerksam geworden war. Hier verdiente er sich seine diplomatischen Sporen im diplomatischen Kampfe gegen die japanischen Einflüsse. Der für China unglückliche Krieg 1894/95 machte seiner Tätigkeit in Korea ein Ende. Er wurde in der Folge Justizkommissar in Tschili, dann 1898 Befehlshaber eines Armeekorps in Tientsin, wo er Hervorragendes als Reorganisator und Reformator der chinesischen Armee leistete, die beste aller chinesischen Truppen schuf. Das machte ihn zum Vertrauensmann der allmächtigen Kaiserin-Mutter Tschü. Nachdem war er Arbeitsminister, 1899 Gouverneur von Schantung, als welcher er die Provinz vor dem Vögeraufstand bewahrte und in vielfache Beziehungen zu dem deutschen Gouvernment von Kiautschou trat. Im November 1901 ging er



Yuan-shi-kais, der verstorbene Präsident der Republik China.

gelben Jacke. Als beratender Minister herangezogen, öffnete sich ihm den höchsten Staatsämtern. Er wurde 1907 Präsident des Auswärtigen Amtes. Im September des gleichen Jahres wurde er Kronprinz. Mit dem Tode der Kaiserin-Widow, die er 1898 gegen die Reformideen des jungen Kaisers bewahrt hatte, wurde Yuan-shi-kais als ihr Günstling 1909 plötzlich aller seiner Ämter und Würden enthoben und zog sich ins Leben zurück. Bereits 1911 kehrte er wieder in Amt und Würden als Vizepräsident und Höchstkommandierender der Streitkräfte. Ein Edikt vom 1. März 1912 verlieh ihm volle diktatorische Gewalt. Die Tsing-Dynastie sich bedroht sah, die Revolution niederwerfen sollte. Yuan-shi-kais bekämpfte mit der Abdankung des Kaisers und der Erklärung der Republik die Spitze Yuan-shi-kais als provisorischer Präsident trat. Nachdem alle Schwierigkeiten überwunden waren, erfolgte am 6. März 1912 die endgültige Wahl Yuan-shi-kais zum Präsidenten auf Lebenszeit. Sein ganzes Streben seiner Amtszeit ging dahin, das Reich China zu erhalten. Die von Japan verursachten Unruhen in den südlichen Provinzen Yuan-shi-kais wiederholt gezeigt, dass er ein Feind, dem er an Diplomatenmangel mangelte, war, in ihm, dem ehemaligen Kaiser, das größte Hindernis für die chinesischen Pläne sah und der nicht kampflos gewillt war, alle Mittel anzuwenden. Von dem Werk des genialen Mannes, der, trotzdem er nicht kampflos formator im Sinne mit großen zeitlichen Verzicht auf großen Zielen die Abschaffung der Prüfungsstellen, die Prüfungssysteme, geht wahrscheinlich sein Einfluss. Sein Nachfolger wurde der Vizepräsident Li Yuan-hung am 7. Juni die Regierung übernommen hat. Als Vertrauensperson persönlicher Freund des Verstorbenen das Werk im Sinne Yuan-shi-kais



Der neue Präsident Li Yuan-hung mit seinem Stabe.



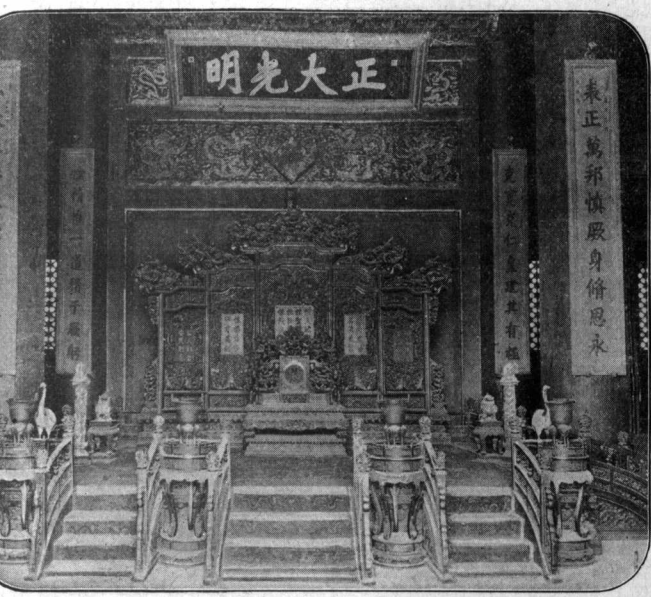
Yi'anschikai

Signatur:

Datum: 30 Juni 1916

Kolonie und Heimat (Berlin)

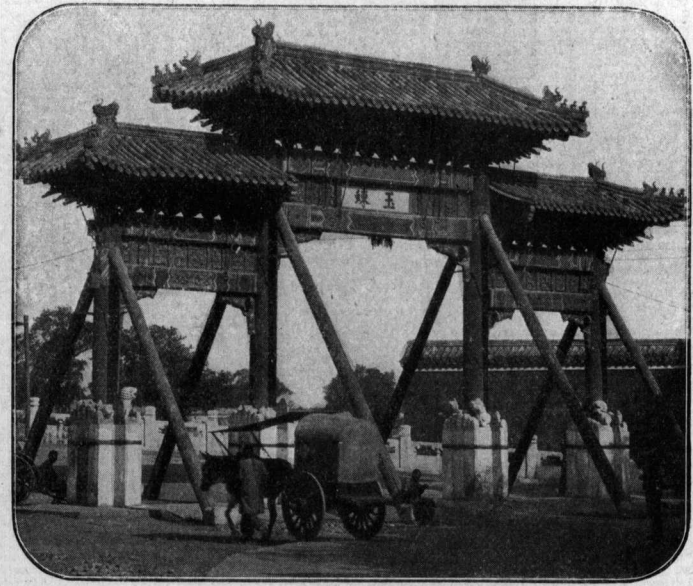
Nr. 40 vom 30 Juni 1916



Der kaiserliche Thron in Peking.

Zum Tode Jüan- schikais.

als Vizekönig nach Tschili und erhielt den Titel erst des jüngeren, dann des älteren Prinzen-erziehers. Als solcher bekam er die hohe Auszeichnung der



Triumphbogen im Kaiserpalast in Peking

Am Dienstag, den 6. Juni, hat Jüanschikai seine Augen für immer geschlossen. Damit ist der Traum des Kaisertums Jüanschikais jäh und für immer beendet. Ob er eines natürlichen Todes starb oder, wie jüngst gemeldet wurde, vergiftet worden ist, sagen die Meldungen nicht. Die mancherlei Gerüchte über Attentatsversuche und der plötzliche Tod lassen allerhand muten. Feinde hat er ja genug gehabt. Wiederholt hat sich der starke Mann, der Jüanschikai fraglos war, stärkeren Mächten beugen müssen. Japans Einfluß hatte ihn zuletzt noch erzwungen, der Kaiserkrone zu entsagen, die am Ende vorigen Jahres das Parlament anbot. Von hier ab ging die Laufbahn entweder abwärts, eine Laufbahn, die ihn in einer die Neuzeit beispiellosen Weise bis beinahe dem höchsten Ziele, das menschlicher Ehrgeiz stecken mag, geführt hatte. Es sollte ihm, dem Sohne eines kleinen Honaneseer Beamten, nicht beschieden sein, der Ahnherr einer neuen Dynastie zu werden.



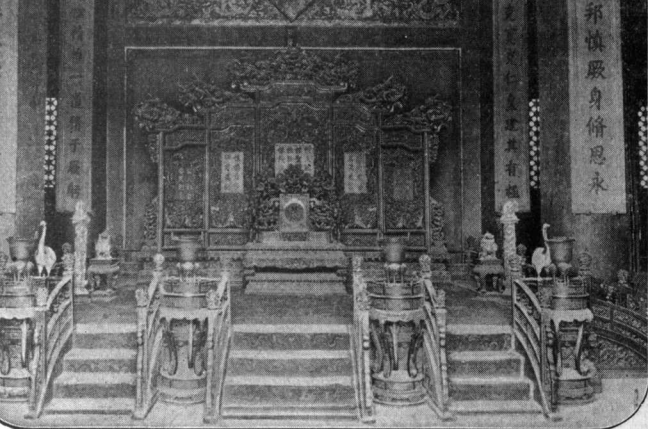
Jüanschikai, der verstorbene Präsident der Republik China.

gelben Jacke. Als beratender Minister des Reichsrats herangezogen, öffnete sich ihm der Weg zu den höchsten Staatsämtern. Er wurde im Juli 1907 Präsident des Auswärtigen Amtes und im September des gleichen Jahres Großrat der Krone. Mit dem Tode der Kaiserin-Mutter, seiner hohen Gönnerin, die er 1898 gegenüber den Reformideen des jungen Kaisers Kwangsi unterstützt hatte, wurde Jüanschikai als ihr besonderer Günstling 1909 plötzlich aller seiner Stellungen und Würden enthoben und zog sich ins Privatleben zurück. Bereits 1911 sehen wir ihn aber wieder in Amt und Würden als Vizekönig von Hukuang und Höchstkommendierenden aller kaiserlichen Streitkräfte. Ein Edikt vom 27. Oktober verlieh ihm volle diktatorische Gewalt, es war, als die Tsing-Dynastie sich bedroht sah, und er die Revolution niederwerfen sollte. Diese Episode endete bekanntlich mit der Abdankung der Mandschu und der Erklärung der Republik China, an deren Spitze Jüanschikai als provisorischer er Präsident trat. Nachdem alle Schwierigkeiten überwunden waren, erfolgte am 6. Oktober 1913 die endgültige Wahl Jüanschikais als Präsident auf Lebenszeit. Sein ganzes Streben während seiner Amtszeit ging dahin, das ungeteilte China zu erhalten. Die von Japan geförderten Aufstände in den südlichen Provinzen haben Jüanschikai wiederholt gezeigt, daß sein alter Feind, dem er an Diplomatenklugheit gewachsen war, in ihm, dem ehrlichen Reformator, das größte Hindernis für seine chinesischen Pläne sah und daß Japan gewillt war, alle Mittel gegen ihn anzuwenden. Von dem Lebenswerk des genialen Mannes, der, trotzdem er fremde Länder nicht kannte, ein Reformator im europäischen Sinne mit großem neuzeitlichen Verständnis und großen Zielen war, ist doch die Abschaffung des alten Prüfungssystems hauptsächlich seinem Einfluß zu danken, geht wahrscheinlich manches weitere sein Werk folgen.

Jüanschikais Geburt fällt in das Jahr 1859, ist danach nur 57 Jahre alt geworden. Seine Laufbahn im Heere begann er als gemeiner Soldat. 23 Jahre alt, ging er als chinesischer Vertreter nach Korea, nachdem Lihungschang den jungen Mann, der sich alsbald der Amtsentlassung gewidmet hatte, aufmerksam geworden war. Hier verdiente er sich seine diplomatischen Spuren im diplomatischen Kampfe gegen die japanischen Einflüsse. Der für China unglückliche Krieg 1894/95 machte seiner Tätigkeit in Korea ein Ende. Er wurde in der Folge Justizkommissar in Tschili, dann 1898 Befehlshaber eines Armeekorps in Peking, wo er Hervorragendes als Reorganisator und Reformator der chinesischen Armee leistete, die beste aller chinesischen Truppen schuf. Das machte ihn zum Vertrauensmann der mächtigen Kaiserin-Mutter.



Wohin er auch kam, wurde er als Reformator und Reorganisator der chinesischen Armee angesehen. Das machte ihn zum Vertrauensmann der mächtigen Kaiserin-Mutter. Nachdem er in Korea, Tschili und Peking seine Aufgaben erfüllt hatte, wurde er 1901 zum Vizekönig von Hukuang ernannt. In dieser Position wurde er 1909 von der Kaiserin-Mutter entlassen. Er zog sich ins Privatleben zurück, wurde aber 1911 wieder in Amt und Würden als Vizekönig von Hukuang ernannt. Am 6. Oktober 1913 wurde er zum Präsidenten der Republik China gewählt. Er starb am 6. Juni 1916.



Der kaiserliche Thron in Peking.

Yüan-schi-kais.

als Vizekönig nach Tschili und erhielt den Titel erst des jüngeren, dann des älteren Prinzen-erziehers. Als solcher bekam er die hohe Auszeichnung der



Triumphbogen im Kaiserpalast in Peking

Am Dienstag, den 6. Juni, hat Yüanschi-kai seine Augen für immer geschlossen. Damit ist der Traum des Kaisertums Yüanschi-kais jäh und für immer beendet. Ob er eines natürlichen Todes starb oder, wie jüngst gemeldet wurde, vergiftet worden ist, sagen die Meldungen nicht. Die mancherlei Gerüchte über Attentatsversuche und der plötzliche Tod lassen allerhand muten. Feinde hat er ja genug gehabt. Wiederholt hat sich der starke Mann, der Yüan-kai fraglos war, stärkeren Mächten beugen müssen. Japans Einfluß hatte ihn zuletzt noch zu entlassen, der Kaiserkrone zu entsagen, die am Ende vorigen Jahres das Parlament angeboten hatte. Von hier ab ging die Laufbahn aber abwärts, eine Laufbahn, die ihn in einer die Neuzeit beispiellosen Weise bis beinahe dem höchsten Ziele, das menschlicher Ehrgeiz stecken mag, geführt hatte. Es sollte ihm, dem Sohne eines kleinen Honanesischen Beamten, nicht beschieden sein, der Ahnherr einer neuen Dynastie zu werden.

Yüanschi-kais Geburt fällt in das Jahr 1859, ist danach nur 57 Jahre alt geworden. Seine Laufbahn im Heere begann er als gemeiner Soldat. 23 Jahre alt, ging er als chinesischer Reiter nach Korea, nachdem Lihungshang den jungen Mann, der sich alsbald der Offizierslaufbahn gewidmet hatte, aufmerksam worden war. Hier verdiente er sich seine diplomatischen Sporen im diplomatischen Kampfe gegen die japanischen Einflüsse. Der für China unglückliche Krieg 1894/95 brachte sein Ende. Er wurde in der Folge Justizkommissar in Tschili, dann 1898 Befehlshaber eines Armeekorps in Deutsch-China, wo er Hervorragendes als Reorganisator und Reformator der chinesischen Armee leistete. Das machte ihn zum Vertrauensmann der mächtigen Kaiserin-Mutter. Nachdem war er Arbeitsminister, 1899 Gouverneur von Schantung, als welcher er die Provinz vor dem Aufstand bewahrte und in vielfache Verbesserungen zu dem deutschen Gouvernament von Schantung trat. Im November 1901 ging er



Yüanschi-kai, der verstorbene Präsident der Republik China.

gelben Jacke. Als beratender Minister des Reichsrats herangezogen, öffnete sich ihm der Weg zu den höchsten Staatsämtern. Er wurde im Juli 1907 Präsident des auswärtigen Amtes und im September des gleichen Jahres Großrat der Krone. Mit dem Tode der Kaiserin-Mutter, seiner hohen Gönnerin, die er 1898 gegenüber den Reformideen des jungen Kaisers Kwangsi unterstützt hatte, wurde Yüanschi-kai als ihr besonderer Günstling 1909 plötzlich aller seiner Stellungen und Würden enthoben und zog sich ins Privatleben zurück. Bereits 1911 sehen wir ihn aber wieder in Amt und Würden als Vizekönig von Szechuan und Höchstkommandierenden aller kaiserlichen Streitkräfte. Ein Edikt vom 27. Oktober verlieh ihm volle diktatorische Gewalt, es war, als die Qing-Dynastie sich bedroht sah, und er die Revolution niederwerfen sollte. Diese Episode endete bekanntlich mit der Abdankung der Mandschu und der Erklärung der Republik China, an deren Spitze Yüanschi-kai als provisorischer Präsident trat. Nachdem alle Schwierigkeiten überwunden waren, erfolgte am 6. Oktober 1913 die endgültige Wahl Yüanschi-kais als Präsident auf Lebenszeit. Sein ganzes Streben während seiner Amtszeit ging dahin, das ungeteilte China zu erhalten. Die von Japan geförderten Aufstände in den südlichen Provinzen haben Yüanschi-kai wiederholt gezeigt, daß sein alter Feind, dem er an Diplomatenflugsichtigkeit gewachsen war, in ihm, dem ehrlichen Reformator, das größte Hindernis für seine chinesischen Pläne sah und daß Japan gewillt war, alle Mittel gegen ihn anzuwenden. Von dem Lebenswerk des genialen Mannes, der, trotzdem er fremde Länder nicht kannte, ein Reformator im europäischen Sinne mit großem neuzeitlichen Verständnis und großen Zielen war, ist doch die Abschaffung des alten Prüfungssystems hauptsächlich seinem Einfluß zu danken, geht wahrscheinlich manches verloren. Sein Nachfolger ist der bisherige Vizepräsident Li Yuanhong, der am 7. Juni die Regierung in aller Form übernommen hat. Als Vertrauensmann und persönlicher Freund des Verstorbenen dürfte er das Werk im Sinne Yüanschi-kais fortsetzen.



Der neue Präsident Li Yuanhong mit seinem Stabe.



Zentralstelle des
Hamburgischen Kolonialinstituts.

Signatur: H. J.

Datum: 24. Juli 1916

→ CHINA ARCHIV → (Berlin)

Nr. 7 v. 24. Juli 1916

Aus der Presse

Gedächtnisfeier für den Präsidenten

Am 26. Juni wird in Peking eine religiöse Gedächtnisfeier für Yuan schi-k'ai abgehalten werden, zu der das diplomatische Korps eingeladen worden ist.

(Frankfurter Zeitung,
23. Juni 1916.)

Die Trauerbahre Yuan schi-k'ais verließ Peking am Mittwoch, wobei eine außerordentlich starke Volksmenge auf der Straße zuschaute. Die Prozession war glänzend und in den lebhaftesten Farben, aber sie hatte doch eine europäische Note, die sie scharf von den großen Leichenbegängnissen der Kaiser abzeichnete. Auffallend in dem langen Zuge war eine prächtige kaiserliche Karosse im Stil Louis XV., die in der Leidenschaft der monarchischen Bewegung bestimmt worden war, den Gründer der neuen Dynastie unter dem Jubel des Volkes nach dem Thron zu führen, die ihn jedoch lediglich nach seinem Grabe begleitete.

(Frankfurter Zeitung, 30. Juni 1916.)

Yuan schi-k'ais Tod

Yuans Schwierigkeiten wurden hauptsächlich dadurch veranlaßt, daß es auf die Dauer ihm unmöglich wurde, Geld von Europa zu leihen, das selbst alle Bestände für den Krieg brauchte. Wie in Mexiko, geht in China die Tendenz dahin, daß derjenige Herrscher wird, der über genügend fremdes Geld verfügt, um die Truppen seines Gegners zu bestechen und seine eigenen bei den Fahnen zu halten. Bei Yuans Tod meuterte das halbe Reich gegen ihn. Da er der einzige Chinese seiner Zeit war, der den Beweis eines starken Charakters und der Verwaltungsbefähigung gegeben hatte, die nötig waren, um das ungeheure Reich vor Spaltung

und Chaos zu retten, muß sein Hinscheiden von allen, die, wie wir, sich an die Hoffnung eines einigen Chinas unter chinesischen Herrschern klammerten, aufs tiefste bedauert werden. Eine Gewaltnatur, ohne Bedenken, wenn es sich um die Verfolgung persönlicher Vorteile handelte, gab es manche Episoden in seiner Laufbahn, die nach europäischen Begriffen zu verurteilen waren. Aber China ist nicht Europa, und Yuan, der in mancher Hinsicht eine einzigartige Kenntnis seiner Landsleute hatte, bot wenigstens den Tatsachen die Stirne. Wenn die Revolutionäre, die sich gegen ihn erhoben, etwas Praktisches und Zuverlässiges seiner Staatskunst entgegenzusetzen haben, so ist jetzt die Zeit gekommen, es zu zeigen.

(Daily Chronicle.

London, 7. Juni 1916.)

Yuan schi-k'ais Politik

Vieles an Yuans verschlagener Politik findet seine Erklärung, wenn man sich vorstellt, daß seine Auffassung der Republik von Anfang an nichts weiter war als einer Farce, und daß er sich bemühte, einen festen Halt über die staatlichen Faktoren aus Gründen zu behalten, die nicht ganz, nicht einmal vorwiegend selbstisch waren. Yuan wußte ebensogut wie irgend ein Kenner Chinas, daß das Land sich nicht für die republikanische Regierungsform eignet. Er wußte, daß der Erfolg der Republik gleichbedeutend mit Dezentralisation und Schwäche angesichts eines drängenden Gegners sei. Die einzige Hoffnung, mit diesem Gegner fertig zu werden, sah er in einer Zentralisierung der Macht, wie sie den Mandschus nicht geglückt war. Dieser Aufgabe widmete er sich mit allen

WENN!

Listen, ohne je in Verlegenheit zu geraten.

Sein Widerstand gegen Japans Raubversuche war heftig und andauernd. Jedes Mittel war ihm im Verlaufe der Verhandlungen recht, selbst bis zur Drohung mit bewaffnetem Widerstand, um sein Land vor fremder Aufsicht zu retten. Wenn er nichts erreichte, so lag das daran, daß Worte von Diplomaten ohne Belang sind, solange sie nicht durch die Macht gestützt werden, die ihnen Geltung erzwingen kann. Diese Macht besaß aber China in seiner letzten Stunde der Not und Gefahr nicht.

(The Sun. New York, 11. Juni 1916.)

Yuan war der Hört der Ordnung gewesen. Seit er Empörung nicht mehr bändigen konnte, sank er aus der Gunst des Volkes, das nicht politische Rechte, nur Schutz vor Erbverbstörung und Raubsucht begehrt, und dem die Republik stets unmummschwarz war. Ein Diktator darf niemals schwanken. Weil Yuan heute schon bereit schien, den Abfall der Südstaaten zu dulden, morgen, auf dem Umweg durch den Schacht der Triple-Entente, Japans Huld zu er-schmeicheln, sagten die Kaufleute, Reisbauer, Kulis, er habe „sein Gesicht verloren“. Nur was selbst fest ist, kann anderes festhalten. Nach einem Leben in schlauer (nach Westländerbegriff: feiger) Vorsicht wollte der Alternde einmal verweisen und merkte nicht, daß er zu Wagnis nicht mehr stark genug war. Schade. Das Schauspiel eines Emporkömmlings, der, ohne Genieglanz, ohne bonapartistische Siegerkränze, ein altes Herrscherhaus umstürzt und sich in Allmacht über vierhundert Millionen Menschen hebt, konnte lehrreich werden. Die Wunde, die der Versuch dem Reich der Erdmitte schlug, wird nicht rasch vernarben.

(Max. Harden in der „Zukunft“. Berlin, 17. Juni 1916.)

Yuan schi-k'ai und die Deutschen

Deutschland stellt sich China, heute mehr als je zuvor, als einen großartigen Ersatz für die Verluste aller Art vor, die der europäische Krieg ihm verursacht hat. Sein Kolonialreich ist zerstört; in dem unermeßlichen chinesischen Reiche, wo alles zu tun, alles zu schaffen ist, bietet sich ein ungeheures Gebiet zur Ausbeutung. Seine Finanzen sind erschöpft: Chinas wirtschaftliche und militärische Organisation wird ihm gestatten, seinen Offizieren, Ingenieuren, Finanzleuten und Professoren unvergleichlichen Gewinn zu besorgen. Seine Ausfuhr ist bedroht: die bedeutenden Märkte in einem Neulande lassen sich seinen Industriellen und Kaufleuten sichern. Die Arbeit ist ungeheuer, ohne Zweifel, aber durch die Schwierigkeit des Erfolges läßt sich eine zähe, an harte Arbeit gewöhnte und stolze Rasse nicht abschrecken.

Man begreift leicht, daß, von solchen Absichten geleitet, die Deutschen begistert die Pläne Yuan schi-k'ais aufgriffen und ihn ermutigten, die Monarchie wiederherzustellen, wenn sie ihm nicht selbst den Gedanken eingegeben haben.

Der Sieg der republikanischen Partei bedeutete deshalb einen direkten Schlag gegen das germanische Prestige. Die letzten Anstrengungen Yuan schi-k'ais, eine Versöhnung herbeizuführen, scheiterten vergeblich geblieben zu sein. Indem die Führer im Süden ihm willig das Ohr liehen, strebten sie danach, ihn mehr und mehr zu beiseitigen. Das Versprechen in seine Versprechen war hin. Der Präsident hat diesen Fehlschlag seiner Politik nicht überleben können. Deutschland wird darüber trauern.

(Express de Lyon. Lyon, 8. Juni 1916.)

Yuan schi-k'ais Freundschaft zu Deutschland

Die Furcht, daß das chinesische Reich einfach dem Einflusse Japans restlos anheimfalle, steht auf derselben Höhe wie das Schlagwort von der Aufteilung Chinas, das zwischen 1898 und 1901 im Schwange war. Japan ist ohne Kolonien 382 000 Quadratkilometer groß und hat 54 Millionen Einwohner, China ist über 11 Millionen Quadratkilometer groß mit weit über 300 Millionen Einwohnern; das chinesische Volk ist ferner rassenmäßig und kulturell derart geschlossen und einheitlich, daß es zwar wohl an Stelle der zentralistischen Monarchie eine föderative Verfassung wie die Vereinigten Staaten oder die Schweiz erhalten, aber schwerlich dauernd die Beute eines viel kleineren Volkes werden kann, das der Chinesen haßt und mit dem alterprobteten Mittel des Boykotts bekämpft, und dem er im Vordringen nach Norden, Westen und Süden des Kontinents weit überlegen ist. Militärisch und politisch ist Japan, dank England und Nordamerika, die Vormacht in Ostasien geworden und wird es bleiben, aber daß das chinesische Reich nun einfach in Stücke gehe und japanische Kolonien werde, dafür fehlen auch Japan doch noch recht viele Voraussetzungen.

Die Entente behauptet, Yuan schi-k'ai sei ein Freund Deutschlands gewesen, und sein Tod sei darum eine Niederlage auch für uns. Yuan schi-k'ai war, wenn er wohl auch theoretisch den Wert einer deutschen Freundschaft für die Zentralisation und Festigung Chinas erkennen mochte, keines Ausländers Freund, und wir waren zu solcher Freundschaft gar nicht in der Lage, weil uns heute jede Möglichkeit fehlt, sie real zu betätigen. Wir können dem chinesischen Reiche auch nicht helfen, wenn es jetzt von

(Otto Hoetzsch in der „Kreuzzeitung“, 14. Juni 1916.)

noch stärkeren Erschütterungen betroffen werden sollte. Die künftige Gestaltung in Ostasien vermag aber vollends noch niemand zu übersehen. Darum wollen wir uns in diesen chinesischen Dingen vor allem hüten, was uns die künftige politische Orientierung gegenüber Japan irgendwie erschweren könnte, von der auch das Wesentliche für den Wiederaufbau unserer Handelsinteressen (1913 in Ein- und Ausfuhr 253 Millionen Mark bei fast 21 Milliarden des deutschen Gesamthandels) abhängt. Mit der ängstlichen Forderung allein, das große chinesische Wirtschaftsgebiet müsse dem Welthandel offenbleiben, ist es nicht getan. Direkt verwirrt aber wird die künftige deutsche Ostasienpolitik, wenn man sie als eine nebelhafte deutsche Kulturpolitik anlegen will, als wenn es sich beim chinesischen Volke um niedrigstehende Menschen, wie die Neger, handele, und nicht um ein Volk einer tausendjährigen eigenen und selbständigen Religion und Kultur.

*China Archiv (Berlin)
Nr. 8 v. 24. 8. 1916***Aus der Presse****Yuan schi-k'ai**

Yuan schi-k'ai überragte als praktischer Staatsmann seine Zeitgenossen um Haupteslänge. Dem Geschichtsschreiber wird es überlassen bleiben, ihm die Stellung in der langen Reihe von chinesischen Staatsmännern und Herrschern anzuweisen, ob er zu den größten oder nur zu den mäßig großen zu rechnen ist. Nach unserer Ansicht wird die Geschichte ihm den Rang unter den größten einräumen, denn wenn seine Erfolge als Staatsmann auch nicht vollkommen waren, so muß man im Auge behalten, daß kein Staatsmann in der Geschichte Chinas sich den gleichen Schwierigkeiten gegenüber gestellt sah.

Wenn man Yuans Beziehungen zu ausländischen Völkern und zu Ausländern betrachtet, so gewinnen wir vielleicht den besten Eindruck von ihm. Eine lange Tradition hatte den Ausländer unter die Barbaren gereiht. Diese Tradition war noch nicht erloschen, als Yuan seine Beamtenlaufbahn begann. Er hatte nicht die Absicht, überflüssiges Gepäck mit sich zu schleppen, das auf einer Tradition beruhte, und ließ von Anfang an erkennen, daß er die Freundschaft, den Rat und die Hilfe von Ausländern und ausländischen Mächten annehme und, soweit es in seinen Kräften stünde, erwidere. Seine offensichtliche Wertschätzung des britischen Charakters trat immer wieder hervor in der Anstellung von Briten zu einflußreichen Beraterposten, in der Berufung englischer Lehrer für seine eigene Familie und in der Sendung seiner eigenen Kinder nach England zur Erziehung. Aber diese Bewunderung für Briten und britische Ideale schloß die Anerkennung anderer nicht aus. Als Bewunderer der militärischen Organisation Deutschlands, die von Japan übernommen, ihm die

Siege von 1894 und 1904 verschafft hatte, berief er deutsche Offiziere für die Reorganisation der chinesischen Armee. Alles dieses, auch seine Anstellung von Vertretern kleinerer Nationen, zeigt zur Genüge, daß er in keiner Weise fremdenfeindlich war. Die gleiche Eigenschaft trat auch hervor bei seinen Verhandlungen mit ausländischen Mächten.

Er war berufen zu großen Aufgaben, zu hartem Dienste, zu schweren Pflichten. In manchen Dingen hat er, wie zugegeben werden muß, versagt. Würden andere erfolgreicher gewesen sein oder auch nur die Hälfte von dem vollbracht haben, was ihm gelang? Gewiß hatte er seine Mängel. Gibt es andere ohne solche? Er beging Irrtümer; nicht immer sah er klar und handelte mit Entschlossenheit. Und gegen das Ende hin, als er körperlich unendlich mehr zu leiden hatte, als irgendeiner sich vorstellte, bis es schließlich offen zutage trat, mag er wohl die Stimmung seines Volkes verkannt haben. Aber wenn man alles geltend gemacht hat, was gegen ihn spricht, wenn man alles abgezogen hat, was abziehen ist, so bleibt fest bestehen, daß er ein Mann war, ein großer Mann, eine beherrschende Erscheinung, eine führende Persönlichkeit, wie wir sie wahrscheinlich in unserer Zeit nicht mehr erleben werden.

(The National Review, 10. Juni 1916.)

Die letzten Stunden Yuan schi-k'ais

Über die letzten Stunden Yuan schi-k'ais berichten chinesische Zeitungen:

Seit etwa drei Wochen litt der Präsident an einem Leber- und Magenleiden. Nichtsdestoweniger erledigte er noch am vorletzten Tage seines Lebens seine Arbeiten. Eine Menge ausländischer und chinesischer Ärzte behandelte den Präsi-

WENDEN!

dentem, indes ohne Erfolg. Am 5. Juni verlor er das Bewußtsein. Eine Einspritzung brachte ihn wieder zu sich. Am Nachmittage erschienen Hsü schi-tsch'ang, Wang p'ing-tsch'ing und Tuan tsch'i-jui im Krankenzimmer. Da sein Zustand sich fortdauernd verschlimmerte, berief in der Dämmerung Tuan tsch'i-jui die Kabinettsminister und traf die nötigen Anordnungen. Am 6. Juni um 9½ Uhr verschied Yuan schi-k'ai.

(Asia jih-pau, 7. Juni 1916.)

Yuan schi-k'ai und die Kaiserwürde

Kurz vor seinem Tode veröffentlichte Yuan schi-k'ai einen Erlaß zur Rechtfertigung seiner Annahme der Kaiserwürde. Danach war er das unschuldige Opfer einer ungeheuren Täuschung. Der Erlaß findet sich in den meisten chinesischen Zeitungen; er ist u. a. vollständig abgedruckt in den „Peking Daily News“ vom 31. Mai 1916.

Yuan schi-k'ais Abschiedsedikt

Am 7. Juni wurde in den chinesischen Zeitungen Peking's das Abschiedsedikt des Präsidenten Yuan schi-k'ai, das er am 6. Juni genehmigt hatte, veröffentlicht. Es lautet:

Seit dem fünfjährigen Bestehen der Republik ist mir die schwere Aufgabe eines Präsidenten von den Bürgern übertragen worden. Leider war es mir bei dem Mangel an Tüchtigkeit und Fähigkeit nicht möglich, alle meine Wünsche in Taten umzusetzen und auch nur einen sehr geringen Teil meiner Absichten zu verwirklichen, die auf das Wohl des Landes und des Volkes gerichtet waren.

Von der Übernahme meines Amtes an habe ich von früh bis spät gearbeitet und mir Gedanken um das Land gemacht. Zwar sind die Grundlagen des Reiches noch nicht fest, die Leiden des Volkes noch nicht zu Ende und unzählige Reformen noch nicht in Angriff genommen. Doch ist durch die wert-

vollen Dienste von Beamten und Offizieren eine Art Friede und Ordnung in den Provinzen aufrecht erhalten, und freundliche Beziehungen zu den Mächten sind bis jetzt durchgeführt. Kann ich mich so einerseits trösten, daß wenigstens etwas erreicht ist, so bin ich doch andererseits nicht frei von Tadel. Ich war gerade im Begriff, mich ins Privatleben zurückzuziehen und Ruhe in den Wäldern und in der Nähe der Quellen zu finden, wohin eine alte Neigung mich zog, als plötzlich Krankheit mich befahl.

In schwierigen Lagen des Staates muß dem richtigen Manne die Leitung anvertraut werden. Gemäß Artikel 29 der vorläufigen Verfassung, wonach bei Rücktritt des Präsidenten oder bei seinem Unvermögen, seine Pflichten zu erfüllen, der Vizepräsident an seine Stelle tritt, erkläre ich hiermit, daß als Vertreter des Präsidenten der Vizepräsident dessen Amt als Präsident der chinesischen Republik übernimmt.

Bei der Liebenswürdigkeit, Gutmütigkeit, dem Wohlwollen und der Weisheit des Vizepräsidenten wird es ihm leicht fallen, der Not der Zeit abzuweichen, dem Reiche den Frieden zu sichern und so das gutzumachen, woran es mir selbst gemangelt hat, und damit die Erwartungen des ganzen Volkes zu erfüllen.

Zivilbehörden und Militärpersonen außerhalb der Hauptstadt, Truppen, Polizei, Gelehrte und Volk sollen sich der Schwierigkeiten und der Gefahren der Nation bewußt bleiben und alle Kräfte daran setzen, Friede und Ordnung zu bewahren, indem sie das Wohl des Reiches über alles andere stellen. Es ist ein altes Weisheitswort: nur wenn die Lebenden energisch bleiben, sind die Toten nicht tot. Das ist mein Wunsch.

Unterzeichnet ist das Schriftstück von dem Ministerpräsidenten und von den Kabinettsministern.

WENDEN!

Das ausführliche Programm über die Beisetzungsfierlichkeiten für den Präsidenten Yuan schi-k'ai findet sich in der „Peking Gazette“ vom 28. Juni 1916.

Wie Yuan schi-k'ai begraben wurde

Die „Times“ veröffentlichten einen bemerkenswerten Bericht ihres Peking-Reporterstatters über die Beerdigungsfeierlichkeiten für den Präsidenten der chinesischen Republik, Yuan schi-k'ai.

„Die irdische Hülle Yuan schi-k'ais“, so schreibt der Berichterstatter, „hat nun Peking verlassen. Sie war bis heute im Palast aufgebahrt gewesen und wurde nun mit all der Feierlichkeit, die die Gelegenheit erfordert, zum Bahnhof gebracht, um nach der Honanprovinz überführt zu werden, wo sie auf einem Gut des verstorbenen Präsidenten beigesetzt werden soll. Da in China bis heute kein Präzedenzfall für die Beerdigung eines „republikanischen“ Herrschers vorlag, nahm man seine Zuflucht zu Amerika, um Rat für einen solchen Fall ~~einezuholen~~ einzuholen. Das Ergebnis war eine Vermischung von westlichen und östlichen Gebräuchen, die eindrucksvoll genug war, wenn auch viele der Eigentümlichkeiten verloren gingen, die man sonst bei der Beerdigung der Mandchus in früheren Jahren beobachten konnte. Neben den Truppen in Khaki waren in bunter Reihenfolge Gruppen von Buddhistenpriestern zu sehen, die die alten Opfergeräte trugen. Die bunten Fahnen und Wimpel, die glänzenden Fächer und Sonnenschirme, die das eigentümliche Merkmal der buddhistischen Zeremonien sind, wie auch der ungeheure rote Katafalk, der von Hunderten von schwitzenden Trägern umringt war, das war der Osten; das Meer von Fracks und Zylinderhüten stellte den Westen dar. Die Prozession war eine Meile lang, und ihr Eindruck wurde noch durch die Umgebung erhöht, worin sie sich in langsamer,

40724 - 00056 - 000

Zentralstelle des
Hamburgischen Kolonialinstituts.

Yüanschikais

Signatur: *H. H.*

Datum: *6. Februar* 1916

Korrespondenzblatt der Nachrichtenstelle für den Orient (Berlin)

Nr. *1* vom *6. Februar* 1916

CHINA.

An die Beisetzung Yüanschikais und die Übersiedlung seiner Familie nach Changtê fu in Honan knüpft Frau Fama allerlei boschafte Bemerkungen. So wird in chinesischen Zeitungen erzählt, daß die Familie des verstorbenen Präsidenten nur durch reichliche Geldangebote ein einigermaßen stattliches Trauergeleit heranziehen konnte. Bei der Übersiedlung aus dem Palast nach Changtê fu aber sollen die Söhne Yüanschikais versucht haben, allerhand Sachen, die Staatseigentum waren, mitgehen zu heißen. Nur ein energischer Einspruch der Behörden habe es verhindert, daß der halbe Palast geplündert wurde.

40724 T 00057 - Ccs

Zentralstelle des
Hamburgischen Kolonialinstituts.

Yuan schi-k'ai

Signatur: *H p*

Datum: *24 Okt. 1916*

China Archiv (Berlin)

Nr. *10* vom *24 Okt.* 191*6*

TOKIO, 4. August 1916.

2. Präsident

Elegie auf Yuan schi-k'ai

„Eine Elegie auf Yuan schi-k'ai und eine Warnung an das chinesische Volk“ lautet ein Leitartikel, den Marquis Okuma in der Julinummer der „Hsin Nippon“, der Zeitschrift des Ministerpräsidenten, veröffentlicht. Der Artikel ist in mancher Beziehung beachtenswert; einmal, insofern er einen Tadel auf das Leben des verstorbenen Präsidenten von China wirft, dann aber auch wegen der Charakteristik des Volkes eines Landes, das in freundschaftlichen Beziehungen zu Japan steht. Aus dem Artikel geben wir einige Sätze wieder.

Yuan schi-k'ai's Tod ist lediglich seiner selbst willen beklagenswert. Sein Tod hat China in all seiner Schwäche bloßgelegt. Die Ursache seines Todes kenne ich nicht; einige sagen, er wurde vergiftet, andere, er habe sich vergiftet. Wie immer es sein möge, darüber besteht kein Zweifel, daß er seit mehreren Monaten das Opfer nervöser Schwäche war. Noch kein halbes Jahr ist es her, daß der Ausbruch der Revolution sein Gehirn erschütterte, und die Tatsache, daß diese kurze Frist nervösen Druckes Yuan körperlich und

geistig zu Boden warf, ist ein Beweis für die moralische Schwäche, die im Grunde der chinesischen Lebensphilosophie anhaftet.

Die Chinesen sind Schüler der allerschlimmsten Art von Hedonismus, der Lehre, daß Lust das höchste Gut im Leben sei. Ein guter Herrscher weiß, daß er die Liebe und Zuneigung der Beherrschten besitzt, aber ein schlechter Herrscher wird stets durch sein schlechtes Gewissen, das Bewußtsein seiner Schuld gequält. Während Yuan schi-k'ai sich mit einer starken Wache umgab, vergaß er nicht, sich all den Lüsten einer mittelalterlichen Epoche hinzugeben; darin war Yuan arm, daß er stets von Hunger nach den Vergnügungen des Fleisches verzehrt wurde und keinen moralischen Halt in sich selber fand. Er hatte nicht weniger als sechs angetraute Frauen, und die Zahl seiner Maitressen übersteigt alle Begriffe. Solche unerhörte moralische Entartung, wie sie ohne Zweifel nur die Folge von Jahrhunderten böser nationaler Gewöhnung sein kann, läßt sich nicht mit dem Geiste eines Patrioten vereinigen, der bereit ist, Leib und Seele der Sache seiner Landsleute zu widmen.

Yuan war kein Weiser. Er liebte kleinliche Taschenspielerkünste, und als er mit diesen keinen Erfolg mehr hatte, da begann er sich zu quälen, bis er entweder hinschwand oder an Gift starb. Er selbst hat mehrere Menschen vergiften lassen, und wenn er selbst vergiftet wurde, so hat ihn nur ein gerechtes Schicksal getroffen. Andere zu vergiften ist ein großes Verbrechen und vielfach nur die Folge von Hedonismus, nämlich das selbstische Verlangen, seinen unersättlichen Durst nach Vergnügungen auf Kosten anderer zu stillen.

Ein großes Nationalübel der Chinesen ist ihre Vernarrtheit in

ihre Literatur. Sie lieben eine schöne Sprache, um ihre Ideen zu verbrämen, die nur zu oft nichts als leerer Schall sind. Die Präsidialerlasse Yuans strömten über von hochklingenden Phrasen aus den Klassikern und Weisen des Altertums, aber an Sinn und Inhalt fehlte es ihnen gänzlich. Die Sprache nur zum Schmuck zu gebrauchen ist ein Nationalfehler, dem nicht Yuan allein als Chineser verfiel. Er führte das Volk irre, daß es Tugend da zu finden glaubt, wo man nur schöne Worte gebraucht.

Yuan schi-k'ai entstammte einer vornehmen Familie, und es heißt, daß nur wenige seiner Voreltern 60 Jahre alt wurden. Kurzes Leben ist nach dem Sprichwort das Erbteil gieriger Jünger des Hedonismus.

Ein Mann wie Yuan muß sich mit Geschichte beschäftigen haben. Aber auch Geschichte wurde nur studiert wegen der schönen Phrasen, die sie enthält, nicht wegen der Lehren, die sie erteilt. Yuan hatte eine republikanische Herrschaft aufgerichtet, aber sie war lediglich Schein; er brach seine Versprechung; unter dem Deckmantel schöner Worte zwang er seinem Volk eine Willkürherrschaft auf und schloß damit, daß er versuchte, Kaiser zu werden, um seinen persönlichen Ehrgeiz zu befriedigen. Literarische Neigung ist nur ein Mittel chinesischer Herrscher, das Volk zu betrügen.

Durch den Tod Yuan schi-k'ai ist die chinesische Verkommenheit in all ihrer Nacktheit bloßgelegt. Will das chinesische Volk nicht erleben, daß das Land zerfällt, so muß es sich aufraffen. Ich liebe China von Herzen, nicht nur aus politischen Beweggründen, sondern auch aus reiner Empfindung. Aus dem Grunde kann ich mich nicht enthalten, in dieser kritischen Zeit ihm meinen Rat zu geben; er kommt aus dem Herzen.

(The Japan Advertiser, 21. Juli 1916.)

China Archiv (Berlin)

Nr. 10 vom 24 Okt. 1916

Yuan schi-k'ai

Über den verstorbenen ersten Präsidenten der Republik China veröffentlicht der frühere französische Botschafter Gérard einen Artikel, der dem bekannten Bilde keine neuen Züge zu geben weiß. Seine geschichtlichen Betrachtungen faßt der Verfasser folgendermaßen zusammen.

Die Erfolge als Ergebnisse seiner Geschicklichkeit, die Schmeicheleien, die Luft des Kaiserlichen Palastes, wo er sich schließlich eingerichtet hatte, berauschten Yuan schi-k'ai. Nachdem er zuerst, wie einstmals Cromwell, denen widerstanden hatte, die ihn zum Kaiser oder König machen wollten, ließ er sich verführen. Zu spät sah er die Gefahr und wandte sich mit Heftigkeit gegen die Pläne, die er eine Zeitlang gepflegt hatte. Er, der so geschickt war, hatte die Einfalt, durch einen Erlaß eine Republik wieder einzuführen, der er einen Eid geleistet hatte, und von der er nicht zugeben durfte, daß er sie selbst in ein Kaiserreich verwandelt hatte. Er war in seiner eigenen Schlinge gefangen. So konnte er weder Präsident noch Kaiser sein. Für ihn gab es nicht mehr, wie in den Wirren von 1898, eine Wahl, es blieb ihm nur das Nichts. Dahin flüchtete Yuan, einen Finger auf den Mund und vielleicht ein Goldblättchen in der Kehle. Solche Entwicklung ist nicht ohne Vorbild in den Annalen Chinas, und vielleicht ist dies der letzte Dienst, den Yuan den Traditionen seines Landes gebracht hat.

(L'Autre France. Paris, 16. September 1916.)

Die Folgen des Todes Yuan schi-k'ais

Seit dem Tode des Präsidenten Yuan schi-k'ai gibt es, kann man wohl sagen, keine Zentralregierung in China mehr. Jeder Provinzialgouverneur, jeder Militär-

kommandant regiert nach eigenem Gutdünken in den Gebieten, wo seine Truppen den Frieden aufrecht erhalten, gehe es auch, wie es gehe. Dann, mag er nun seine Unabhängigkeit erklärt haben oder nicht, sucht er mit Peking einen Vertrag zu schließen und dabei dem nominellen Präsidenten für seine eigene Person so viele Vorteile abzulisten wie möglich.

Einen Augenblick durfte man hoffen, daß es ganz anders kommen würde. Am Tage nach dem Tode Yuan schi-k'ais hatten die chinesischen Zeitungen einmütig die heilige Einigkeit um den Präsidenten Li yuan-hung gepredigt. Wu ting-fang, einer der gebildeten Chinesen, die mit amerikanischer Literatur durchsetzt sind, sagte in einem Gespräche dem Redakteur einer großen amerikanischen Zeitung: „Alle Voraussagen Ihrer Zeitungen, die Yuan schi-k'ai als den einzigen Menschen, der die Ordnung in China aufrecht erhalten konnte, bezeichneten, werden wir Lügen strafen und ihnen zeigen, daß wir noch mit mehreren Präsidenten aufwarten können.“ Mehr als ein Monat ist vergangen, seit diese stolzen Worte gesprochen wurden, und die Ereignisse haben ihnen aufs entschiedenste unrecht gegeben. Gewiß, einige Provinzen, die ihre Unabhängigkeit erklärt hatten, haben diese Erklärung zurückgezogen und den neuen Präsidenten anerkannt, aber diese rein formale Zustimmung verpflichtet sie nicht zum Gehorsam gegen die Präsidialerlasse oder zu einer wirksamen Mithilfe an den Lasten des Staats. Kein Geld, um die Soldaten zu bezahlen und den dringendsten Ausgaben zu begegnen; die beiden großen Regierungsbanken unfähig, ihre Zahlungen wieder aufzunehmen; die hohen Zivil- und Militärmandarinen den Präsidenten und die Minister mit Telegrammen überhäufend, worin sie ihnen eine Richtung vorschreiben, statt daß sie der

Richtung ihrer Vorgesetzten folgen; Japan übermäßig die Gesandtschaftswachen in Peking vergrößern und erklärend, daß sie über die Sicherheit aller Gesandtschaften wachen werden — das sind wenig ermutigende Symptome für den Anfang der neuen Richtung.

Eine für das Wohl Chinas bedeutungsvolle Maßregel hat Li yuan-hung in den letzten Junitagen ergriffen, nämlich die Aufhebung der Verfügungen, durch die Yuan schi-k'ai die Provinzial- und Municipalversammlungen aufgelöst hatte. Diese Versammlungen werden also wieder aufleben, und bis jetzt haben sie weit bessere Arbeit geleistet, besonders die Stadtverordnungen, als das Peking-Parlament. Zusammengesetzt nicht aus Journalisten oder öffentlichen Volksrednern, sondern aus Kaufleuten und reichen Grundbesitzern, die etwas von Geschäften verstehen, haben sie sehr oft ausgezeichnete Erfolge gehabt. Eine Freude für alle, z. B. in Schanghai, ist es, den Stadtrat der Chinesenstadt wieder erscheinen zu sehen. Aus den hervorragenden Männern der großen Stadt bestehend, unter denen sich auch ein halbes Dutzend begeisterter Katholiken befindet, hatte er es während seines kurzen Bestehens verstanden, die Chinesenquartiere mit elektrischer Beleuchtung, Straßenbahn und Wasserleitung zu versehen, die ihnen ein ganz neues Bild geben. Hervorragende Wohlfahrtsinstitutionen waren unter seiner Hand entstanden, zu deren Leitung er die Dienste unserer Schwwestern von St. Vincent de Paul heranzog. Mit den Municipalräten der französischen und internationalen Niederlassungen unterhielt er die besten Beziehungen. Vor allem hat man ihm niemals Unehrlichkeit vorwerfen können, die fast durchweg der Fluch aller Verwaltungen in China ist.

(La Croix. Paris,
7. September 1916.)

Stellung des Präsidenten

Über die Schwierigkeiten, die dem Präsidenten seitens des Kabinetts gemacht werden, gibt ein Schriftstück Auskunft, dessen chinesischer Text am 31. August in der Tsing-pau veröffentlicht wurde. Der Präsident besteht darauf, daß außer der Anstellung höherer Beamter für Posten in der Provinzial- und Zentralregierung, die nach § 34 der Verfassung ihm übertragen ist, er ständig und gründlich über die Beschlüsse und Besprechungen des Kabinetts unterrichtet werde. Er verlangt für sich die Freiheit, zu jeder Zeit den Kabinettsitzungen beizuwohnen, wenigstens solchen, in denen wichtige Fragen diplomatischer oder militärischer Natur behandelt werden. Aus dem Schriftstück geht hervor, daß der Präsident bis jetzt nur unvollkommen über die Erledigung gewisser Verwaltungsfragen unterrichtet wurde, und zwar weil er keine Verbindung mit den Kabinettsministern hat, mit denen er sich nur selten, manchmal in der Woche nicht einmal trifft. Daher hält er es für wünschenswert, daß man eine Methode einschlägt, wonach er mit den Ministern und ihren Arbeiten in ständiger Berührung steht. Jedenfalls wünscht er über das, was die Minister in besonderen Sitzungen verhandeln, und über die Ergebnisse der Verhandlungen unterrichtet zu werden.

Nach seiner Ansicht müssen Präsident und Ministerpräsident persönlich wichtige Fragen miteinander besprechen, und wenn eine persönliche Besprechung sich nicht einrichten läßt, wenigstens durch Telefon miteinander verkehren. An-gelegenheiten von geringerer Wichtigkeit könnten durch das Sekretariat des Kabinetts und das Bureau des Präsidenten erledigt werden; andere Sachen sollten in einem Schriftwechsel unter versiegelter Verschluß mitgeteilt werden. Ferner stellt der Präsident die Forderung,

Erlasse unter seinem eigenen Siegel ohne Befragung des Kabinetts zu veröffentlichen, wenn es sich um Anstellung oder Entlassung von Offizieren oder Zivilbeamten der höheren Klassen handelt. Andere Erlasse sollten erst nach erfolgter Gegenzeichnung durch die betreffenden Minister ihm vorgelegt werden, damit er sein Siegel darunter setzt. Bei allen wichtigeren Anstellungen sollte er zuerst befragt werden. Schließlich besteht der Präsident auf einer genauen Feststellung, welche Schriftstücke ihm direkt und welche durch Vermittlung des Kabinetts ihm zugehen sollen. Bis jetzt wurden nach einer Anordnung des Kabinetts alle an den Präsidenten gerichteten Schriftstücke zuerst dem Kabinettskanzler zugewiesen. Auf Grund dieser Beschwerde fand am 26. August eine Sitzung des Kabinetts statt, in der folgende provisorische Maßregeln beschlossen wurden. 1. Alle Minister finden sich jeden Freitag im Amtszimmer des Präsidenten ein, um über Verwaltungsfragen zu berichten und sie zu erörtern. Sie werden vom Präsidenten zum Essen eingeladen. 2. Vor jeder Sitzung des Kabinetts soll die Tagesordnung dem Präsidenten vorgelegt werden; nach der Sitzung soll einer der Minister über die Ergebnisse der Sitzung ihm berichten. 3. Erlasse, die dem Präsidenten vorgelegt werden, damit er sie mit seinem Siegel versehen, müssen die Unterschrift der beteiligten Minister tragen.

(Tsing-pau, 31. August 1916.)